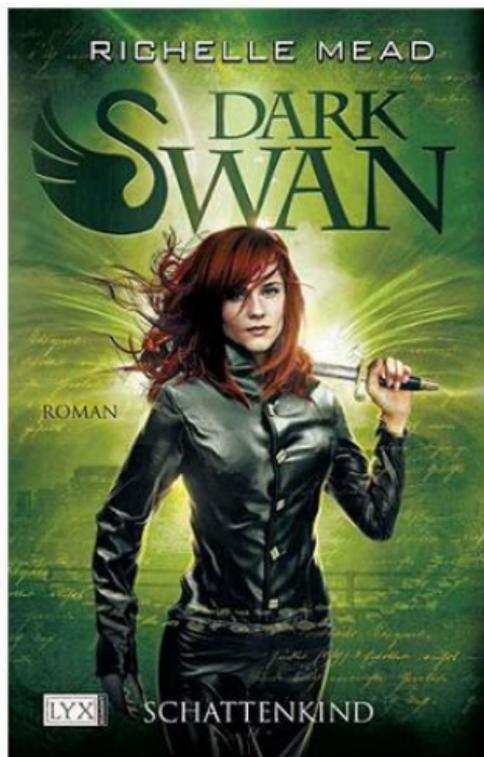


Mead, Richelle

Schattenkind



RICHELLE MEAD
DARK SWAN
SCHATTENKIND

Roman

*Ins Deutsche übertragen
von Frank Böhmert*



*Für meinen Bruder Steve,
der unserer Familie dabei hilft, auf Kurs zu
bleiben.*

KAPITEL 1

Ohio ist bestimmt eine total schöne Ecke, wenn man sich erst mal eingewöhnt hat. Für mich kam es zu Anfang aber einem der inneren Höllenkreise gleich.

»Wie kann es sein«, wollte ich wissen, »dass die Luftfeuchtigkeit hier dermaßen hoch ist? Da kommt man sich ja vor wie in einem Schwimmbecken.«

Meine Schwester, mit der ich gerade in der Spätnachmittagssonne zu Fuß unterwegs war, grinste. »Halte sie dir eben mit deiner Magie vom Leib.«

»Zu viel Arbeit. Sie kommt ja eh gleich wieder zurück«, schimpfte ich. Jasmine war wie ich in der trockenen Hitze von Arizona aufgewachsen; darum konnte ich auch nicht verstehen, wieso sie den monsunartigen Hochsommer im Mittleren Westen so locker wegsteckte. Wir beherrschten beide die Wettermagie, nur lag bei ihr der Fokus auf

Wasser, was vielleicht ihre arrogante Art erklärte. Vielleicht wurde sie auch nur dank ihrer jugendlichen Vitalität so gut damit fertig, schließlich war sie zehn Jahre jünger als ich. Oder vielleicht, ganz vielleicht, verdankte sie es auch nur der Tatsache, dass sie *nicht* im fünften Monat schwanger war und keine zehn oder noch mehr Pfund Nachwuchs mit sich herumschleppte, der anscheinend voll darauf abfuhr, mich in Schweiß ausbrechen zu lassen, meine Reserven aufzuzehren und mir auch die aller kleinste banale Aktivität richtig schön zu vermiesen.

Außerdem machten mich möglicherweise die Hormone ein ganz klein wenig reizbar.

»Wir sind fast da«, sagte eine höfliche Stimme auf meiner anderen Seite. Sie gehörte Pagiel. Er war der Sohn von Ysabel, einer der zickigsten Feinenfrauen, die ich kannte – und sie konnte sich noch nicht mal mit durchdrehenden Hormonen herausreden. Zum Glück hatte Pagiel ihr Temperament nicht geerbt; auch wechselte er mit einer

Leichtigkeit zwischen der Anderswelt und der Menschenwelt, wie ich sie sonst von Jasmine und mir kannte. Er war in demselben Alter wie meine Schwester, und die Tatsache, dass ich für meine Arzttermine auf eine Teenie-Eskorte angewiesen war, machte alles, was ich in den letzten Monaten hatte aushalten müssen, nur noch schlimmer.

Einen Block weiter vor uns stand die Hudson-Frauenklinik zwischen ihren sorgsam gestutzten Birnbäumen und ordentlichen Geranienbeeten. Die Klinik befand sich direkt an der Grenze zwischen den Geschäfts- und Wohnvierteln der Stadt und versuchte sich den Anstrich zu geben, dass sie zu Letzteren gehörte. Es war nicht die schöne Landschaftsgestaltung, derentwegen ich immer wieder in diese Sauna zurückkehrte und einen Spaziergang von einer halben Meile zwischen dem Tor zur Anderswelt und der Klinik zurücklegte. Es war nicht einmal die medizinische Versorgung, die, soweit ich das beurteilen konnte, sehr gut war. In Wirklichkeit

besaß dieser Ort letzten Endes den Riesenvorteil, dass mich hier bisher niemand zu ermorden versucht hatte.

Diese verfluchte feuchte Hitze sorgte dafür, dass ich in Schweiß gebadet war, als wir bei dem Gebäude ankamen. Ich war Schwitzen von der Wüste her gewöhnt, aber das hiesige Klima sorgte irgendwie dafür, dass ich mich ekelhaft klebrig fühlte. Zum Glück wehte uns klimatisierte Luft an, als wir durch die Tür traten. Für mich war es herrlich, aber für Pagiel das reinste Wunder. Ich sah immer wieder gern sein Gesicht, wenn ihn dieser erste Schwall traf. Er war in der Anderswelt aufgewachsen, wo die Magie der Feen – oder Feinen, wie ich sie lieber nannte – wahre Wunder schuf. Magische Glanzleistungen, die einen Menschen mit offenem Mund dastehen lassen würden, entlockten ihm nicht einmal ein Wimperzucken. Aber das hier? Kalte Luft, die von einer *Maschine* erzeugt wurde? Es haute ihn noch jedes Mal aus den Socken. Nicht

etwa, dass er welche trug.

»Eugenie«, sagte die Frau an der Anmeldung. Sie war mittleren Alters, mollig und hatte eine herzlich-nachbarschaftliche Art. »Wieder in Begleitung der Familie, wie ich sehe.«

Wir hatten Pagiel, um die Sache nicht unnötig kompliziert zu machen, als unseren Bruder ausgegeben. Tatsächlich fiel es nicht weiter schwer, sich uns als verwandt vorzustellen. Jasmines Haare waren rotblond, meine leuchtend rot und Pagiels rotbraun. Wir hätten glatt Werbung für die Solidaritätsgruppe amerikanischer Rotschöpfe machen können, falls es so etwas gab. Anscheinend fand es in der ganzen Klinik niemand seltsam, dass ich meine jüngeren Geschwister mitbrachte, also war das vielleicht ganz normal.

Wir setzten uns ins Wartezimmer, und Pagiel wand sich kurz unbehaglich in seiner Jeans. Ich tat so, als würde ich es nicht bemerken, und verbarg mein Schmunzeln. Er fand

Menschenkleidung primitiv und unansehnlich, aber Jasmine und ich hatten darauf bestanden, dass er, wenn er zu meiner Geburtsvorbereitungs-Security gehören wollte, welche anzog. Eigentlich trugen die Feinen lieber Sachen aus Samt und Seide mit allen Schikanen wie Puffärmeln und Umhängen. Damit hätte er vielleicht an der Westküste durchkommen können, aber nicht hier mitten in Amerika.

Die beiden blieben zurück, als die Schwester mich holen kam. Jasmine hatte mich anfangs immer begleitet, aber nach einem peinlichen Zwischenfall, als Pagiel sich auf jemanden mit einem Milli-Vanilli-Klingelton gestürzt hatte, wollten wir ihn besser nicht mehr allein lassen. Wobei ich zugeben muss, dass man ihm seinen Angriff kaum vorwerfen konnte.

Ich ging zunächst einmal zum Ultraschall. Als werdende Mutter von Zwillingen fiel ich in eine Risikogruppe und musste mehr Ultraschall-Untersuchungen über mich ergehen lassen als jemand mit einer »normalen«

Schwangerschaft. Die Assistentin platzierte mich auf der Liege und klatschte mir Gel auf den Bauch, dann berührte sie ihn mit der Sonde. Und schwupp, war von meiner schlechten Laune, meinem ganzen Sarkasmus, von sämtlichen Gefühlen, mit denen ich hier so hochmütig hereinspaziert war, nichts mehr übrig.

Stattdessen empfand ich nackte Angst.

Da waren sie, die Viecher, für die ich mein Leben riskiert hatte – und das Schicksal der Welt. Gerechterweise muss ich hinzufügen, dass sie auf dem Bildschirm immer noch nicht nach viel aussahen. Es waren nur schemenhafte Schwarz-Weiß-Umrisse, aber mit jedem Besuch erinnerten sie mehr an Babys. Das stellte schon irgendwie eine deutliche Verbesserung dar, denn eine Zeit lang war ich überzeugt gewesen, mit irgendwelchen Aliens schwanger zu gehen und nicht mit Menschen oder Feinen.

»Ah ja, da haben wir Ihren Sohn.« Die Assistentin zeigte auf die linke

Bildschirmseite. »Hab ich mir doch gedacht, dass wir ihn heute erwischen.«

Mir blieb die Luft weg. Mein Sohn. Als sie die Sonde bewegte, um einen besseren Winkel zu bekommen, trat plötzlich sein Profil deutlich hervor, kleine Arme und Beine und ein gerundeter Kopf, der sehr menschlich aussah. Dieses winzige Geschöpf, dessen schlagendes Herz ebenso deutlich zu sehen war, hatte überhaupt nichts von einem Eroberer der Welten an sich. Er kam mir sehr klein und verletzlich vor, und ich fragte mich nicht zum ersten Mal, ob es nicht ein Fehler gewesen war, diese Schwangerschaft fortzusetzen. Hatte ich mich austricksen lassen? Hatte ich mich von dieser unschuldigen Fassade hereinlegen lassen? Ließ ich gerade den Mann in mir heranwachsen, der versuchen würde, die Menschheit zu versklaven, wie es in dieser Prophezeiung hieß?

Als hätte sie meine Gedanken gespürt, regte sich auf der anderen Bildschirmhälfte seine

Schwester. Sie war der Hauptgrund für meine Entscheidung gewesen, diese Schwangerschaft nicht abubrechen. Bei einer Abtreibung mit dem Ziel, die Welt vor meinem Sohn zu retten, hätte ich auch den Tod seiner Schwester verantworten müssen. Das konnte ich ihr nicht antun. Und ihm letzten Endes auch nicht. Es spielte keine Rolle, was die Prophezeiung sagte. Sie verdienten beide die Chance, ihr Leben frei von dem zu leben, was ihnen das Schicksal angeblich auferlegt hatte.

Bloß wäre es schön gewesen, ich hätte das den ganzen Leuten begreiflich machen können, die mich deshalb umbringen wollten.

»Es sieht alles ganz prima aus«, erklärte die Assistentin. Sie legte die Sonde beiseite, und der Bildschirm wurde schwarz und hüllte meine Kinder wieder in Schatten. »Völlig normal.«

Normal? Wohl kaum.

Doch als ich in einen Untersuchungsraum verfrachtet wurde, um dort mit der Ärztin zu

sprechen, sah die das ganz genauso. Normal, normal, normal. Sicher, Zwillinge erforderten zusätzliche Aufmerksamkeit, aber ansonsten waren anscheinend alle überzeugt, dass ich geradezu eine Bilderbuchschwangerschaft hinlegte. Niemand hier hatte auch nur die geringste Ahnung, was für einen Kampf ich jeden Tag durchmachte. Niemand hier wusste, dass mich jedes Mal, wenn ich meinen Bauch anschaute, Bilder der Gewalt quälten, die meinetwegen verübt wurde, Bilder des Schicksals, das beiden Welten drohte.

»Haben Sie schon Kindsbewegungen gespürt?«, fragte die Ärztin. »Es ist jetzt allmählich die Zeit dafür.«

Irgendwie musste ich an *Aliens* denken. »Nein, glaube nicht. Wie fühlen die sich denn an?«

»Na ja, mit fortschreitender Schwangerschaft werden sie immer deutlicher. In diesem frühen Stadium fangen Sie an, ein Flattern zu spüren. Manche Frauen finden, es fühlt sich

an wie ein Fisch, der herumschwimmt. Sie merken es dann schon. Keine Sorge – die werden nicht versuchen, sich ihren Weg ins Freie zu treten. Jedenfalls nicht am Anfang.«

Mich überlief ein Schaudern. Ich hatte keine Ahnung, wie ich das finden sollte. Trotz der körperlichen Veränderungen fiel es mir immer noch leicht, das hier einfach als medizinische Untersuchung anzusehen. Nur die Ultraschalle erinnerten mich daran, dass da wirklich *Menschen* in mir lebten. Irgendwie war ich noch nicht darauf vorbereitet, zu spüren, wie sie sich da drin wanden.

Die Ärztin sah wieder auf ihr Klemmbrett. »Wirklich, das sieht alles ganz prima aus«, wiederholte sie noch einmal die Worte ihrer Assistentin.

»Ich bin ständig müde«, hielt ich dagegen. »Und ich werde kurzatmig. Und ich habe Probleme mit dem Rücken. Ich meine, ich kann es noch, aber es fällt mir schwer.«

»Das ist alles ganz normal.«

»Nicht für mich.« Schließlich verdiente ich

mein Geld eigentlich damit, Gespenster zu verbannen und Monster zu verprügeln.

Sie zuckte mit den Achseln. »In Ihnen wachsen zwei Kinder heran. Das Schlimmste kommt erst noch.«

»Aber ich muss alle möglichen Sachen erledigen. Ich führe ein sehr, ähm, aktives Leben.«

Sie wirkte wenig beeindruckt. »Dann werden Sie es entsprechend anpassen müssen.«

Trotz meiner Klagen bescheinigte sie mir einen guten Gesundheitszustand und sagte, ich solle mir meinen nächsten Termin geben lassen. Im Warteraum saßen Jasmine und Pagiell noch genau so da, wie ich sie zurückgelassen hatte. Sie blätterte eine Ausgabe von *People* durch und versuchte ihm zu erklären, was Reality-TV war und was daran toll war.

Vielleicht zog niemand wegen meiner ›Geschwister‹ die Augenbrauen hoch, weil ich einfach zu viele andere komische Angewohnheiten hatte. Ich zahlte zum

Beispiel für jeden Besuch in bar. Wenn man Ultraschall oder Blutuntersuchungen oder Ähnliches in Anspruch nahm, kamen da ansehnliche Summen zusammen. Ich hatte immer das Gefühl, nur noch einen Schritt davon entfernt zu sein, hier mafiamäßig mit einem Geldkoffer aufzukreuzen. Aber eine Alternative gab es nicht. Ich durfte nichts machen, was meine Feinde auf meine Spur brachte. Das Ganze über eine Krankenversicherung abzuwickeln, hätte eine Papierspur hinterlassen, ein schlichter Scheck oder eine Kreditkartenzahlung ebenfalls. Bei den meisten Feinen brauchte ich mir in der Hinsicht keine Sorgen zu machen. Die hatten in der Regel wie Pagiel keine Ahnung, wie Bank-oder Postverkehr funktionierten, geschweige denn, wie man mich darüber ausfindig machen konnte. Unglücklicherweise verfügten meine Feinde in der Anderswelt jedoch über sehr gute Verbindungen zu Menschen hierzulande, die unsere Abläufe in-und auswendig kannten.

Wegen dieser Menschen war ich überhaupt gerade in Ohio. Tucson war gefährlich geworden.

Als die Arzthelferin gerade mein Rezept ausdrückte, kam eine Frau herein, deren Schwangerschaft viel weiter fortgeschritten war als meine. Ein Windstoß wehte hinter ihr herein, und sie hatte Mühe, die Tür abzufangen und wieder zuzudrücken. Pagiel bekam zwar Technik nicht in seinen Kopf, aber er wusste aus der Anderswelt, was sich für einen Kavalier gehörte, und sprang auf, um ihr zu helfen.

»Danke«, sagte sie zu ihm und schenkte uns allen ein vergnügtes Lächeln. »Nicht zu fassen, dieser plötzliche Wetterumschwung. Eine Kaltfront aus heiterem Himmel.«

Die Arzthelferin nickte weise. »So ist das um diese Jahreszeit. Heute Abend gibt es garantiert ein Unwetter.«

Als hätte es noch einen Grund mehr gebraucht, den Mittelwesten nicht zu mögen. Gott, wie sehr ich Tucsons ewig gleiches

Klima vermisste. Während ich mit Jasmine und Pagiel hinausging, ging mir auf, dass ich unfair war. Ich litt einfach unter meinem selbst auferlegten Exil. Eigentlich hasste ich Ohio weniger, als ich Arizona vermisste. Sobald wir wieder zurück in der Anderswelt waren, konnte ich das Königreich aufsuchen, über das ich herrschte und das quasi eine Entsprechung von Tucson war. Diese Gestalt hatte ich ihm gegeben. Aber trotzdem ... es war nicht dasselbe. Ich gab immer dem Wetter die Schuld, aber es war ja mehr als das, was eine Gegend ausmachte. Jede Gegend hatte ihre eigene Kultur, ihr eigenes Lebensgefühl, geprägt von der jeweiligen Bevölkerung. Das Dornenland war toll, aber es konnte meine Heimatstadt nicht ersetzen.

»Verdammt«, sagte Jasmine und versuchte, ihre Haare zu bändigen. Der heftige Wind peitschte ihr immer wieder Strähnen ins Gesicht. »Diese Frau hat nicht übertrieben.«

Ich tauchte lange genug aus meinem Selbstmitleid auf, um zu begreifen, dass sie

recht hatte. Die Temperatur war gefallen, und diese dicke, erstickende Luft von vorhin war jetzt, wo irgendwelche Druckfronten aufeinanderstießen, gewaltig in Bewegung. Die hübsch gestutzten Bäume schwankten wie aufeinander abgestimmte Tänzer. Am Himmel ballten sich dunkle Wolken, die einen krankhaften Grünstich aufwiesen. Mich überlief ein Schauern, das mit der Abkühlung nichts zu tun hatte. Mein ganz und gar nicht feiner Feinenvater, dem ich diese Prophezeiung verdankte, dass mein Sohn die Menschheit unterjochen würde, hatte mir außerdem seine Gabe der Wettermagie vererbt. Ich war auf sämtliche Elemente abonniert, die einen Sturm ausmachten: Luftfeuchtigkeit, Luftdruck, sogar die geladenen Teilchen, die einen Blitz ankündigten. Ich hatte empfängliche Sinne dafür, und alle diese Faktoren jetzt auf mich einströmen zu spüren, hatte schon etwas Überwältigendes.

»So viel zum Thema Süßkram einkaufen«,

schimpfte ich und sah zum zornigen Himmel hinauf. Mir waren die Milky Ways ausgegangen, und ich brauchte dringend Nachschub. »Wir können von Glück reden, wenn wir nicht ersaufen, bevor wir am Tor ankommen.« Nicht zum ersten Mal wünschte ich mir für diese Ausflüge nach Ohio ein Auto; bloß hätte das nichts gebracht. Eigentlich kam ich nur wegen der Klinik hierher, und die lag in Fußnähe zu dem Tor, das zurück in die Anderswelt führte. Es gab keine praktikable Möglichkeit, mir hier einen Wagen zu halten. Und außerdem hätte eine Mitfahrt für Pagiel tödlich sein können.

Immer wieder sah ich zum Himmel hinauf, vor allem um mich davon zu überzeugen, dass die Lage wirklich so schlimm war, wie sie mir vorkam, als mich plötzlich etwas stehen bleiben ließ. In Richtung Norden konnte ich über einem Baumgebiet den Rand der Gewitterwolken sehen. Der schwarze Himmel über uns erstreckte sich nur eine Meile weit, und wo er abrupt endete, schien die Sonne

am knallblauen Himmel. Ich wäre jede Wette eingegangen, dass dort außerdem die Luft auch erstickend heiß und feucht war. Ein Rundblick ergab überall das gleiche Bild. Direkt über uns war der Himmel stockfinster, aber die Wolken endeten wie abgeschnitten. Als befänden wir uns unter einer perfekten, runden Kuppel. Überall an dieser schroffen Außenkante brachen Sonnenstrahlen durch.

Meine Begleiter waren ebenfalls stehen geblieben; Jasmine und ich sahen uns an. »Ich kann sie spüren ...«, sagte sie leise. »Zuerst nicht, da war zu viel los ...«

»Ging mir genauso«, sagte ich. Wir beide nahmen nicht nur die Elemente eines Sturms wahr, sondern waren auch gegenüber der Magie empfindlich, die damit einherging. Was wir jetzt gerade spürten, war kein natürliches Ereignis. Es gab dermaßen viele Sinnesreize, dass ich die dahinterliegende Magie anfangs gar nicht mitbekommen hatte – was zweifelsohne beabsichtigt gewesen war. Hier waren Kräfte aus der Anderswelt

am Werk. Und als ich das begriff, wurde mir noch etwas anderes klar: Man hatte uns aufgespürt. Mein sicherer Zufluchtsort im Mittleren Westen war nicht mehr sicher. »Scheißdreck.«

Pagiel sah mich ernst an. »Was machen wir jetzt?« Er hatte das luftmagische Talent seiner Mutter geerbt, also konnte er sich wahrscheinlich denken, dass etwas nicht stimmte.

Ich ging weiter. »Wir müssen zum Tor. Etwas anderes bleibt uns nicht übrig. Drüben sind wir sicher.«

»Wer immer das hier gerade veranstaltet, weiß zwangsläufig über das Tor Bescheid«, stellte Jasmine klar. »Man könnte uns auf der anderen Seite erwarten.«

»Ich weiß. Bloß müssten sie davor erst mal unsere sämtlichen Soldaten dort besiegt haben.« Dieses Tor in Hudson führte nicht direkt in eines meiner Königreiche, man kam jedoch einigermaßen nah an meinen Verbündeten hinaus, und die sichere

medizinische Behandlung in der Menschenwelt war den weiten Weg durchaus wert. Trotzdem hatten wir ihn drüben nie ohne eine ebenso stattliche wie bewaffnete Eskorte unternommen.

Der Wind nahm anscheinend noch zu; er blies uns ins Gesicht und verlangsamte unser Vorankommen. Ich hätte ihn mit meiner Magie unterwerfen können, aber wir hielten uns besser zurück, bis wir dem Urheber dieses Unwetters gegenüberstanden – oder besser, den Urhebern. Es gab nur zwei Personen in der bekannten Geschichte der Feinen, die ein solches Unwetter ohne fremde Hilfe heraufbeschwören und beherrschen konnten. Die eine war mein verstorbener Vater gewesen. Die andere war ich. Es war davon auszugehen, dass hier mehrere magisch Begabte zusammenarbeiteten; eine Vorstellung, die mich mit den Zähnen knirschen ließ. In das hier war jede Menge Planung eingeflossen, was bedeutete, dass meine Feinde schon länger über Hudson

Bescheid wissen mussten.

Fast ebenso ärgerlich wie entdeckt worden zu sein, war es, mit meinen körperlichen Einschränkungen klarkommen zu müssen. Ich war keine lahme Ente, das konnte man wirklich nicht sagen. Ich watschelte nicht einmal. Aber wie schon zu der Ärztin gesagt, konnte ich Sachen nicht mehr, die ich eigentlich draufhatte. Eine halbe Meile war keine große Entfernung, absolut nicht, zumal auf einem Gehweg in der Vorstadt. Vor meiner Schwangerschaft wäre ich einfach locker losgerannt und hätte die Strecke rasch hinter mich gebracht. Jetzt bekam ich bestenfalls ein anfängermäßiges Joggen hin und war mir der Tatsache sehr bewusst, dass Jasmine und Pagiel meinetwegen langsam machen mussten.

Wir bogen von der Hauptstraße ab und durchquerten die Ausläufer eines großen, baumbestandenen Parks. Tore zur Anderswelt befanden sich selten in stark bevölkerten, städtischen Gegenden, und

dieses lag mitten im Park. Die Bäume brachen die unmittelbare Wucht des Windes, aber die Äste schwankten heftig und ließen Zweige und Blätter auf uns niederrieseln. Wir waren die Einzigen hier draußen, da die meisten vernünftigen Menschen längst Schutz gesucht hatten.

»Hier dürfte es passieren«, rief ich meinen Begleitern über den Wind hinweg zu. Aus der Schultertasche, die ich mit dem Gurt quer über dem Oberkörper trug, zog ich meinen Zauberstab und ein Athame mit Eisenklinge. »Wenn sie uns angreifen, dann –«

Sie griffen an.

Fünf Geister, zwei Wasserelementare und dann noch ein Elementar, der glühte wie ein Irrlicht. Elementare waren Feine, die nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt in unsere Welt überwechseln konnten. Sie manifestierten sich als annähernd menschenförmige Wesen, die aus dem Element bestanden, das stark mit ihrer Magie verbunden war. Das Ausmaß des Unwetters ließ darauf schließen, dass in

der Nähe noch mehr auf der Lauer lagen, aber die waren dann wahrscheinlich schwächer und brauchten ihre gesamte Kraft schon allein dafür, diese Wetterbedingungen aufrechtzuerhalten, sodass sie nicht obendrein noch kämpfen konnten. Unsere Angreifer waren die stärksten, und die Geister dienten zur Verstärkung; das hatte ich schon öfters erlebt. Geister landeten sowieso irgendwann in der Unterwelt, da war es ihnen egal, wer über die Menschen-oder die Anderswelt herrschte. Entsprechend leicht hatte der Feine, der gegen mich opponierte, sie rekrutieren können.

Die Elementare waren nicht die Einzigen mit Unterstützung von jenseits des Grabes.

»Volusian!« Ich intonierte rasch die Worte, mit denen sich mein untoter Hilfsgeist heraufbeschwören ließ. Die Laute verloren sich im Wind, aber das spielte keine Rolle. Es zählten nur meine Absicht und meine Kraft, und binnen Sekunden materialisierte sich Volusian. Er war kleiner als ich, mit spitzen

Ohren, roten Augen und einer glatten, schwarzen Haut, die mich immer an einen Salamander denken ließ. »Die Geister!«, rief ich knapp.

Mehr Ansporn brauchte Volusian nicht. Er hasste mich. Er wollte mich sogar umbringen. Aber solange ich ihn als meinen Diener band, war er gezwungen, meine Anweisungen zu befolgen. Er griff die Geister mit solcher Heftigkeit an, dass seine Magie in der Schattenlandschaft bläulich-weiß aufgleiße. Jasmine widmete sich bereits den Wasserelementaren, während Pagiel sich das Irrlicht vorknöpfte, das vermutlich mit der Luft oder der atmosphärischen Ladung verbunden war.

Und ich? Hielt mich zurück. Was mir überhaupt nicht gefiel, aber mir blieb nichts anderes übrig. Wir hatten das immer wieder durchgespielt. Die Entscheidung zum Austragen der Zwillinge war hinfällig, wenn ich zuließ, dass man mich herumschleuderte oder sogar tötete. Indem ich mich selbst schützte,

schützte ich auch sie, und wenn mir das noch so sehr gegen den Strich ging. Zum Glück war ich nicht völlig nutzlos. Unsere Angreifer wollten mich, hatten aber zu viel mit meinen Verbündeten zu tun. Das ermöglichte mir, das Unwetter mithilfe meiner Magie ein bisschen abzuschwächen. Es ermöglichte mir außerdem, die Geister zu verbannen. Volusian war ihnen locker gewachsen, aber mit je weniger von ihnen er sich herumschlagen musste, desto besser natürlich.

Ich richtete meinen Zauberstab auf einen der beiden Geister, die gerade zusammen gegen Volusian vorgingen. Es handelte sich um durchsichtige, gespensterhafte Wesen, die in der Luft schwebten und in der Sonne kaum zu sehen gewesen wären. Die Schatten und die Wolken machten sie auf unheimliche Weise erkennbar. Ich öffnete meine Sinne und griff über diese Welt und die Anderswelt hinaus. Ich streifte die Tore der Unterwelt und stellte eine Verbindung her, die stabil war, mich

aber nicht hinüberzog. Geister in die Anderswelt zu verbannen, ging leichter und war meine bevorzugte Taktik gewesen, als ich sie noch für verängstigte Vorstädter verbannt hatte. Aber dorthin geschickte Geister konnten zurückkehren, und dieses Risiko durfte ich nicht mehr eingehen. Je weniger von ihnen es noch einmal bei mir versuchen konnten, desto besser. Unterwelt oder gar nichts war die Devise.

Ich richtete meine Willenskraft auf mein Ziel aus und verwendete die Menschenzauber, die ich als Schamanin zur Vertreibung eines Geistes aus dieser Welt gelernt hatte. Er kreischte zorn erfüllt auf, als er den Sog der Unterwelt spürte, und ein paar Sekunden später löste er sich in nichts auf. Sofort wandte ich mich dem nächsten Geist zu und schaute nur kurz, wie weit Pagiel und Jasmine waren.

Zu meinem Erstaunen hatte Pagiel das Irrlicht bereits besiegt. Keine Ahnung, wie er das hinbekommen hatte. Ich war mächtig genug,

auch Elementare zurück in die Anderswelt zu verbannen, aber meine beiden Helfer konnten eigentlich nur mit ihnen kämpfen. Pagiell musste den Elementar mit seiner Magie vernichtet, ihn buchstäblich ausgelöscht haben. Dass er magisch sehr begabt war, wusste ich, aber bis jetzt hatte ich ihn noch nie kämpfen gesehen. Er war stärker als Jasmine, wurde mir klar. Er eilte ihr sofort gegen einen Wasserelementar zu Hilfe, den er mit einem Sturmwind zurückzwang, während sie das in der Gestalt des Elementars gebundene Wasser mit ihrer Magie rief und das Wesen so in Stücke riss. Währenddessen verbannte ich den zweiten Geist.

»Eugenie, mach schon!«, rief Jasmine und sah kaum zu mir herüber, während Pagiell und sie sich den letzten Elementar vorknöpfen. Volusian hatte nur noch einen Geist vor sich. Jetzt waren wir in der Überzahl. Keiner dieser Angreifer würde Gelegenheit bekommen, sich loszureißen und mich zu verfolgen.

Ich verzog das Gesicht, lief aber los. Auch das gehörte zu unserem Plan. Diese Wesen waren meinetwegen hier. Wenn ich weg war und sie dann überhaupt noch existierten, dann hauten sie wahrscheinlich ab, sobald ihnen klar wurde, dass nur noch Jasmine und Pagiel hier waren – und Volusian. Ich kam mir schrecklich feige vor und musste mich immer wieder ermahnen: *Wenn du stirbst, sterben die Zwillinge auch.*

Ich verfiel wieder in dieses Pseudojoggen und schwächte weiterhin mit meiner Magie das Unwetter ab, um besser voranzukommen. Vor mir hob sich ein Ring aus leuchtend gelben Butterblumen von einer grünen Rasenfläche ab. Die Landschaftsgärtner konnten mähen, so oft sie wollten, binnen eines Tages waren die Butterblumen wieder da. Sie markierten das Tor.

Ich war nur noch ein paar Schritte davon entfernt, als mich von links etwas so heftig rammte, dass ich zur Seite flog. Ich schaffte es gerade noch, mich so zu drehen, dass ich

die Wucht des Aufpralls mit den Knien abfangen konnte. Es war dumm gewesen, davon auszugehen, dass das Tor unbewacht sein würde. Auch dieser Angreifer war ein Elementar und bestand offensichtlich aus Moos und Blättern. Sie verfaulten und verschoben sich vor meinen Augen, was deutlich zeigte, wie schwach dieser Elementar in Wirklichkeit war. Er konnte in dieser Welt kaum existieren. Seine Überlebenschancen waren gering, und doch riskierte er bereitwillig sein Leben und kam hierher, um mir das meine zu nehmen.

Ich kämpfte mich noch hoch, da stürzte er sich auf mich. In der einen Blätterhand hielt er einen Kupferdolch, dessen Spitze höllisch scharf aussah. Kupfer war das härteste Metall, mit dem Feine umgehen konnten, und es war zwar nicht so effektiv wie Stahl, aber durchaus tödlich. Die Bewegungen des Elementars waren un gelenk und schwerfällig, was mir selbst in meinem angeschlagenen Zustand genug Zeit gab, wieder auf die Beine

zu kommen. Ich hatte immer noch das Eisenathame in der Hand und stellte reichlich befriedigt fest, dass ich trotz meiner Schwangerschaft schneller war als diese Dumpfbacke von einem Elementar. Er schwang sein Messer nach mir, dem ich problemlos ausweichen konnte, und gab mir so eine Öffnung in seiner Deckung. Das Athame kam durch, zerschnitt ihm die grüne Brust. Der Elementar kreischte schmerzerfüllt auf, und ich beschloss prompt, ihn nicht zu vernichten. Ich konnte es mir nicht leisten, einen auf Heldin zu machen. Diese Verletzung reichte völlig, um den Elementar so weit zu verlangsamen, dass ich es zum Tor schaffte. Ich machte, dass ich in den Ring von Butterblumen kam, und griff nach der Anderswelt aus. Das Tor war stark und ganzjährig vorhanden, sodass es jemandem, der sich auskannte, keine Mühen machte. Was ebenfalls dafür gesprochen hatte, in Hudson unterzutauchen.

Die Pfade zwischen den Welten öffneten

sich, und ich spürte eine leichte Desorientierung, als würde ich auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt werden. Binnen Sekunden fand ich mich mitten zwischen meinen Soldaten stehend im Jelängerjelierland wieder. Nirgendwo gab es Anzeichen für Feinde, und den erschrockenen Gesichtern meiner Wache nach zu urteilen, kam mein zerzauster Zustand für sie völlig überraschend. Sie vergeudeten jedoch keine Zeit mit Fragen, sondern hatten bereits ihre Waffen gezogen, als der Elementar mir durch das Tor folgte.

Nur, dass es jetzt kein Elementar mehr war. Es war nicht einmal ein ›Er«. Sondern eine Sie – eine Feine, die nicht älter war als ich und ihre braunen Haare zu einem Dutt hochgesteckt hatte. Sie stolperte zwei Schritte auf mich zu, den Kupferdolch immer noch in der Hand, dann fiel sie zu Boden. Blut quoll aus ihrer Brust und zeigte, wie schwer ich sie verwundet hatte. Mit einer Klinge aus

Eisen, dem Fluch der Feinen, und dazu noch in der Menschenwelt, wo sie am schwächsten waren. Hier in der Anderswelt hätte die Frau eine solche Verwundung vielleicht überlebt, aber nun war es zu spät. Das Messer entglitt ihren Händen, als sie sich kläglich an die blutende Brust griff. Dabei ließ sie mich nicht einen Moment aus den Augen.

»Tod ... der Prophezeiung ...«, brachte sie heraus, dann holte sie selbst der Tod. Die hasserfüllten Augen erloschen, und bald sahen sie nichts mehr. Mir war speiübel.

Eine weitere Bewegung beim Tor zog die Aufmerksamkeit meiner Wachen auf sich, aber es waren nur Jasmine und Pagiel. Man sah ihnen an, dass sie gekämpft hatten, aber von ernstlichen Schäden war nichts zu sehen. Jasmine schaute als Erstes zu mir, und trotz ihres harten Blicks wusste ich, dass sie mich auf Verletzungen checkte, genauso wie ich sie. Kaum zu glauben, dass wir einmal Feinde gewesen waren.

Als sie sich davon überzeugt hatte, dass mit

mir alles in Ordnung war, warf sie einen Blick auf die Tote, dann sah sie wieder mich an, jetzt ein bisschen entspannter. »Tja«, sagte sie. »Wenigstens kannst du dir Ohio ab jetzt sparen.«

KAPITEL 2

Die geografische Beschaffenheit der Anderswelt widerspricht der menschlichen Physik. Es gibt keine geraden Linien von Punkt A nach Punkt B, nicht einmal wenn man eine Straße entlanggeht, die anscheinend ohne Kurve oder Abzweigung verläuft. Ein Vorwärtsschritt auf einer Straße bringt einen in ein Königreich, von dem man dachte, dass man es vor zehn Meilen hinter sich gelassen hätte. Die meisten Reiche neigen dazu, im selben Abstand voneinander zu bleiben, aber Garantien gibt es keine. Eine Straße, deren Macken man in-und auswendig zu kennen glaubt, kann sich ohne jede Vorwarnung verändern.

Zum Glück gab es diesmal keine solchen Überraschungen. Die Straße, die wir zum Hudsonor genommen hatten, brachte uns schließlich, mit nur den erwarteten Schlenkern durch befreundete Länder, ins Eichenland

zurück. Das Eichenland war keines meiner Reiche. Es wurde von meinem mächtigsten Verbündeten regiert, der mich gleichzeitig auch am meisten nervös machte. Dorian und ich waren einmal ein Paar gewesen und hatten gemeinsam in der Anderswelt Krieg geführt. Zur Trennung war es gekommen, als er mich in eine Schatzsuche hineinmanipuliert hatte, die insgeheim dazu gedacht gewesen war, ein Reich zu erobern, das ich gar nicht haben wollte. Eine Zeit lang waren wir uns sehr feindselig begegnet, aber mit meiner Schwangerschaft hatte sich unser Verhältnis verändert. Er gehörte zu den Verfechtern der Prophezeiung, die besagte, dass der erste Enkelsohn meines Vaters die Menschheit unterjochen würde, und hatte daher geschworen, meinen Kindern zu helfen und sie zu beschützen, obwohl er nicht ihr Vater war.

Allerdings zeigte er, nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass ich am Leben war und dass es mir gut ging, wenig Mitgefühl, als er

von unserem Hinterhalt erfuhr.

»Ich habe nie verstanden, was du überhaupt in diesem Ohoho wolltest«, sagte er und schenkte sich Wein ein. »Ich sage: und tschüss!«

Ich seufzte. »Es heißt Ohio. Und du weißt genau, was ich dort wollte. Die Zwillinge brauchen medizinische Versorgung.«

»Behauptest du. Sie können ihre ›medizinische Versorgung‹ auch hier bekommen. Unsere taugt ebenso viel wie die der Menschen. Möchtest du ein Glas?« Er hielt die Weinflasche hoch.

Ich verdrehte die Augen. »Nein. Und genau darum geht es. Die hiesige Medizin ist völlig anders. Wein ist absolut nichts für Babys.«

Dorian kam mit großen Schritten durch den Salon und drapierte sich elegant auf einem Zweiersofa, das seine Robe aus Purpursamt am vorteilhaftesten zur Schau stellte. »Nun, das versteht sich doch wohl von selbst. Ich würde mir im Traum nicht einfallen lassen, einem kleinen Kind Wein zu geben! Wofür

hältst du mich, für einen Barbaren? Aber was dich betrifft ... Nun, vielleicht hilft er dir dabei, ein Stück weit deine Nervosität abzulegen. Es ist in letzter Zeit rundweg unerträglich, sich in deiner Nähe aufzuhalten.«

»*Ich* darf auch keinen Wein trinken. Den bekommen dann die Babys in meinem Bauch ab.«

»Unsinn«, sagte er und schnippte seine langen, rotbraunen Haare über die Schulter zurück. Ohne sein gutes Aussehen wäre mein Leben leichter gewesen. »Meine Mutter hat täglich Wein zu sich genommen, und schau, was aus mir geworden ist.«

»Damit hast du mir gerade das beste Argument überhaupt geliefert«, sagte ich trocken. »Schau mal, ich weiß, du findest hier alles bestens und siehst keinen Grund für mich, je einen Fuß aus der Anderswelt zu setzen, aber ich komme mir einfach unsicher vor, wenn ich diese Schwangerschaft nicht regelmäßig durch einen ... Menschenarzt untersuchen lasse.« Ich hatte fast ›richtigen

Arzt« gesagt, mich aber gerade noch gefangen. Klar, ich hatte bei den Feinen einige verblüffende Heilerfolge miterlebt. Ich hatte buchstäblich dabei zugesehen, wie man abgeschlagene Gliedmaße wieder angefügt hatte. Doch selbst die beste Feinenmagie konnte mir nicht dieselbe Sicherheit einflößen wie die beruhigenden Zahlenwerte und Pieptöne der Gerätemedizin. Ich war schließlich ein halber Mensch und wie ein ganzer aufgewachsen.

»Du kommst dir ›unsicher‹ vor, hm?« Dorian schenkte mir sein lakonisches Lächeln. »Nun sag, wiegt die Vergewisserung, die du heute durch deine Menschenärztin erfahren hast, denn den potenziellen Schaden auf, den du hättest nehmen können, als dieser Elementar dich umgeworfen hat?«

Ich warf ihm einen finsternen Blick zu und sah weg. Obwohl ich den Sturz einigermaßen hatte abfangen können, hatte ich mich gleich nach dem Passieren des Tores von Dorians Heilern durchchecken lassen. Sie hatten

einige kleinere Zauber zur Minimierung von Blutergüssen angewendet und geschworen, dass den Zwillingen nichts passiert war. Sie verfügten über keinerlei diagnostische Ausrüstung, um es zu beweisen, aber die Heiler der Feinen besaßen ein angeborenes Gespür für derartige Vorgänge im Körper, so wie ich für die Bestandteile von Unwettern empfänglich war. Ich musste einfach darauf vertrauen, dass die Heiler richtiglagen.

»Wir hätten besser vorbereitet sein müssen, das ist alles«, schimpfte ich leise.

»Wie vorbereitet willst du denn noch sein?« Dorian sprach immer noch so leichthin, als wäre das alles ein einziger Witz, aber ich konnte die Härte in seinen grünen Augen sehen. »Du spazierst doch längst mit einem veritablen Heer im Rücken durch diese Welt. Willst du es jetzt auch noch mit hinüber in die Menschenwelt nehmen?«

»Natürlich nicht. So viele Jeanshosen sind im ganzen Land nicht aufzutreiben.«

»Du setzt dein Leben aufs Spiel. Du setzt ihr

Leben aufs Spiel.« Dorian zeigte auf meinen Bauch – nur für den Fall, dass nicht restlos klar war, wen er meinte. »Du solltest nicht hinüber in die Menschenwelt wechseln. Ehrlich gesagt solltest du nicht einmal hier von einem Land ins andere reisen. Wähl dir eines aus. Eines von deinen, meines; es ist einerlei. Nur *bleib* irgendwo und lass dich beschützen, bis sie auf die Welt gekommen sind.«

»Ich bin nicht sehr gut darin, irgendwo zu bleiben«, erklärte ich, und mir entging nicht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen diesem Gespräch und dem vorhin mit der Ärztin in Sachen Frust über meinen körperlichen Zustand.

Zu meiner Überraschung glättete sich Dorians Miene zu Mitgefühl. »Ich weiß, meine Liebe. Ich weiß. Aber dies sind ungewöhnliche Zeiten. Eines gebe ich gern zu: Wenn du in Bewegung bleibst, wird es für sie schwerer, dich zu finden. Maiwenn und Kiyoko können nur eine bestimmte Anzahl Orte gleichzeitig überwachen, also spricht

durchaus auch etwas dafür, nicht ständig an einem Ort zu bleiben.«

Maiwenn und Kiyō. Mein Herz krampfte sich zusammen. Wir sprachen diese Namen kaum einmal aus. Normalerweise sagten wir einfach »der Feind« oder »sie«. Doch obwohl es eine große Anzahl Feinde gab, die verhindern wollten, dass sich die Prophezeiung des Sturmkönigs bewahrheitete, wussten wir alle, dass die eigentliche Bedrohung aus zwei ganz bestimmten Personen bestand. Maiwenn war die Königin des Weidenlands und einmal eine Freundin gewesen. Kiyō war mein Ex und wie ich zur Hälfte menschlich.

Und außerdem war er der Vater meiner Kinder.

Kiyō ...

Wenn ich zu lange an ihn dachte, überwältigten mich meine Gefühle. Selbst als unsere Beziehung allmählich den Bach runtergegangen war, hatte ich noch etwas für ihn empfunden. Dann hatte er klargestellt,

dass er die Zwillinge und mich als akzeptable Verluste ansah, wenn es darum ging, eine Bedrohung für die Menschheit abzuwenden. Ich hatte definitiv auch keine Lust, mit anzuschauen, wie die Feinen die Menschenwelt eroberten, aber bei seinen Aktionen hatte es mir die Sprache verschlagen. Es fiel mir immer noch schwer, die Tatsache zu akzeptieren, dass ich jemanden so gut kennen konnte ... und doch überhaupt nicht kannte.

»Was, meinst du, sollen wir wegen der Hochzeit machen?«, zwang ich mich zu einem Themenwechsel. »Sie wissen, dass ich dort sein werde.« Zwei meiner Untergebenen, Shaya und Rurik, wollten demnächst heiraten, und ich richtete das Fest aus.

Dorian nickte und kniff nachdenklich die Augen zusammen. »Sie wissen auch, dass all deine Verbündeten und eine Anzahl derjenigen, die sich einfach gut mir dir stellen wollen, dort sein werden. Solange wir dafür sorgen können, dass du sicher zurück ins

Dornenland kommst, dürfte es keine –«
»Es ist mir gleich, womit er gerade beschäftigt ist! Ich werde *auf der Stelle* mit ihm reden!«

Dorian und ich wandten uns zur Tür um, hinter der die Frau keifte. Wachsoldaten brummt Erklärungen, wobei es klar war, dass sie ignoriert werden würden.

Ein zutiefst resignierter Ausdruck huschte über Dorians Gesicht. »Ist schon gut«, rief er. »Lasst sie ein.«

Ich hatte es mir auf einer Chaiselongue bequem gemacht, beinahe ebenso entspannt wie Dorian, aber nun richtete ich mich auf. Ich wusste, wer da kam, und wollte lieber gewappnet sein.

Ysabel kam in den Raum gefegt, in einem Kleid, das selbst nach den Maßstäben der Feinen kunstvoll war. Ich fand immer, dass sich die hiesige Mode am besten mit ›wild gewordenem Mittelalter‹ beschreiben ließ. Ihr Kleid war aus schwerem silbernen Satin gefertigt, mit einem V-Ausschnitt, der ihr fast

bis zum Bauch reichte. Zuchtperlen säumten sämtliche Nähte und zierten auch ihre langen rotbraunen Haare. Ich fragte mich, ob sie auf dem Weg zu einem festlichen Ereignis war oder sich einfach nur immer noch darum bemühte, Dorian zurückzugewinnen. Sie war einmal seine Mätresse gewesen, bevor er und ich zusammengekommen waren, aber nach unserer Trennung hatte er nicht wieder daran angeknüpft.

Noch erstaunlicher als ihre Aufmachung war vielleicht, dass sie nicht allein kam. In ihrem Schlepptau kamen Pagiel und ihre beeindruckende und zumeist unfreundliche Mutter Edria. Der Junge musste sich beeilen, mit den beiden Schritt zu halten, und machte ein jämmerliches Gesicht. Kurz darauf trat auch noch seine jüngere Schwester Ansonia ein. Sie hatte lange Haare, fast von derselben Farbe wie meine, und schien Angst zu haben, hier zu sein.

»Eure Majestät«, rief Ysabel und blieb vor Dorian stehen. Ich konnte nicht sagen, ob ihre

Wangen vor Zorn oder von schlechtem Make-up gerötet waren. Wenn man bedachte, dass die Feinen ihre Kosmetika gern aus Nüssen und Beeren herstellten, hätten mich beide Möglichkeiten nicht überrascht. »Das kann ich nicht zulassen.«

»Mutter –«, begann Pagiel, als er bei ihr ankam.

Ysabel zeigte mit zornblitzenden Augen auf mich. »Ich werde nicht länger zulassen, dass sie meinen Sohn immer wieder in Gefahr bringt! Stellt Euch vor, er ist heute beinahe gestorben!«

»Bin ich gar nicht!«, rief Pagiel.

Dorian musterte ihn ruhig von oben bis unten. »Auf mich macht er einen vortrefflichen Eindruck.«

»Um Haaresbreite wäre es anders ausgegangen«, erklärte Edria mit Grabesstimme.

»Nicht, dass ich wüsste«, sagte ich und dachte daran, wie schnell Pagiel seinen Gegner ausgeschaltet hatte. »Nach dem, was

ich gesehen habe, hatte er die Sache im Griff.«

»Woher wollt denn Ihr das wissen?«, fragte Ysabel mit einem höhnischen Grinsen. »Ihr seid doch weggelaufen.«

Ich spürte, wie mir selbst die Röte in die Wangen schoss. Da konnte es noch so einleuchtend sein, dass ich mich außer Gefahr zu bringen hatte, während andere meine Verteidigung übernahmen; es schmeckte mir trotzdem nicht.

»He, ich habe auch meinen Teil übernommen«, sagte ich.

Ysabel hatte sich bereits abgewandt und sagte zu Dorian: »Es ist nicht rechtens, dass mein Sohn für *sie* sein Leben riskiert.«

»Das sehe ich genauso«, sagte Edria. Ihr schwarzes Haar war so fest zurückgebunden, dass es ihr – ich schwöre – die Gesichtshaut straff zog. Vielleicht war es die Feinenvariante davon, sich liften zu lassen. »Er hat nichts mit dieser ominösen Prophezeiung zu schaffen. Er schuldet der

Königin nichts.«

Pagiel versuchte immer wieder, auch etwas zu sagen, und jedes Mal fuhren ihm seine Mutter und Großmutter über den Mund. Er tat mir leid, zumal er der einzige Mann in der Familie war. Sein Vater war vor Jahren gestorben, und Ysabels Vater war angeblich ein Taugenichts gewesen, der die Familie im Stich gelassen hatte. Pagiel war nur von Frauen umgeben.

Dorian sah zwischen Ysabel und Edria hin und her. »Ich befehle ihm nicht, irgendetwas für die Königin zu tun. Er begleitet sie aus freien Stücken.«

»Aber das ist gefährlich«, sagte Ysabel.

Es konnte ihn nicht erweichen. »Ich sage noch einmal, er begleitet sie aus freien Stücken. Um ehrlich zu sein, weiß ich nicht, was ihr von mir erwartet. Dein Sohn ist ein freier Bürger meines Reiches und alt genug, um seine eigenen Entscheidungen zu treffen.«

Ysabel sah so aus, als ob sie gleich mit dem

Fuß aufstampfen würde. »Es ist gefährlich! Ist es nicht Eure Aufgabe, Eure Untertanen vor Unbill zu bewahren?«

»Gewiss«, sagte Dorian. »Und zugleich habe ich mich um die Belange meines Reiches zu kümmern. In Kriegszeiten kann ich wohl kaum dafür Sorge tragen, dass keinem Soldaten ein Leid geschieht, nicht wahr? Und selbst wenn wir uns streng genommen derzeit nicht im Krieg befinden, so unterstützt dieses Reich die Königin des Vogelbeer- und Dornenlandes. Damit gehen gewisse unvermeidbare Risiken einher, aber daran lässt sich nichts ändern. Deshalb meine Verwendung des Wörtchens ›unvermeidbar‹. Ich kann ihm schwerlich vorwerfen, dass er ihr beistehen möchte. Und tatsächlich gebührt ihm dafür, dass er alles Erdenkliche tut, um ihre Sicherheit zu gewährleisten, Lob und Anerkennung – wie das heutige Scharmützel deutlich gezeigt hat.«

Pagiel strahlte über das Lob seines Königs, aber Ysabels Miene wurde nur noch finsterer.

Ein bisschen tat sie mir schon leid. Schließlich war sie nur eine Mutter, die versuchte, ihren Sohn zu beschützen. Aber zugleich fiel es mir schwer, das einer Frau zuzugestehen, die ihren Sohn oft zu ihrem eigenen Vorteil eingesetzt hatte. Nach dem Tod ihres Mannes war Ysabel einzig mit dem Ziel an Dorians Hof gekommen, einen Mann – vorzugsweise den König – zu verführen, der dann für sie sorgen würde. Mit dem Kniff, Pagiel und Ansonia mitzubringen, hatte Ysabel die eigene Anziehungskraft verstärken wollen. Die Feinen taten sich schwer mit dem Kinderkriegen und machten sich ständig Sorgen um ihre Fruchtbarkeit oder Zeugungsfähigkeit. Durch die Zurschaustellung ihrer beiden Kinder hatte Ysabel unterstreichen wollen, was für eine gute Partie sie war.

»Da, seht ihr?«, fragte Pagiel triumphierend, als er endlich einmal zu Wort kam. »Ich habe die Unterstützung des Königs. Ich glaube an das, was ich tue. Ich will meinen Beitrag dazu

leisten, dass die Prophezeiung eintrifft.«

Das ließ mich schon ein bisschen zusammenzucken. Ich war zwar über jeden froh, der dabei half, mich vor Kiyō und Maiwenn zu beschützen, aber diese Dankbarkeit wurde durch das Wissen getrübt, dass die meisten mich in der Hoffnung unterstützten, dass mein Sohn wirklich einmal die Menschheit unterjochen würde. Beide Völker hatten einst dieselbe Welt geteilt, aber die Feinen hatten sich mit der Schwächung der Magie und dem Aufkommen der Technik aus ihr zurückgezogen. Zu einem großen Teil waren sie der Meinung, dass ihnen ein Unrecht geschehen war und sie Anspruch auf die Menschenwelt hatten.

»Du bist ein dummes Kind«, fauchte Edria.
»Und du hast nicht den Schimmer einer Ahnung, woran du glaubst. Dass du hier bist, liegt doch zu einem Gutteil nur an ihrer Schwester.«

Ich sah kurz Verlegenheit in Pagiels Gesicht, aber er ließ sich nicht fertigmachen. Es

stimmte, dass ich ihn im Grunde nur kannte, weil er romantische Gefühle für Jasmine entwickelt hatte. Mit der Zeit jedoch hatte er sich als entschiedener Gegner von Leuten erwiesen, die ungeborene Kinder bedrohten, und sich auf meine Seite gestellt.

Er funkelte Mutter und Großmutter an. »Meine Beweggründe gehen nur mich etwas an. Ich habe mich entschieden, das zu tun, und ihr könnt mich nicht daran hindern.«

Die drei hatten uns anscheinend vergessen und waren wieder in ihre familiären Zwistigkeiten verfallen. Im Hintergrund schmollte Ansonia. Ich ging davon aus, dass ihre Mutter sie mitgeschleift hatte, damit sie Familienzusammenhalt bewies.

»Pagiel war umwerfend«, sagte ich in der Hoffnung, ihn damit ein bisschen zu unterstützen. »Die Wahrheit ist, dass er zu unseren Gängen in die Menschenwelt einen entscheidenden Beitrag geleistet hat. Wenige andere Fei- äh, Glanzvolle verfügen dort über solche Kräfte.«

»Kräfte, die vergeudet werden«, sagte Edria mit einem Naserümpfen. »Er hat Wichtigeres zu tun, als Euren Laufburschen abzugeben.«

»Großmutter, so darfst du nicht zu ihr sprechen!« Pagiel war offensichtlich fassungslos. »Sie ist die Königin von Vogelbeere und Dorn.«

»Und wenn sie die Königin von –«

»Genug«, sagte Dorian und hob die Hand. Seine gesamte Haltung war immer noch locker und entspannt, aber in seiner Stimme war eine Strenge, die sämtliche Aufmerksamkeit auf sich zog. »Dieses Gespräch ist beendet. Es gibt nichts, was ich tun kann – oder will. Ihr beiden zauberhaften Damen werdet akzeptieren müssen, dass Pagiel ein Mann ist und sein Leben selbst bestimmt. Doch falls euch das tröstet« – er warf mir einen kurzen, amüsierten Blick zu –, »ich bezweifle, dass er so bald wieder in der Menschenwelt umherstreifen wird, nun da das Geheimversteck Ihrer Majestät nicht länger geheim ist.«

Ich machte ein finsternes Gesicht, widersprach aber nicht – denn er hatte recht.

Pagiels blaue Augen leuchteten. »Ich werde Euch helfen, ein neues zu finden«, erklärte er. »Ich überprüfe sämtliche Tore und schaue, wohin sie in der Menschenwelt führen.«

Ich lächelte nachsichtig. Ich dachte schon langsam, dass Dorian recht hatte und ich mich besser hier in der Anderswelt verkroch, aber ich wollte Pagiel vor Ysabel und Edria nicht den Wind aus den Segeln nehmen.

»Vielen Dank, Pagiel.«

Ysabel sah aus, als ob sie jeden Moment explodieren würde. »Darüber unterhalten wir uns noch.«

»Ach so?«, sagte Dorian. »Du kannst davon ausgehen, dass wir das *nicht* tun werden. Nun geht. Alle.«

Er sprach wieder in diesem Befehlston, und nach einigen obligatorischen Knicksen und Verneigungen huschte die gesamte Familie davon.

»Sie sind immer so reizend«, sagte Dorian.

»Nicht das erste Wort, das mir da in den Sinn kommt.« Ich sah zu, wie die Wachen die Tür wieder schlossen. Ich seufzte. »Wobei es mir wirklich kein bisschen gefällt, dass andere ihr Leben für mich riskieren. Zumal Pagiel. Ich kann ihn gut leiden.«

»Das ist ja das Unschöne daran«, sagte Dorian lächelnd. »Es sind immer Leute, die man gut leiden kann. Feinde neigen eher nicht dazu, ihr Leben für einen zu riskieren. Einzig deine Freunde sind zu diesem Opfer bereit. Wobei ich davon ausgegangen bin, dass du über dieses moralische Dilemma schon hinweg wärest, seit wir gegen Katrice in den Krieg gezogen sind.«

»Dass ich wirklich darüber hinweg bin, würde ich nicht sagen. Eigentlich habe ich nur gelernt, damit umzugehen.«

»Das könnte sich leicht als dauerhafte Philosophie erweisen.«

»Könnte sein.« Ich stand auf und streckte mich, um einen Schmerz im Rücken loszuwerden, der mir neu war. Na toll. Noch

ein Beweis dafür, dass mein Körper den Bach runterging. »Ich sollte mal langsam ins Dornenland zurückgehen.

Dorian stand ebenfalls auf. »Langsam, aber noch nicht jetzt.«

Ich warf ihm einen misstrauischen Blick zu. »Zielst du darauf ab, mich noch ein bisschen hierzubehalten?«

»Rein aus Vernunftgründen. Maiwenn lässt diese Burg wahrscheinlich beobachten, um zu schauen, ob du nach ihrem Hinterhalt noch zurückkehren wirst. Falls sich ihre Spitzel noch immer hier herumtreiben, nimmst du, ob nun Eskorte oder nicht, am besten nicht die Straßen. Einmal das, und außerdem gehen sie wahrscheinlich davon aus, dass du mir berichtest und dann sofort nach Hause zurückkehrst. Warte noch einen Tag, und sie geben auf und verschwinden.«

»Ich hasse Intrigenspiele«, schimpfte ich, obwohl ich wusste, dass er wieder einmal recht hatte.

»Dabei verstehst du dich so gut darauf.«

Dann streckte er ohne Vorwarnung den Arm aus und legte mir eine Hand auf den Bauch. Ich machte einen Satz nach hinten. »Hey! Frag gefälligst erst.«

»Ich wollte mich nur einmal bei meinen kleinen Wunderkindern bemerkbar machen«, sagte er wenig beeindruckt. Er trat erneut auf mich zu. »Darf ich?«

»Das sind nicht deine Wunderkinder.« Ich nickte widerwillig, und seine Hand kehrte zurück. »Wozu die Mühe? Bis jetzt hab noch nicht mal ich irgendwelche Kindsbewegungen gespürt. Da wirst du erst recht keine spüren.«

»Und wenn schon, mir gefällt die Verbundenheit. Wir werden einander sehr nahestehen, diese beiden und ich. Also falls du aufhörst, so störrisch zu sein, und es zulässt, dass ich sie adoptiere.«

Dieses Angebot, das meinen Kindern Ehelichkeit und Status in der Anderswelt verschaffen würde, machte er mir ständig. Bloß konnte ich ihnen als Königin zweier Reiche auch ohne seine Hilfe jede Menge

Status sowie ein anständiges Erbe mitgeben. Dorian behauptete ständig, einfach nur an unserem Leben teilhaben zu wollen. Aber mein Misstrauen war begründet, und ich ging davon aus, dass es ihm dabei auch um die Möglichkeit ging, Einfluss auszuüben.

»Ich denke immer noch darüber nach«, sagte ich ausweichend.

Er gluckste in sich hinein. »Irgendetwas lässt mich vermuten, dass du noch die nächsten zwanzig Jahre lang ›darüber nachdenken‹ wirst.«

Das war alles, was er sagte, und die Hand nahm er auch nicht weg. Er war anscheinend ganz selig über die Berührung, und ich hätte zu gern gewusst, was er gerade empfand. Dorian war ein Meister darin, zu verbergen, was in ihm vorging. Das rührte zum Teil daher, dass er König war, und zum Teil einfach nur daher, dass er eben ... Dorian war. Während wir dort standen, wurde ich mir bald der Wärme seiner Hand und seiner körperlichen Nähe bewusst. Es beunruhigte

mich und wühlte zu viele gemeinsame Erinnerungen auf. Ich war sehr in ihn verliebt gewesen, damals, als er mich hintergangen hatte, und es war mir schwergefallen, die Beziehung zu lösen. Ich hatte unsere Vertrautheit und die intensive Sinnlichkeit absolut noch nicht vergessen. Als er seine Hand zu meiner Hüfte hinuntergleiten ließ, entzog ich mich abrupt.

»Da sind sie nicht.« Es klang hoffentlich eher verärgert als geschmeichelt. Ich machte ein paar Schritte auf die Tür zu. »Ich bleibe noch einen Tag oder so, und dann kehre ich zurück.«

Er verschränkte die Hände vor sich und nickte. »Wie du wünschst. Wir sehen uns bestimmt noch. Falls nicht, dann bis zur Hochzeit.«

»Ja, genau.« Ich hielt seinem Blick für einige Sekunden stand und wandte mich dann rasch ab, weil ich Angst vor dem hatte, was ich vielleicht in seinen Augen sehen würde. Über seine Gefühle herumräteln zu müssen,

konnte frustrierend sein, aber das war noch lange nicht so gruselig, wie sie wirklich zu kennen.

KAPITEL 3

Es kränkte mich nicht, dass Shaya und Rurik lieber im Vogelbeerland als im Dornenland heiraten wollten. Sicher, im Dornenland hatten sie sich während der Arbeit für mich ineinander verliebt, aber mir war längst klar, dass nur wenige Feine meine Liebe zu der ewigen Hitze und den weiten Wüstenlandschaften meines eigentlichen Königreichs teilten. Aber auch das Vogelbeerland stand unter meiner Herrschaft, und selbst ich musste zugeben, dass es dort wirklich herrlich war. Genau so eine Landschaft hatte man vor Augen, wenn man an Picknicks auf dem Lande und an idyllische Nachmittage dachte. Überall blühten Blumen, und die niedrigen Bergketten am Horizont gaben einen hübschen Hintergrund ab. Wenn ich überhaupt etwas gegen das Vogelbeerland einzuwenden hatte, dann einfach, dass ich eben nie seine Königin

hatte sein wollen.

Die Hochzeit fand in den ausgedehnten Anlagen vor der Burg statt. Die Burg war von Katrice geschaffen worden, der letzten Herrscherin des Vogelbeerlands, und sah aus wie etwas auf einer bayrischen Postkarte. Die Gabe der Pflanzen-und Naturmagie war bei vielen Feinen verbreitet, und ein paar Leute mussten für die Dekoration der Anlagen Sonderschichten eingelegt haben. Riesige blühende Bäume, die vor ein paar Tagen noch nicht da gewesen waren, säumten den Hof wie Wächter und sprenkelten alles mit zarten rosa Blütenblättern. Kletterrosen waren zur Formung eines natürlichen Rosenbogens, unter dem sich das Brautpaar das Jawort geben konnte, gepflanzt worden und blühten in exotischen Farben, wie ich sie in freier Natur noch nie gesehen hatte. Es gab keine Stühle für die Gäste, und man hatte mir erzählt, dass es in der Anderswelt üblich war, bei Hochzeiten zu stehen, zumal die Zeremonie meist nicht lang dauerte. Auf

diskret abseits platzierten, reich verzierten Holztischen richteten Diener Teller und Schalen voller Essen für das spätere Festmahl an. Blaue Winden rankten sich um die Tischbeine, und Feinenmagie stellte sicher, dass die Speisen heiß blieben.

Wenn überhaupt etwas die schöne Szene verdarb, dann die große Zahl von Soldaten, die überall Streife gingen. Leicht waren sie nicht zu erkennen – erst auf den zweiten Blick. Es wimmelte bereits von Gästen in farbenprächtiger Kleidung, wie die Feinen sie so liebten. Das machte es einem nicht leicht, die Leute auseinanderzuhalten, aber bei genauem Hinschauen konnte ich meine Soldaten an den Uniformen meiner beiden Länder erkennen, außerdem auch die Soldaten, die Dorian zu diesem Anlass entsandt hatte. Sie hatten sich zwar überall im Gelände verteilt, versammelten sich aber immer dort, wo ich gerade war. Was mich kaum überraschte, da ich doch der Anlass für die erhöhten Sicherheitsmaßnahmen war.

Außerdem hatte man sämtliche Gäste – darunter viele Würdenträger und Adelsleute aus anderen Königreichen – peinlich genau überprüft, bevor ihnen Zugang zum Festgelände gewährt worden war. Ich hatte ein bisschen Schuldgefühle, dass meine Situation diesen freudigen Anlass in Sperrmodus brachte, aber Shaya und Rurik schien das überhaupt nichts auszumachen.

»In diesem Kleid sehe ich total fett aus«, sagte ich zu Jasmine, während wir etwas weiter hinten in der Menge standen und zusahen, wie die letzten Vorbereitungen erledigt wurden. Sie musterte mich, während ich angestrengt versuchte, die Falten meines langen, hauchzarten Gewands anders zu arrangieren.

»Du bist schwanger«, stellte sie fest. »Du siehst in allem fett aus.«

Ich machte ein finsternes Gesicht. »Ich glaube, die richtige Antwort wäre gewesen: Nein, siehst du gar nicht.«

Jasmine schien ihre unverblünten Worte

nicht zu bereuen. »So schlimm ist es ja nicht. Nur um den Bauch herum.« Sie musterte mich kritisch. »Und vielleicht noch am Busen.«

Ich seufzte. Es stimmte ja. Ich bewegte mich so viel, dass ich wirklich nur dort Gewicht zugelegt hatte, wo es für die Schwangerschaft notwendig war. Und sicher, ich war natürlich nicht *total* in die Breite gegangen, aber dort so zu stehen – zumal neben der dünnen Jasmine – erinnerte mich wieder einmal an die brutale Wahrheit: Mein Körper gehörte nicht länger mir.

»Eure Majestät?«

Eine Stimme riss mich aus meinem Selbstmitleid, und als ich mich umwandte, stand eine Frau mittleren Alters in einem Samtkleid neben mir. Sie machte einen tiefen Knicks und richtete sich in einer fließenden Bewegung wieder auf. Ihre goldbraunen Haare waren zu einer unmöglich hohen Frisur aufgetürmt, der man eindeutig mit Magie nachgeholfen hatte. An ihren Ohren und ihrer Kehle funkelten Rubine.

»Ich heiÙe Iliana. Ich bin Botschafterin Ihrer Majestät Varia, Königin des Eibenlandes. Meine durchlauchtigste und hochwohllobliche Herrin entbietet zu diesem freudigen Ereignis ihren Gruß und ihre besten Wünsche.«

Ich kannte weder Varia noch das Eibenland, aber Ilianas Anwesenheit überraschte mich kaum. Wahrscheinlich waren nur ein Drittel der Anwesenden wirklich Freunde oder Verwandte des Brautpaares. Die anderen waren hier, weil sie wussten, dass ich große Stücke auf Shaya und Rurik hielt, und sich gut mit mir stellen und ihre freundschaftliche Verbundenheit zwischen unseren Ländern herausstreichen wollten. Manche unterstützten die Prophezeiung des Sturm Königs, manche nicht. Trotzdem legten die meisten – außer sie waren ausdrücklich auf Maiwenns Seite – Wert darauf, sich nicht schlecht mit mir zu stellen.

»Vielen Dank«, sagte ich. »Das ist sehr freundlich. Von Euch wie von Eurer Königin.« Ich bemühte mich um einen diplomatischen

Plauderton. »Ich hoffe, Ihr hattet keine allzu weite Anreise?«

Ilania winkte ab, um mir zu zeigen, wie unerheblich das war. »Keine Reise wäre zu weit, um einen Gruß meiner Herrin auszurichten. Tatsächlich hat sie mir dieses überaus kostbare Geschenk anvertraut, als Zeichen ihrer Freundschaft.«

Zwei Diener erschienen, wohl in den Uniformen des Eibenlands, und trugen eine Skulptur herein, die aus einem grün und weiß marmorierten Stein gefertigt war. Die Skulptur war ein Stück kleiner als ich und stellte ein Einhorn dar, das einen Fisch auf seiner Nase und einen Schmetterling auf seinem Horn balancierte. Seltsame Mischung.

»Ähm, vielen Dank. Die wird sich bestimmt gut in Shayas und Ruriks Schlafzimmer machen.«

»Oh nein.« Ilania lachte. »Dies ist für Euch, Majestät. Und wir haben tatsächlich derer zwei mitgebracht – eine für jedes Eurer Lande. Ich habe auch für König Dorian eine

Skulptur; ich brenne schon sehr darauf, ihn einmal persönlich kennenzulernen. Da wir nicht sonderlich oft hierherreisen, wollten wir sicherstellen, so vielen Herrschern wie möglich unsere Freundschaft zu erweisen. Keine Sorge«, fügte sie hinzu, »die Skulpturen sind alle unterschiedlich. Sie bestehen allesamt aus damarischer Jade, doch würden wir Euch nie identische Entwürfe geben. Das wäre geschmacklos.«

»Wohl wahr«, sagte ich mit einem Blick auf das Einhorn und seine Freunde. »Geschmacklosigkeiten gilt es zu vermeiden.« Die Diener der Botschafterin wirkten gestresst, darum schickte ich sie mit der Anweisung nach drinnen, die Skulptur – oder besser, die beiden Skulpturen – jemandem aus meiner Dienerschaft zu übergeben. Tatsächlich gab es in meinen beiden Burgen eigens Lagerräume für derartige Geschenke. Auch wenn ich manche solcher Ehrengeschenke weder ausstellen noch benutzen wollte, hatte ich längst gelernt,

sie für den Fall in Griffnähe zu behalten, dass der Schenkende einmal vorbeischaute.

»Ich kann es kaum erwarten, was Ihr mir im Gegenzug mitgeben werdet«, fügte Ilania hinzu. »Etwas Wunderschönes gewiss.«

Ich blinzelte. »Ähm ... Entschuldigung, was bitte?«

Sie lachte fröhlich. »Ihr kennt doch gewiss den Brauch unseres Landes? Wir tauschen Geschenke aus, um die Bande unserer Freundschaft zu betonen. Wir werden die Gaben Eurer Königreiche stolz zur Schau stellen, ganz wie Ihr auch die unseren.«

»Selbstverständlich«, sagte ich und nahm mir vor, den Dienern zu sagen, dass sie ein paar annehmbare Geschenke auftreiben sollten. Mit der Etikette der Feinen auf dem Laufenden zu bleiben, war verwirrend. »Wir werden arrangieren, dass Ihr sie bei Eurer Abreise mitnehmen könnt.«

Ilania sah sich verschwörerisch um und trat dann näher an Jasmine und mich heran. »Meine durchlauchtigste Herrin hat noch ein

weiteres Geschenk für Euch – oder besser, ein Angebot.«

»Ach so?«, sagte ich vorsichtig. Die Feinen standen auf Gemauschel; daher überraschte es mich kaum, dass an dem Geschenk und dem Freundschaftsangebot noch irgendwas dranhing.

Ilania nickte. »Meine Königin weiß von Eurem ... Zustand.« Die Botschafterin bedachte meinen Bauch mit einem nicht gerade dezenten Blick – nur für den Fall, dass noch Unklarheit bestand, welchen ›Zustand‹ sie meinte. »Als Herrscherin über eine Vielzahl von Reichen hegt Königin Varia kein Interesse an der Prophezeiung oder an jedwelchen Eroberungsversuchen –«

»Augenblick«, unterbrach ich sie. »Saget Ihr eben, dass sie auch noch über andere Reiche herrscht? Mit wie vielen ist sie verbunden?« Die Herrschaft über ein weiteres Reich zu gewinnen, war keine Kleinigkeit. Es an sich zu binden, forderte dem Monarchen eine beachtliche Macht ab.

Tatsächlich war es eine solche Ausnahmeleistung, dass ich in der jüngeren Vergangenheit die Einzige war, die es einmal geschafft hatte. Dass es noch eine Monarchin geben sollte, die über ein zusätzliches Reich herrschte, angeblich sogar mehrere, war nicht zu fassen.

»Mit den Landen verbunden ist sie eigentlich nicht«, erklärte Ilania. »Sie herrscht eben über sie. Die anderen Monarchen haben ihr ihre Reiche unterstellt. Sie sind also nach wie vor mit ihren Landen verbunden, nur haben sie Varia bereitwillig als ihre Hochkönigin anerkannt.«

Ich warf einen Blick zu Jasmine. Sie wirkte genauso verduzt wie ich. Von so etwas hörte ich zum ersten Mal. Das Eibenland und seine Nachbarn lagen in einem ganz anderen Teil der Anderswelt; darum überraschte es nicht, dass ich noch nie davon gehört hatte. Komisch war es trotzdem.

Ilania hielt unser verblüfftes Schweigen anscheinend für Respekt. »Da sie eine

solche Zahl von Verbündeten um sich geschart hat, ist das Herrschaftsgebiet meiner Königin ebenso groß wie sehr sicher. Uns ist bekannt, dass Ihr hier unter fortwährender Bedrohung steht – selbst in Eurem eigenen Reich.« Sie wartete, bis zwei Soldaten vorbeigegangen waren, was ihre Worte nur unterstrich. »Meine Königin würde ihre Gastfreundschaft gern auf Euch ausdehnen und Euch eine Zuflucht zur Verfügung stellen, in der Ihr gefahrlos Eure Kinder zur Welt bringen könnt. Tatsächlich wären die beiden, solltet Ihr dies wünschen, danach so lange willkommene Gäste, wie es Euch beliebt. Die Streitkräfte und die Macht meiner Königin würden sicherstellen, dass ihnen kein Leid geschieht; auch wären sie außer Reichweite Eurer Feinde.«

Es stimmte, meine größten Widersacher waren leider zugleich auch meine nächsten Nachbarn. Aber was Ilania sonst noch andeutete, gefiel mir gar nicht. Sie sagte im Grunde, dass meine eigenen Ressourcen

nicht ausreichen, um mich und die Zwillinge außer Gefahr zu halten, aber dass ihre Oberkönigin das hinbekam.

»Was führt sie dazu, mir ein solches Angebot zu machen?« Freundlichkeiten von Feinen begegnete man besser grundsätzlich mit Misstrauen.

»Meine Königin ist ebenfalls Mutter und fassungslos über die fortwährenden Angriffe auf Euch und die Ungeborenen. Sie empfindet diese als falsch und feige.« Ilnia lächelte freundlich. »Und wie ich bereits sagte, meine Königin ist mit ihren Landen sehr zufrieden. Sie hegt kein Interesse an der Prophezeiung und die verheißene Eroberung der Menschenwelt. Stattdessen ist ihr sehr daran gelegen, freundschaftliche Beziehungen zu einer Monarchin aufzubauen, die ebenfalls über Macht und Einfluss verfügt. Es langweilt sie sehr, so wenige Gleichgestellte zu haben, mit denen sie sich austauschen könnte.«

»Kann ich mir vorstellen«, sagte ich leise.

Um uns herum versuchten Diener hektisch, die wimmelnden Scharen in irgendeine Ordnung zu bringen. »Schaut, hier geht es gleich los; darum muss ich meinen Platz einnehmen. Richtet Eurer Königin meinen Dank aus, aber im Moment ziehe ich es vor, hierzubleiben. Wir haben bis jetzt gut für meine Sicherheit sorgen können.« Vom Ohio-Abenteuer einmal abgesehen.

Ilania machte erneut einen Knicks. »Wie Ihr wünscht, Eure Majestät. Meine Herrin wies mich an, Euch im Falle einer solchen Antwort zu sagen, dass ihr Angebot auch dann noch gilt, wenn Ihr Eure Entscheidung revidieren solltet.«

Ich wiederholte meinen Dank und eilte dann mit Jasmine nach vorn. »Das war komisch«, stellte Jasmine fest.

»Das Angebot eigentlich nicht«, sagte ich. »Hier sind doch alle bestrebt, ihre Position zu verbessern. Aber das mit den anderen Königreichen? Das ist komisch.«

Ich hatte keine Zeit, weiter über das

Eibenland nachzudenken, weil jetzt hier alles ins Rollen kam. Als gastgebende Monarchin gehörte ich in die erste Reihe. Neben mir stand Dorian, was sowohl seinem Rang als auch seiner Verbindung zum Brautpaar geschuldet war. Die beiden hatten ursprünglich in seinen Diensten gestanden und waren zu mir gewechselt, nachdem ich die Herrschaft über das Dornenland an mich gerissen hatte. Die anderen Monarchen waren nach einem komplexen Rangsystem platziert worden, das ich nicht ganz durchschaute, über das sich die Hochzeitsplaner aber seit Wochen den Kopf zerbrochen hatten. Jasmine stand als meine Verwandte, die jedoch kein Reich regierte, ein paar Reihen weiter hinten. Dorian schenkte mir sein spitzbübisches Lächeln, und es fiel mir schwer, es nicht zu erwidern. Sämtliche Unstimmigkeiten zwischen uns ließen sich zu diesem Anlass problemlos beiseiteschieben, zumal unser Streit wegen Ohio schon fast eine Woche zurücklag.

Außerdem, wenn mir überhaupt jemand Auskunft über das Eibenland und seine Satellitenreiche geben konnte, dann war es Dorian.

Von den religiösen Vorstellungen der Feinen hatte ich immer noch so gut wie keine Ahnung, zumal mich auch die Vorstellungen der Menschen eher kaltließen. Immerhin wusste ich, dass die Feinen polytheistisch und naturorientiert waren und ihre Bräuche und Glaubenssätze regional stark abwichen. Ein Priester oder so etwas hatte heute den Vorsitz, aber wie man mir erzählt hatte, sollte er der Zeremonie, bei der Religion eine geringe Rolle spielte, im Grunde nur als Zeuge und Offiziant Rechtsgültigkeit verleihen.

Mehr von den Bräuchen der Feinen zeigte sich, als das Brautpaar erschien. Die Braut wurde weder zum Altar geführt noch ging sie allein dorthin. Shaya und Rurik schritten gemeinsam durch die Menge, Hand in Hand bahnten sie sich als Gleichgestellte ihren

Weg zum Rosenbogen. Nur wenige Feine kamen überhaupt auf die Idee zu heiraten, aber wenn, dann war ihnen die Hochzeit – zu Recht – ein Anlass großer Freude, und die Farbe Weiß erschien ihnen dafür nicht fröhlich genug. Also trug Shaya ein Seidengewand in einem kräftigen Rosa und statt ihrer üblichen Zöpfe offene Haare, die ihr lang und schwarz den Rücken hinunterflossen. Das stellte einen dramatischen Kontrast zu Ruriks hellhäutiger, blonder Erscheinung dar, aber ihre glücklichen Gesichter entsprachen einander perfekt.

Die Zeremonie war so kurz und schön, wie man es mir versprochen hatte, und bestand vor allem aus der Erzählung, wie das Paar zueinandergefunden hatte. Dass die beiden zusammen waren, konnte ich irgendwie immer noch nicht richtig glauben, weil sie so unterschiedlich waren. Shaya war stets zurückhaltend und verantwortungsbewusst, Rurik dagegen überheblich und ungehobelt. Und doch hatten sie es irgendwie

hinbekommen und bis hierhin gebracht.

»Nun sag bloß, du bekommst feuchte Augen, Eugenie?«, fragte Dorian, als die Versprechen geleistet waren und die Menge in Hochrufe ausbrach. »Ich hätte nie gedacht, dass du der sentimentale Typ bist.«

»Nein!«, fauchte ich und wischte mir rasch mit der Hand über die Augen. »Das sind bloß die Hormone. Die lassen mich richtig verblöden.«

»Ah ja«, sagte er in einem Tonfall, der klarstellte, dass er mir das absolut nicht abnahm.

»Eure Majestäten.«

Shaya und Rurik standen vor uns und verneigten sich tief. Das Brauchtum verlangte, dass sich das frischgebackene Ehepaar seiner Lehnsherrin vorstellte, bevor es zu seiner Familie und seinen Freunden gehen durfte. Die beiden dehnten das auch auf Dorian aus, weil sie ihn bis zu einem gewissen Maß immer noch als ihren Herrscher betrachteten. Ich fand den Brauch

ein bisschen albern. Wieso sollte sich das Paar unseren Segen holen? Hier ging es doch um sie. Wir hatten nichts damit zu tun. Aber ich hatte längst gelernt, mich nicht gegen die Etikette der Feinen aufzulehnen, und überraschte Shaya mit einer kräftigen Umarmung.

»Es freut mich so für dich«, sagte ich. In ihr Haar waren winzige Rosenblüten gesteckt, deren Duft mich einhüllte. Die Kirschbäume hatten ihre Produktion von Blütenblättern noch gesteigert – durch Magie zweifelsohne –, sodass sie überall herabrieselten wie Konfetti. »Du siehst wunderschön aus.«

»Danke«, sagte sie und wurde rot. Dass ich Rurik ebenfalls umarmte, überraschte uns beide. »Für dich freut es mich auch. Wobei ich gar nicht weiß, ob du sie überhaupt verdienst«, neckte ich ihn.

Er nickte. »Geht mir genauso.«
»Ich wünsche euch viele Jahre des Glücks und der Fruchtbarkeit.« Dorian wirkte hochofren. Er hatte zumeist ein Grinsen

aufgesetzt; entsprechend selten waren diese Momente reiner, unverhohlener Freude.

»Geht man bei euch eigentlich in die Flitterwochen oder so?«, fragte ich, wobei mir klar war, dass ich das besser längst in Erfahrung gebracht hätte. In die Hochzeit und die Sicherheitsmaßnahmen war dermaßen viel Vorbereitung geflossen, dass ich kaum über den heutigen Tag hinausgedacht hatte. Meine Frage wurde mit drei verdutzten Mienen quittiert.

»Flitterwochen, Eure Majestät?«, fragte Shaya, der das Wort eindeutig nichts sagte.

Mich wiederum verblüffte ihre Verblüffung. »Ähm, ja. So eine Art Reise ... eine Reise, die man nach der Hochzeit macht. Man fährt für ein, zwei Wochen irgendwohin.«

»Wozu?« Dorian runzelte leicht die Stirn, neugierig.

Ich zuckte mit den Achseln. »Na ja. Damit man aus dem Trubel rauskommt und ungestört ist und ... na ja ... Ihr wisst schon ...«

Begreifen spiegelte sich auf ihren Gesichtern. Shaya schüttelte den Kopf. »Wir befinden uns im Krieg, Eure Majestät. Da dürfen wir schwerlich davon träumen, uns in solchen Frivolitäten zu ergehen.«

Typisch Feine. Sie hatten kein Problem damit, in aller Öffentlichkeit zur Sache zu gehen, aber die Vorstellung einer intimen, romantischen Flucht stellte eine ›Frivolität‹ dar.

»Außerdem«, fügte Rurik mit einem Zwinkern hinzu, »wieso müssen wir dafür erst woanders hin? Hier gibt's doch haufenweise Orte, an denen man es machen kann. Und drüben im Dornenland auch.«

»Bäh«, sagte ich, als sie davonspaziert waren. »Wie in aller Welt hat er sie nur für sich gewonnen?«

Dorian lachte. »Nun, ich wage zu behaupten, dass er dich auch für sich gewonnen hat. Als ihr einander kennengelernt habt, warst du nicht gerade eine glühende Bewunderin.«

»Absolut nicht. Aber es ist doch ein

Unterschied, ob man einfach nur lernt, mit jemandem auszukommen, oder ob man sich verspricht, den Rest des Lebens miteinander zu teilen.«

»So wie ich es sehe, geht das eine nicht ohne das andere.«

»Das ergibt doch keinen Sinn«, hielt ich dagegen.

»Das tut die Liebe selten. Sie ist eine Magie, wie es in dieser Welt keine zweite gibt.« Ich verdrehte die Augen, und er bot mir seinen Arm an. »Wollen wir einmal schauen, welche Freuden die Erfrischungen zu bieten haben? Es gibt doch gewiss irgendetwas, dessen Genuss dir nicht einmal die Menschenmedizin verbietet.«

Die Stimmung war mir zu ausgelassen, als dass ich ihm das Leben schwer machen wollte, also ließ ich mich von ihm über das Gelände führen, was nicht einfach war. Ständig hatte uns irgendjemand, an dem wir vorbeikamen, etwas mitzuteilen, ob es sich nun einfach nur um eine Gratulation handelte

oder um eine ausdrückliche Erklärung der Lehnstreue. Wir mussten unser Gespräch häppchenweise führen.

»Hast du dir schon eine neue Ärztin gesucht, zu der du gehen kannst?«, fragte Dorian. »An einem neuen und sicheren Ort?«

»Bis jetzt nicht«, sagte ich. Seine Wortwahl entging mir nicht. Er hatte es als feststehende Tatsache formuliert, anstatt mir wie letztes Mal vorzuhalten, was für ein Unfug das sei. Ich wusste, was für ein großes Zugeständnis von seiner Seite das war, und wollte es ihm irgendwie vergelten. »Ehrlich gesagt, weiß ich gar nicht, ob ich das sollte. Bis jetzt ist alles total gut gelaufen ... mit der Schwangerschaft, meine ich. Wie du schon sagtest, vielleicht steht die Hilfe, die ich von einem Menschenarzt erwarten kann, in keinem Verhältnis zu dem Risiko, dem ich mich aussetze, wenn ich meine Reiche verlasse.«

Dorian nickte nachdenklich, ohne heraushängen zu lassen, dass er mir das doch gleich gesagt hatte. »Nun, du wirst dich

sicher für das entscheiden, was am besten ist. Vielleicht hat ja Roland irgendeinen Vorschlag, wenn er das nächste Mal zu Besuch kommt.«

»Vielleicht«, gab ich ihm recht. Mein Blick schweifte zur anderen Seite des Hofes, und ich musste lächeln. »Außerdem kann ich mich darauf verlassen, dass Pagiel mich überall hinbegleiten und meine Ehre verteidigen wird.«

Dorian folgte meinem Blick. Pagiel hielt Jasmine bei den Händen und versuchte, ebenso strahlend wie energisch, sie zu einem Tanz zu überreden. In einer Ecke hatten sich Musikanten aufgestellt und ein Lied angestimmt, das eine Menge Feine dazu verlockte, lieber zu tanzen als etwas zu essen. Jasmine schüttelte immer wieder den Kopf, aber selbst ich konnte an ihrem koketten Blick sehen, dass sie nur so tat, als ob sie schwer herumzukriegen war. Ihr gefielen seine Aufmerksamkeiten sichtlich.

»Es bereitet dir keine Sorgen?«, fragte

Dorian.

»Ach wo«, sagte ich, als wir endlich beim Büfett angekommen waren. »Er ist ein guter Junge, und sie sind wenigstens einigermaßen im gleichen Alter. Außerdem brauche ich mir jetzt, wo ich die Ehre für mich beansprucht habe, keine Sorgen mehr zu machen, dass sie sich gleich schwängern lässt ...« Bei unserer ersten Begegnung war Jasmine mit einem König namens Aeson zusammen gewesen und hatte unbedingt den erstgeborenen Enkel des Sturmkönigs in die Welt setzen wollen. Sie hatte, wie Rurik, einen Wandel zum Besseren durchgemacht.

Ich hätte Dorian gern nach dem Eibenland gefragt, aber irgendwie ergab sich keine Gelegenheit. Abgesehen davon, dass wir ständig von irgendwelchen Leuten angesprochen wurden, waren wir auch zu sehr in Feierlaune. Unsere Reiche hatten während der letzten Monate in großer Anspannung gelebt, und es war nett, einmal eine Abwechslung zu haben. Ich lachte und

applaudierte mit den anderen, als Rurik seine Braut auf die Tanzfläche führte und sie herumwirbelte. Ich sah zu, wie Jasmine und Pagiël in jugendlicher Unschuld flirteten. Ich trank sogar irgendeine Art süßen Nektar, von dem mir der Küchenchef geschworen hatte, dass er keinen Alkohol enthielt. Er wurde in Kelchen serviert, die aus Tulpenblüten hergestellt waren, was mir wieder einmal vor Augen führte, dass mein Leben wirklich ein Märchen war – wenn auch keines, das immer gut ausging.

Dorian bewunderte die glücklichen, tanzenden Paare und bedachte mich dann mit einem wissenden Blick. »Ich nehme an, es wäre Zeitverschwendung, dich zu fragen, ob du tanzen möchtest?«

»Da wärst du mit einem der Pferde besser dran.«

Er lachte. »Du bist längst nicht so schwerfällig, wie du denkst, und außerdem vergisst du immer wieder, wie schön Fruchtbarkeit für uns ist – nicht wie bei den

Menschen, die sich ihrer zu schämen scheinen. Du hast zu viel Zeit unter ihnen verbracht.«

»Das ist eine Untertreibung«, neckte ich ihn. »Ich habe fast mein ganzes Leben unter ihnen verbracht. Ich kann gar nicht anders denken als ein Mensch.«

»Ich weiß«, sagte er mit gespielter Traurigkeit. »Hoffentlich legst du diese Gewohnheit noch ab.«

Ich lehnte auch seine weiteren Bitten um einen Tanz ab, aber als ich später zusah, wie er andere Frauen im Kreis herumwirbelte, ging mir auf, dass die Spannungen der letzten Zeit nicht nur zwischen unseren Königreichen bestand. Ob es nun mein Ärger darüber war, wie er mir das Vogelbeerland untergejubelt hatte, oder unsere unterschiedlichen Ansichten darüber, wie sich meine Zwillinge am besten schützen ließen; es kam mir so vor, als hätten wir uns ständig in den Haaren gelegen. Es war nett, einmal wieder einen Abend zu erleben, an dem wir miteinander im

Frieden waren. Es erinnerte mich fast ein bisschen daran, wie es früher zwischen uns gewesen war, als Paar.

Erst nach Mitternacht zog ich mich vom Fest zurück. Die Kirschblüten waren durch verzauberte Leuchtkäfer ersetzt worden, die allen, die noch weiterfeierten, Licht spendeten. Ich entfernte mich mehr oder weniger unauffällig, weil ich längst gelernt hatte, dass sonst vor lauter Verabschiedungen noch Stunden vergehen würden, bevor ich endlich ins Bett kam. So fiel mein Abgang nur meinen Wachsoldaten auf, von denen sich ein paar anschlossen und mir in die Burg folgten.

Als ich meine Gemächer erreichte, hatte irgendein hilfreicher Diener Ilanias Skulpturen dort abgestellt, vielleicht für den Fall, dass ich sie zu Dekorationszwecken verwenden wollte. Neben dem Einhorn, das ich schon kannte, stand da auch eine Plastik, die aus fünf anmutig aufeinander balancierenden Fischen bestand. Die schien mir sehr fürs Dornenland

geeignet zu sein, als ironischer Kommentar zu diesem Wüstenreich. Die andere Skulptur konnte ich auch noch morgen hier einlagern lassen; dann bot sich vielleicht auch Gelegenheit, Dorian nach dem Eibenland zu fragen, da er bestimmt über Nacht blieb. Außerdem musste ich aufpassen, dass Varia noch ihre symbolischen Geschenke bekam. Es gab viel zu tun, aber ich war zu erschöpft, um mich jetzt noch damit zu befassen.

Bei dem Gedanken an Dorian fiel mir eine Bemerkung wieder ein, die er gemacht hatte. Obwohl mir schon fast die Augen zufielen, rief ich noch kurz Volusian. Der Raum, der an diesem Sommerabend eben noch warm und fröhlich gewirkt hatte, wurde kalt und düster. In der dunkelsten Ecke bildete sich ein Schatten mit rot glühenden Augen.

»Meine Herrin hat gerufen«, sagte Volusian tonlos.

Ich unterdrückte ein Gähnen und setzte mich aufs Bett, fühlte mich plötzlich ganz eingezwängt in dem langen Kleid. »Du musst

morgen für mich zu Roland, sobald er aufgestanden ist. Bitte ihn, hierherzukommen und mich zu besuchen, sobald er Zeit findet. Betonung auf ›sobald er Zeit hat‹«, warnte ich. Als ich Volusian das letzte Mal mit einer solchen Bitte zu meinem Vater geschickt hatte, hatte der Geist einfach nur verkündet: ›Sie will, dass Sie kommen.‹ Roland hatte sich, meinen sicheren Tod vor Augen, schier umgebracht bei seinem Versuch, schnell in die Anderswelt zu kommen. Bei Volusian musste man auf seine Wortwahl achten.

»Wie meine Herrin befiehlt«, antwortete er.

»Gibt es sonst noch etwas?«

»Nein. Das ist –«

»Was ist denn *das*?«

Ich starrte ihn verblüfft an, nicht so sehr wegen der Frage, sondern weil ich die Male, an denen Volusian mich unterbrochen hatte, wahrscheinlich an einer Hand abzählen konnte. Er neigte dazu, seine Knechtschaft herauszustreichen – so lange ich die Macht hatte, ihn an mich zu binden –, und brachte

nur selten von sich aus etwas ein. Ebenso selten rückte er mit Informationen heraus, die ihm nicht ausdrücklich abverlangt wurden. Es war seine Art, mir zu zeigen, wie gleichgültig ich und meine Angelegenheiten ihm waren.

»Was ist was?«, fragte ich und sah mich um. Er zeigte auf die beiden Skulpturen. »Die sind aus damarischer Jade.«

Ich dachte an mein Gespräch mit Ilania zurück. »Ähm, ja. Ich glaube, so hat sie dazu gesagt.«

»Sie?«, fragte er. »Wer ist das, *sie*? Und ist sie hier?«

»Die Botschafterin des Eibenlands«, erklärte ich immer noch einigermaßen verblüfft über dieses Gespräch. »Sie ist im Auftrag ihrer Königin hier, Varia.«

»Varia. Sie muss die Tochter Ganenes sein.« Es hatte etwas Gruseliges, wie er Ganene aussprach. Das Wort triff vor Gift.

»Davon weiß ich nichts. Sie hat mir nur diese Skulpturen zukommen lassen und die Freundschaft des Eibenlands angeboten.«

»Ja, was auch sonst«, war sein rätselhafter Kommentar. »Darauf verstehen sie sich besonders gut.«

Ich stand auf. »Volusian, was weißt du über dieses Land? Weißt du, wie es dazu gekommen ist, dass sich ihr diese ganzen Reiche unterworfen haben?«

»Es haben sich ihr Reiche unterworfen? Nein, aber die Vorstellung klingt vernünftig, Herrin. Ihr solltet es ernsthaft in Erwägung ziehen.« Volusian war wieder zu seinen üblichen trockenen Bemerkungen zurückgekehrt – falls er überhaupt ernsthaft beunruhigt gewesen war. Das ließ sich bei ihm schwer sagen.

»Bist du einmal dort gewesen?«, fragte ich. »Im Eibenland?«

»Seit vielen, vielen Jahrhunderten nicht mehr, Herrin.«

»Aber du bist einmal dort gewesen.«

»Jawohl, Herrin.«

»Was weißt du über Varia?«

»Überhaupt nichts, Herrin. Wie ich schon

sagte, ich bin seit vielen Jahrhunderten nicht mehr dort gewesen. Seitdem hat sich in diesem verfluchten Land zweifelsohne viel verändert.« Sein Blick zuckte wieder zu den Statuen. »Nur sein abscheuliches Kunstverständnis nicht. Sollte meine Herrin es für notwendig erachten, werde ich diese Monstrositäten mit Freuden zerstören und ihrem Blick diese Unansehnlichkeiten ersparen.«

»Sehr zuvorkommend. Warum hasst du das Eibenland so sehr?« Bevor er antworten konnte, fiel mir noch etwas anderes ein.

»Volusian, *kommst* du aus dem Eibenland?«

Er ließ sich lange mit der Antwort Zeit. Wäre er dazu in der Lage gewesen, ich glaube, er hätte gar nicht geantwortet. Aber der Bindezauber, der ihn hielt, war zu stark.

»Jawohl, Herrin.«

Mehr sagte er nicht. Ich hätte ihn noch weiter ausfragen können, aber ich verkniff es mir lieber. Volusian war ein alter, ein sehr alter Geist. Er mochte zwar aus dem Eibenland

stammen, aber wie er selbst zugegeben hatte, war er weder in letzter Zeit dort gewesen noch kannte er Varia. Worin seine feindselige Haltung diesem Reich gegenüber auch begründet war, es lag weit zurück und war mir wahrscheinlich kaum von Nutzen. Allerdings war ich beeindruckt, dass ich zum ersten Mal ansatzweise etwas über seine Vergangenheit erfahren hatte. Dass er irgendetwas Schreckliches getan hatte und in der Folge dazu verdammt gewesen war, ruhelos durch die Welten zu wandern, hatte ich von Anfang an gewusst. Jetzt besaß ich auch eine Vorstellung davon, wo der ganze Ärger angefangen hatte.

»Gibt es sonst noch etwas, Herrin?«, fragte er, als ich still blieb.

»Hm?« Ich schrak aus meinen Gedanken hoch. »Ach so, nein. Fürs Erste nicht.«

Volusian nickte zustimmend, dann löste er sich in Dunkelheit auf. Einen Moment lang schienen nur seine roten Augen noch dort zu schweben, dann verloren auch sie sich in den

Schatten.

KAPITEL 4

Bald stellte sich das wieder ein, was in meinem Leben als Alltag durchging. Die unzähligen Hochzeitsgäste kehrten in ihre eigenen Länder zurück, und Shaya und Rurik nahmen, ganz wie sie gesagt hatten, ihre Pflichten wieder auf. Zwischen den beiden schien sich kaum etwas geändert zu haben; ich erappte sie nur gelegentlich dabei, wie sie einander ebenso verstohlene wie glückliche Blicke zuwarfen.

Ein Gast, der nicht gleich aufbrach, war Dorian. Er kündigte es nur immer wieder an. Er machte sogar Bemerkungen à la: »Also wenn ich morgen abreise ...« Aber am nächsten Tag hing er immer noch im Vogelbeerland herum. Es verging fast eine Woche, dann sprach ich das Thema mal an.

Ich stöberte ihn draußen in einem der Wäldchen hinter der Burg auf. Auch das war zwar noch gut gesichertes Gelände, aber mir

folgten trotzdem leise und diskret einige Wachsoldaten, immer in respektvollem Abstand, aber nah genug, um notfalls einschreiten zu können. Dorian war mit einer typischen Dorian-Aktivität beschäftigt: Er ging auf die Jagd. Oder so etwas Ähnliches. Überall auf der Lichtung standen flache Holzfiguren, die verschiedene Tiere darstellten. Die Sägearbeiten waren lebensgroß und knallbunt bemalt. Beim Näherkommen erblickte ich Dorians schwer geprüften Diener Muran, der einen rosa Holzhirsch hochhielt. Auf der anderen Seite der Lichtung zog Dorian die Sehne eines gigantischen Langbogens zurück und zielte mit höchster Konzentration. Es gab einen scharfen Ton, als er losließ und der Pfeil davonschoss und sich dicht am Rand in den Oberkörper des Holzhirsches bohrte, nur Zentimeter von Murans Hand entfernt.

»Ist das nicht ziemlich gefährlich?«, fragte ich.

»Wohl kaum.« Dorian legte einen weiteren

Pfeil an die Sehne. »Das sind keine echten Tiere, Eugenie.«

»Ja, weiß ich. Die lila Punkte lassen irgendwie darauf schließen. Ich meine für Muran.«

Dorian zuckte mit den Schultern. »Er ist doch quicklebendig, oder nicht?« Er zog erneut durch, und diesmal traf sein Pfeil den Hirsch an der Schläfe, nicht weit von Murans Kopf entfernt. Der arme Kerl schrie auf, so dicht war es, und Dorian sah mich erwartungsvoll an. »Siehst du?«

Ich musste mich darin hindern, die Augen zu verdrehen. Diese Zielscheiben waren zu groß und Dorian ein zu guter Schütze, um »versehentlich« so dicht am Rand zu treffen. Es war ein Beleg seines Könnens, dass er absichtlich beinahe danebentraf, um Muran zu quälen.

»Nehmen wir als Nächstes den Hasen«, schlug Dorian vor. »Ich brauche eine größere Herausforderung.«

»J-jawohl, Sire«, piepste Muran. Er legte den

Hirsch zu einem Stapel anderer Zielscheiben und zog einen gelb-grün gestreiften Hasen hervor, der deutlich kleiner als der Hirsch war. Dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn und streckte den Hasen mit einer Hand so weit von sich weg, wie er konnte.

Dorian schnalzte missbilligend. »Du hältst ihn schief. Nimm beide Hände und halte ihn gerade.« Was Muran natürlich dazu zwang, die Zielscheibe direkt vor sich zu halten.

Ich ächzte. »Dorian, warum tust du das?«

»Weil ich es kann«, antwortete er. Er ließ den Pfeil fliegen und traf beeindruckenderweise eines der Hasenohren, verfehlte Muran also wieder nur knapp.

»Was meinst du eigentlich, wann du abreisen kannst?«, fragte ich.

Er sah mich nicht einmal an, während er Maß für seinen nächsten Schuss nahm. »Willst du mich hinauswerfen?«

»Nein, aber ich muss bald ins Dornenland und mich mit ihm verbinden.« Für die Bindung zwischen meinem Reich und mir war es

wichtig, dass ich regelmäßig Zwiesprache mit ihm hielt. Das hieß, ich meditierte dort ein wenig und streckte meine Sinne nach der Energie des Landes aus. Keine große Sache, aber wenn ich es nicht regelmäßig tat, litten wir beide, das Land und ich. Als Längstes war ich einmal einen ganzen Monat am Stück weggeblieben, und während dieser Zeit hatte ich ständig von dem Land geträumt. Nun zwei Königreiche zu besitzen, lief auf doppelt so viele Meditationssitzungen hinaus.

»Ich bin erstaunt, dass du nicht einfach deine Schwester schickst«, sagte Dorian. »Wo sie sich doch allmählich richtig darauf versteht.«

»Ach, jetzt fang nicht damit an«, sagte ich.

Ich hatte gute Laune, und gerade war die Stimmung zwischen uns so gut, dass ich auf den Köder gar nicht erst ansprang. Jasmine und ich hatten entdeckt, dass sie als Schnelllösung eine Art improvisierte Verbindung zum Land herstellen konnte. Jemand hatte mir erzählt, dass in anderen Reichen die Kinder der Herrscher das

gelegentlich übernahmen, also nahm das Land vielleicht einfach nur eine gewisse genetische Übereinstimmung wahr. Dorian befürchtete, dass ich Jasmine damit die Möglichkeit gab, sich meine Reiche unter den Nagel zu reißen, aber ich ging davon aus, dass sie derartige Ambitionen längst aufgegeben hatte. Außerdem war ich einmal dabei gewesen, als sie sich mit dem Land verbunden hatte, und diese Verbindung hatte sich ganz anders angefühlt, als ich es kannte. Das Land akzeptierte sie als Notbehelf, aber es ließ sie nicht wie mich bis in seinen Kern vordringen. Es war jedes Mal froh über meine Rückkehr, und auch ich sehnte mich nach ihm, wenn ich weg war.

»Du weißt, dass es besser ist, wenn ich das mache«, erklärte ich. »Und da ich nun ohnehin schon in der Gegend bin, spricht nichts dagegen. Ich meine, du kannst gerne hierbleiben, wenn du möchtest, ich dachte bloß ...«

»... dass es nach deiner Abreise keinen

Grund mehr für mich gibt, bleiben zu *wollen*?«
Ich zuckte mit den Achseln. Genau das hatte ich gedacht, und jetzt schämte ich mich ein bisschen für meine Anmaßung. Es konnte ja sein, dass Dorian einfach bloß den Tapetenwechsel genoss. Ich hatte ihm keinen Anlass gegeben, zusätzliche Zeit mit mir verbringen zu wollen.

»Vielleicht hast du recht«, sagte er und traf diesmal den Schwanz des Hasen. »Vielleicht sollte ich nach Hause zurückkehren. Es dürfte bald Erntezeit sein.«

Das brachte ein Schmunzeln auf mein Gesicht. »Da ist doch ständig Erntezeit.« Einer der Vorteile des ewigen Herbstes im Eichenland war, dass Bäume und Pflanzen, die normalerweise nur spät im Jahr Früchte trugen, das ganze Jahr über welche lieferten. Ich hatte selbst gesehen, wie Diener an sämtlichen Obstbäumen um Dorians Burg herum das Fallobst aufsammelten, nur um dieselben Bäume ein paar Tage darauf erneut schwer mit Früchten beladen

vorzufinden.

»Ja, schon, aber mein Volk geht vor die Hunde ohne mich. Man sollte meinen, dass es nach dieser langen Zeit gelernt haben müsste, damit zurechtzukommen, doch sind die Auswirkungen nach wie vor recht verheerend.« Endlich ließ er seinen Bogen sinken und sah zu mir. »Möchtest du einmal schießen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Dieser Bogen ist mir zu groß. Außerdem ist es ganz und gar nicht mein Fall, auf Tiere zu schießen – nicht einmal auf welche aus Holz.«

»Das ist absurd. Du isst sie doch, oder nicht?«

»Schon, nur ist es ein Unterschied, ob man sie für das eigene Überleben tötet oder einfach als Sport. Ich weiß, ich weiß«, fügte ich hinzu, als er zum Widerspruch ansetzte. »Sie sind aus Holz, aber die Ähnlichkeit ist immer noch groß genug, dass es mir so vorkommen würde, als würde ich aus Spaß Tiere töten.«

Dorian sah zu einem seiner Leibwächter hinüber, der aufmerksam bereitstand. »Alik, würdest du dieser Situation abhelfen? Nimm den Hirsch, bitte.«

Alik verneigte sich. »Gewiss, Eure Majestät.« Er ging zu dem rosa Hirsch hinüber und fing zu meiner absoluten Verblüffung an, mit seinem Schwert auf dessen Hals einzuhacken. Es war ebenso effektiv wie eine Axt, was mich vermuten ließ, dass Magie mit im Spiel war. Bei einem normalen Schwert wäre es schwierig gewesen, zumal die Feinen Klingen aus Kupfer bevorzugten. Als Alik fertig war, hatten wir einen rosa Holzhirsch ohne Kopf vor uns.

»Nun denn«, sagte Dorian erfreut. »Jetzt sieht er wahrlich nicht mehr echt aus. So besser?«

»Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll«, antwortete ich.

Dorian winkte mich zu sich. »Komm, ich helfe dir, die Sehne zu spannen. Das ist eine edle Waffe, die eine jede gute Königin führen

können sollte, ganz gleich zu welchem Ziel.«

Zu meiner eigenen Überraschung fügte ich mich und ließ ihn meine Hände führen, um den Bogen in der richtigen Stellung zu halten. Ich hatte – das ließ sich in der Anderswelt kaum vermeiden – schon mit kleineren Bögen geübt, aber nicht auch nur annähernd mit einem solchen Trumm. Dorian stand hinter mir, die eine Hand auf meiner Hüfte, die andere auf meinem Arm, und sorgte dafür, dass ich in der richtigen Haltung blieb.

»Muran«, sagte er. »Lehne unseren kopflosen Freund Hirsch an diesen Ahorn, ja? Dann behalte ihn von dort drüben im Auge, für den Fall, dass er umfällt.«

Falls Muran je um die Rücksicht seines Herrn ihm gegenüber gefürchtet hatte, so waren diese Ängste unbegründet gewesen. Wie ich schon vermutet hatte, war Dorians Könnerschaft so groß, dass seine ›knappen Treffer‹ Muran nie gefährdet hatten. Aber bei mir mit meiner mangelnden Erfahrung? Das war etwas anderes – und gefährlich für Muran,

der tatsächlich seine Hand verlieren konnte, wenn er die Zielscheibe auch jetzt wieder hielt. Darum sorgte Dorian dafür, dass sein Diener aus der Gefahrenzone kam.

Unter Dorians Führung zog ich die Sehne zurück. Nein, eigentlich nicht unter seiner Führung. Eigentlich übernahm Dorian einen Großteil der Arbeit. Den Bogen zu spannen, wäre mir schon zu meinen besten Zeiten schwergefallen, und da ich in der letzten Zeit kaum noch körperlich aktiv gewesen war, hatte meine Kraft bereits nachgelassen. Ich ließ den Pfeil los, und er fuhr ein ganzes Stück vor der Zielscheibe in den Boden. Mein zweiter Schuss geriet nicht viel besser. Beim dritten fühlte sich mein Arm an, als ob er gleich abfiel, und ich war allmählich gefrustet.

»Geduld, meine Liebe«, sagte Dorian. »Es braucht halt Übung.«

»Da würde alle Übung der Welt nicht helfen«, murrte ich und kam mir vor wie ein bockiges Kind. »Nicht, solange ich behindert bin.«

Dorian schnaubte. »Du? Wohl kaum. Dieser

Hirsch hingegen, jawohl, der ist behindert. Aber ich erinnere mich, dass du vor wenigen Wochen einigen Geistern den Garaus gemacht hast. Jeder, der das mit angesehen hat, diese erbarmungswürdigen Wesen eingeschlossen, würde kaum ernstlich behaupten wollen, du wärest behindert.«

»Da war ich wirklich ganz schön hart drauf«, gab ich zu und ließ den Bogen sinken. »Ich hab bloß nicht mehr so viel Geduld mit ... diesem Zustand, in dem ich bin.« Anscheinend war ›Zustand‹ auch weiterhin die beste Umschreibung für meine Schwangerschaft.

»Dieser ›Zustand‹ wird vorbei sein, bevor du es noch recht merkst.« Dorian nahm mir den Bogen ab und gab ihn einem Diener. »Und bis dahin wirst du zu mehr in der Lage sein, als du dir zutraust. Sobald deine kleinen welterobernden Wonneproppen geboren sind, werden wir dich zur besten Bogenschützin dieser Welt heranbilden.«

Seine Großspurigkeit brachte mich wieder

zum Lächeln, und ich kam mir wegen meines Gejammers ein bisschen blöd vor. Mit etwas Glück konnte ich das ebenfalls auf meine Hormone schieben. Dann hatte ich einen Geistesblitz und straffte stolz die Schultern. »Ich brauche keine Ausbildung. Ich bin schon jetzt die beste Schützin der Welt. Beziehungsweise der Welten.«

Dorian zog eine Augenbraue hoch. »Ach so?«

Ich sah zu meinen herumliegenden Pfeilen und beschwor die sie umgebenden Luftströmungen. Die Luft gehorchte mir bereitwillig und hob die Pfeile vom Boden auf. Eine rasche Handbewegung, und sie schossen wie Raketen auf den Hirsch zu und bohrten sich an die Stelle, wo das Herz der armen Kreatur gewesen wäre.

»Prächtig«, lachte Dorian und klatschte in die Hände. »Du bist wirklich ein Naturtalent.«

Ich erwiderte sein Grinsen, ganz entzückt über meinen Triumph und über ... na ja, das hier. Diesen kleinen Moment im Freien an

diesem sonnigen Frühlingsmorgen. Diesen kleinen Moment ... mit ihm. Ich sah ihm in die Augen und verlor mich für einen Moment in den Grüntönen, die in seiner Iris spielten und den Blättern Konkurrenz machten, die sanft um uns herum raschelten.

»Eugenie?«

Was immer sich sonst noch in diesem Moment hätte Bahn brechen können, hatte sich erledigt, als ich mich umdrehte und sah, wie Roland Markham mit einem Trupp Vogelbeersoldaten näher kam. Dorian war vergessen, als ich meinem Stiefvater entgegengelaufte und ihn umarmte.

»Eure Majestät«, sagte einer der Soldaten.
»Roland der Sturmtöter ist hier.«

»Das sehe ich«, sagte ich. Wenn es überhaupt jemanden gab, den die Feinen mit so viel Ehrfurcht ansahen wie die Frau, die mit dem Thronerben des Sturmkönigs schwanger war, dann Roland. Er hatte meine Mutter nach ihrer Entführung in die Anderswelt gerettet. Später, als der Sturmkönig sie und

mich suchen kam, hatte Roland meinem biologischen Vater ein für alle Mal ein Ende gemacht. Den mächtigsten, berüchtigtsten Kriegsherrn der jüngeren Geschichte der Anderswelt getötet zu haben, brachte ihm eine Menge Respekt ein – und Misstrauen. Bloß merkte Roland das gar nicht. Die Wahrheit war, dass er nach der Rettung meiner Mutter geschworen hatte, nie wieder einen Fuß in die Anderswelt zu setzen. Nur meinetwegen und wegen der Gefahren, die mir bei einem Wechsel zwischen den Welten drohten, hatte er sich einverstanden erklärt, doch wieder hierherzukommen. Aber er war jedes Mal unglaublich nervös, und das hinderte ihn daran, die Nervosität der anderen zu bemerken.

Roland musterte mich von Kopf bis Fuß. »Du siehst gut aus«, sagte er. Er würde es sich in der Gegenwart von anderen nie anmerken lassen, aber ich wusste, dass er mich genauso auf Kratzer und Blutergüsse überprüfte wie damals, als ich zehn gewesen

war. Außerdem neigte er bei seinen Besuchen in der Anderswelt dazu, alle anderen zu ignorieren und nur mit mir zu sprechen.

»Du auch«, sagte ich. Roland war grau geworden, aber immer noch schlank und muskulös, bereit, es mit allem aufzunehmen, was ihm in die Quere kam. Tätowierungen von Strudeln und Fischen verzierten seine Arme, und ihre Vertrautheit hatte etwas Tröstliches.

»Deine, äh, Kreatur sagte, dass du mit mir reden möchtest?«

»Ja.« Ich sah mich um und stellte fest, dass wir mit meinen Soldaten, Dorians Wachen und Rolands Eskorte eine ganz schöne Menge um uns versammelt hatten. Dorian folgte meinem Blick und erriet meine Gedanken.

»Vielleicht sollten wir nach drinnen gehen, wo wir uns in kleinerem Kreis unterhalten können«, sagte er und lud sich damit automatisch mit ein. Roland war die

Verblüffung kurz anzusehen; allerdings bestand kein ernsthafter Grund, warum Dorian nicht hätte hören dürfen, was besprochen wurde.

»Ich bin zuerst in deinem anderen Haus gewesen«, erzählte Roland auf dem Weg zur Burg. »Die Wachen dort haben mir erklärt, wo du bist, und mich hergeführt.« Ich musste über seine Wortwahl mit dem Haus schmunzeln. Die Vorstellung, dass ich eine Königin war, beunruhigte ihn immer noch, und er konnte sich nicht dazu durchringen, von meinem ›anderen Reich‹ zu sprechen.

»Dann haben Sie Glück«, sagte Dorian. »Dieses Land hier ist viel angenehmer als die kahle Wüste, in der Eugenie vorzugsweise ihre Zeit verbringt.«

Roland sah sich um, nahm das üppige Grün in sich auf, die warme Brise und die zwitschernden Vögel. »Ich weiß nicht«, sagte er. »Ich glaube, das andere hat mir besser gefallen. Das hier ist irgendwie langweilig.«

»Typisch«, spottete Dorian. »Der Apfel fällt

nicht weit vom Stamm.«

Roland hätte es in einer so gemischten Gesellschaft nie zugegeben, aber ich wusste, dass ihm diese Bemerkung gefiel. Wenn ich mich nicht dermaßen in die Geschicke der Anderswelt verstrickt hätte, wie ich es nun einmal hatte, dann hätte Roland mein biologisches Erbe bereitwillig für alle Zeiten ignoriert. Das Blut und die Prophezeiung des Sturmkönigs bedeuteten ihm nichts. Ich war als Rolands Tochter aufgewachsen, und soweit es ihn betraf, hatte sich daran nichts geändert.

Wir drei setzten uns in einen kleinen Salon, dessen Gestaltung noch den Geschmack seiner früheren Besitzerin widerspiegelte, mit haufenweise Zierdeckchen und Paisleymustern. In geschlossenen Räumen »eingesperrt« zu sein, machte Roland nervös, und er ruckelte unbehaglich herum, saß buchstäblich auf der Kante seines löwenfüßigen Samtsessels. Rasch erklärte ich ihm, was in Ohio passiert war. Während er

zuhörte, verfinsterte sich seine Miene, und seine ganze Nervosität darüber, dass er hier in einem Gemäuer der Anderswelt hockte, verblasste.

»Verdammt«, fluchte er. »Und ich hab ein richtig gutes Gefühl mit Ohio gehabt. Wie haben sie dich aufgespürt? Sie können doch unmöglich in jedem Teil unserer Welt Spitzel haben.«

»Sie sind jedenfalls ziemlich gut darin, in *dieser* Welt überall Spitzel zu haben«, stellte ich fest. »Wir wissen, dass sie meine Bewegungen verfolgen, indem sie regelmäßig die Grenzen meiner Reiche überwachen – und die von Dorians Reich auch. Ich bin nur normalerweise zu gut bewacht, als dass sie etwas unternehmen könnten. Meine Vermutung ist, dass mir jemand zu dem Tor gefolgt ist, das nach Hudson führt, und dann brauchten sie die Stadt nur noch zu überwachen, bis sie meine Bewegungsmuster raushatten.« Es ärgerte mich immer noch, dass Maiwenns und Kiyos

Spitzel das schon eine ganze Weile durchgezogen haben mussten und ich sie nie bemerkt hatte.

»Dann müssen wir eben einen anderen Arzt ausfindig machen«, sagte Roland. Ich konnte richtig sehen, wie sich in seinem Kopf die Räder drehten, als er überlegte, welche Orte infrage kamen und was er über ihre Verbindung zur Anderswelt wusste.

»Nun, das wäre noch zu überlegen«, mischte sich Dorian ein. »Diese Menschenärzte erzählen ihr in einem fort, dass alles gut steht und ihr nichts fehlt. Warum muss sie dann immer wieder dorthin?«

»Um sicherzustellen, dass ihr auch weiterhin nichts fehlt«, sagte Roland gelassen. »Nichts für ungut, aber ich überlasse sie nicht den Händen Ihrer mittelalterlichen Mediziner.«

»Ich bezweifle, dass Eugenie es zu schätzen weiß, wenn einer von uns für sie ihre Entscheidungen trifft.« Da hätte ich fast höhnisch gelacht. Dorian war berüchtigt dafür, »hilfreiche« Entscheidungen für mich zu

treffen; entsprechend lächerlich war es, dass er sich jetzt als Hüter meiner Unabhängigkeit aufspielte.

»Schluss jetzt«, sagte ich. »Alle beide. Dorian liegt gar nicht so falsch – ich hatte wirklich immer gute Untersuchungsergebnisse. Trotzdem ... Es fällt mir schwer, ganz von der modernen Medizin zu lassen.«

»Modern trifft es genau«, sagte Dorian abfällig.

»Jetzt fällt es leicht, klug abzuwägen«, sagte Roland. »Aber eine Geburt ist eine völlig andere Geschichte. Da wirst du unsere Ärzte haben wollen. Man weiß ja vorher nicht, wie es kommt.«

»Dann haben Sie schon viele Kinder zur Welt gebracht, ja?«, fragte Dorian.

»Auf was beläuft sich denn die Kindersterblichkeit hier bei Ihnen?«, erwiderte Roland. Ich sah, wie Dorian kurz das Gesicht verzog. Wenn sie erst einmal erwachsen waren, erfreuten sich die Feinen bester

Gesundheit und waren kaum totzukriegen. Bei Kleinkindern lag die Sache anders, und das machte es – zusammen mit dem Problem, überhaupt zu einer Empfängnis zu kommen – unterm Strich ziemlich schwer, Kinder zu haben.

»Das spielt wohl kaum eine Rolle, wenn sie während dieser ganzen Weltenwechsel ermordet wird!«, rief Dorian in einer seltenen Zurschaustellung von Verdrossenheit. »Wenn sie bleibt, wo sie ist, und sich nicht aus ihren Landen wagt, dann wird ihr nichts passieren.«

Ich konnte sehen, dass Roland sich schon fast genauso aufregte wie Dorian. »Die medizinische Frage einmal beiseitegelassen, ist Eugenie wohl kaum außer Gefahr, wenn gleich an der Türschwelle ihre Feinde lauern. Selbst wenn sie in ihren eigenen ›Länden‹ ist, was glauben Sie denn, wie lange diese Dreckskerle sie in Ruhe lassen, wenn sie erst einmal begriffen haben, dass sie sich hier versteckt?« Der Teil von wegen »gleich an der Türschwelle« erinnerte mich an Ilanias

Einladung ins Eibenland und ihre Argumentation, dass ich fern von Maiwenns Reich sicherer sein würde. Ich hatte nicht vor, ihre Einladung anzunehmen, aber was Roland sagte, unterstrich die Wahrheit ihrer Worte eindringlich. Hierzubleiben war auch nicht unbedingt klug.

Ich rechnete damit, dass Dorian nun wieder eine seiner schneidenden Bemerkungen machte und die Auseinandersetzung mit Roland weiter eskalieren ließ. So tickte Dorian eben, außerdem war das ein Thema, bei dem er leidenschaftlich reagierte. Ich wollte die beiden gerade schon bremsen, da holte Dorian tief Luft und sagte: »Hören Sie, ich möchte mich nicht mit Ihnen streiten. Dafür hege ich zu großen Respekt für Sie, und im Grunde unterscheiden sich unsere Ziele gar nicht voneinander. Wir möchten beide nur, dass sie sicher ist.«

Roland kniff die blauen Augen zusammen und musterte Dorian. Ich hielt den Atem an und fragte mich, wie Rolands Antwort

ausfallen würde. Sich mit einem Feinen einig zu werden, war nicht seine normale Vorgehensweise.

»In Ordnung«, sagte er schließlich. »Wir möchten wirklich dasselbe. Sich über die Methoden zu streiten, ist kontraproduktiv.«

Ich atmete aus und starrte beide Männer verblüfft an. Der querköpfige Dorian und der störrische Roland ... waren sich einig? Wären nicht Drohungen gegen mein Leben die Ursache ihrer Einigkeit gewesen, hätte ich das Ganze erfreut als einen Riesenschritt hin zum Frieden zwischen Menschen und Feinen betrachtet. Wenig überraschend war dieses Intermezzo rasch vorbei. Wachen platzten in den Raum, zusammen mit Pagiel. Es war fast schon eine Wiederholung der Geschichte vergangener Woche bei Dorian, und ich rechnete halb damit, dass sie Ysabel im Schlepptau hatten, die irgendwelche neuen Zickigkeiten parat hatte. Pagiels Gesichtsausdruck jedoch ließ darauf schließen, dass es hier um Ernsteres ging.

»Was ist los?«, fragten Dorian und ich unisono.

Pagiel machte ein grimmiges Gesicht, und ich hatte den Eindruck, dass er sich sehr bemühte, ruhig und beherrscht zu bleiben. Ein Glitzern in seinem Blick deutete darauf hin, dass er fast platzte vor Zorn. »Ansonia«, sagte er.

Ich warf einen fragenden Blick zu Dorian, weil ich wissen wollte, ob er daraus schlau wurde. Sein verwirrter Blick besagte, dass er ebenso sehr im Dunklen tappte wie ich. Pagiels Schwester war kurz nach der Hochzeit abgereist, und solange sie hier gewesen war, hatte ich kaum drei Sätze mit ihr gewechselt.

»Was ist mit ihr?«, fragte ich.

»Sie ist heute früh im Grenzgebiet des Eichenlandes von Reitern aus dem Weidenland überfallen worden, auf dem Weg zu unserer Großmutter.«

Das ließ Dorian aufhorchen. Er beugte sich vor. »Im Eichenland? In *meinem* Eichenland?« Als ob es noch ein anderes

gab.

»War sie allein?«, wollte ich wissen.

Dorian stand auf und machte jetzt ein ebenso grimmiges Gesicht wie Pagiel. »Das spielt keine Rolle. Allein oder nicht, ein junges Mädchen sollte mein Reich kreuz und quer durchreisen können, ohne sich durch irgendwelche Briganten bedroht zu fühlen – ganz zu schweigen durch fremde Soldaten! Maiwenn ist zu weit gegangen. Das ist ein kriegerischer Akt! Das ist –«

»Geht es dem Mädchen gut?«, unterbrach Roland ruhig Dorians Zornausbruch. Zuerst schien Dorian sich über die Unterbrechung zu ärgern, aber dann begriff er anscheinend – genau wie ich –, dass das auch unsere erste Frage hätte sein müssen.

Pagiel nickte und holte zur Beruhigung tief Luft, dann sagte er: »Ein Heiler kümmert sich um sie, und es geht ihr schon besser. Maiwenns Leute haben sie ziemlich übel zugerichtet, aber sie wurden unterbrochen, als einige vorbeiziehende Händler bemerkten,

was sich dort abspielte. In diesem Moment hatten die Angreifer ohnehin begriffen, dass ihnen ein Fehler unterlaufen war, und sie ergriffen sofort die Flucht.«

In meinem Bauch zog sich etwas zusammen. »Welcher Fehler war ihnen denn unterlaufen? Was hatten sie eigentlich vorgehabt?«

Pagiels Gesicht war immer noch hart und zornig, aber ich war mir ziemlich sicher, dass in seinem Blick kurz Bedauern über das aufflackerte, was er mir jetzt sagen musste. »Sie hatten an dem Mädchen eigentlich gar kein Interesse, Eure Majestät. Sie haben sie angegriffen, weil ... weil sie sie mit Euch verwechselt haben.«

KAPITEL 5

Keine Ahnung, was für ein Gesicht ich machte, aber es genügte, um Pagiels Zorn die Spitze zu nehmen. Er wurde blass und eilte nach vorn, warf sich auf die Knie. »Eure Majestät, bitte verzeiht. Ich hätte das nicht sagen sollen –«

»Nein, nein.« Ich hielt eine Hand hoch, um ihn zu bremsen. »Du musst dich nicht entschuldigen. Du hast nichts Falsches getan.« Ich war wie betäubt von seinen Worten; alles, was ich tat und sagte, kam ganz schwerfällig heraus. Als ob ich mich unter Wasser bewegte.

Dorian sah mich scharf an. »Du auch nicht.«
»Wie kannst du das sagen?«, entfuhr es mir.
»Ich bin schuld, dass dieses arme Mädchen misshandelt wurde!«

»Nicht du bist schuld. Sondern diese Männer. Wobei ...« Er machte ein nachdenkliches Gesicht. »Wenn ich es recht bedenke, gibt es

tatsächlich eine bemerkenswerte Ähnlichkeit zwischen euch beiden. Ein rasch begangener – wenngleich dummer – Fehler.«

»Das hilft uns jetzt auch nicht weiter«, grollte ich. »Kein bisschen. Es läuft nämlich alles darauf hinaus, dass in unseren Reichen jede junge Frau, die so ähnliche Haare hat wie ich, jetzt sehr aufpassen muss.«

»Es war dumm von ihnen, so zu handeln«, erklärte Dorian. »Nicht nur, weil sie damit die Souveränität meines Landes verletzt haben, sondern auch, weil sie hätten wissen müssen, dass du nie allein unterwegs bist. Wenn nur einer von ihnen halbwegs bei Verstand gewesen wäre, hätten sie daraus sofort schließen können, dass sie die Falsche hatten.«

»Bloß ändert das auch nichts.« Ich seufzte und wandte mich wieder an Pagiel, der immer noch besorgt vor mir kniete. »Steh auf. Wo ist sie jetzt? Du hast gesagt, dass sie bei einem Heiler ist. Im Eichenland?«

Pagiel kam wieder hoch. »Jawohl, Eure

Majestät.«

»Ich sollte schauen, wie es ihr geht«, sagte ich leise, mehr an mich selbst gerichtet.

Dorian verzog das Gesicht. »Oh ja. Das verbessert die Lage gehörig. Mach einen Ausflug quer durch die Reiche. Setze dich weiteren Gefahren aus.«

Mir platzte der Kragen. »Was erwartest du denn sonst von –« Ich biss mir auf die Lippe; schließlich hatten wir Publikum. Ich verkniff mir alles, was ich Dorian hätte sagen wollen, und bemühte mich um Pagiels willen, so viel Ruhe wie möglich auszustrahlen. »Ich bedauere sehr, was man Ansonia angetan hat. Ich kann keine sofortige Vergeltung dafür versprechen, aber ich kann dir versprechen, dass es nicht noch mal passieren wird.«

Pagiel nickte, jetzt wieder mit grimmiger Miene. »Ich verstehe. Aber solltet Ihr irgendwann zurückschlagen –«

»Dann darfst du auf jeden Fall mitmachen«, beendete ich den Satz für ihn. Ich ermutigte nicht gern zur Rache, erst recht nicht

jemanden, der noch so jung war, aber Pagiels Zorn war definitiv begründet. »Wir geben dir rechtzeitig Bescheid. Aber nun kehre erst einmal zu Ansonia zurück. Wenn sie irgendetwas braucht, egal was, dann frag einfach Dorian's Leute, und sie werden sich darum kümmern.« Ich hatte keinerlei moralische Bedenken, für Dorian zu sprechen, zumal er ständig selbst meine Leute herumscheuchte.

»Vielen Dank, Eure Majestät.« Pagiel sah zu Dorian. »Eure Majestäten. Ich glaube, meine Mutter, hm, kümmert sich bereits gemeinsam mit der Dienerschaft darum, dass Ansonia es bequem hat.«

Oh, daran hatte ich keinen Zweifel. Auf einmal bedauerte ich, mit welcher Feindseligkeit Ysabel und ich uns letztes Mal begegnet waren. Ich hatte ja schon ein gewisses Verständnis für ihre Sorge um Pagiel gehabt, aber vor allem hatte ich sie behandelt wie eine hysterische, überspannte Ziege. Keine Ahnung, was sie jetzt gerade tat,

aber es konnte ihr wohl niemand vorwerfen, dass sie überreagierte. Das Leben ihrer Tochter war fälschlicherweise bedroht worden.

Nach einigen beschwichtigenden Worten unsererseits gingen Pagiel und die Wachen, die ihn begleitet hatten, schließlich wieder. Ich war kaum mit Dorian und Roland allein, da stand ich auf, um mir meinen Frust wegzulaufen. Am Fenster blieb ich stehen und sah hinaus auf das idyllische Grün draußen. Das Vogelbeerland wirkte aus der Ferne betrachtet mehr denn je wie ein Märchenland. Aus dieser Höhe war von den ganzen Gefahren und dem Aufruhr nichts zu sehen.

»Mach dir keine Vorwürfe, meine Liebe«, sagte Dorian und sah zu, wie ich auf und ab ging. »Es gibt nichts, was du hättest tun können. Die Frage ist: Was willst du *nun* tun?«

Ich sah ihn beunruhigt an. »Was willst *du* denn tun? Du hast das mit dem kriegerischen Akt doch nicht ernst gemeint, oder? Ich

meine, wir befinden uns schon in einer Art Krieg, aber es braucht doch nicht irgendeinen drastischen Vergeltungsschlag.«

»*Irgendetwas* Drastisches braucht es schon. Im Ernst, Pagiels Geschichte reiht sich aufs Feinste in das ein, was wir eben besprochen haben. Sie treiben uns vor sich her und sorgen dafür, dass wir uns in den Schatten herumdrücken. Willst du das wirklich deine ganze Schwangerschaft lang tun? Und *nach* der Geburt deiner Kinder dann auch?«

Ich warf die Hände hoch. »Was soll ich denn sonst machen? Willst du in Maiwenns Land einfallen?«

Dorian wirkte bemerkenswert ruhig, als er sich das durch den Kopf gehen ließ. »Es wäre nicht unbegründet. Und es würde die deutliche Botschaft vermitteln, dass wir uns nicht herumschubsen lassen. Ist dir schon einmal die Idee gekommen, dass der Überfall auf die junge Ansonia vielleicht gar kein Versehen war?«

»Wie kommst du denn darauf?« Ich ging

zurück und baute mich vor ihm auf. Roland sah unserem Wortwechsel schweigend zu. »Sie hat doch mit alledem gar nichts zu tun.«

»Eben. Genauso wenig wie das nächste Mädchen. Oder das übernächste.«

Ich konnte nicht fassen, was ich da hörte. »Du willst damit sagen, dass sie absichtlich Mädchen angreifen, die mir ähnlich sehen? Obwohl sie wissen, dass ich es gar nicht bin?«

»Ich sage nicht, dass es so ist. Aber es wäre ein hervorragender Trick, um dein – unser – Volk gegen dich aufzubringen, weil die Leute dann das Gefühl haben, dass sie zu Unrecht angegriffen werden.«

»In den Krieg zu ziehen, würde deutlich mehr von unseren Leuten in Gefahr bringen«, stellte ich fest. Vor fünf Jahren hätte ich mir nie träumen lassen, dass ich einmal so eine Diskussion führen würde.

»Durchaus«, sagte Dorian. »Nur kann man sich einer Gefahr wesentlich besser stellen, wenn man sie nach den eigenen

Bedingungen herbeiführt, anstatt sich Angriffen aus dem Hinterhalt auszusetzen.«

»Sie sind schon einmal für mich in den Krieg gezogen. Ein zweites Mal werde ich das nicht zulassen«, sagte ich nachdrücklich. Letztes Jahr hatte Leith, der Sohn der damaligen Vogelbeerkönigin, unbedingt den Thronerben des Sturmkönigs zeugen wollen, zur Not auch gegen mein Einverständnis. Dorian wiederum hatte Leith während der Aktion zu meiner Rettung unbedingt bestrafen müssen – indem er den Prinzen mit seinem Schwert durchbohrte. Katrice hatte diese Neuigkeit nicht sonderlich gut aufgenommen und war gegen mich in den Krieg gezogen, wodurch ich am Ende zur neuen Herrscherin über ihr Königreich geworden war. Ich hatte diesen Krieg von Anfang bis Ende gehasst, und die Schuldgefühle wegen der vielen Toten hatten mich fertiggemacht, obwohl mir ständig alle möglichen Leute versichert hatten, dass mein Volk doch bereitwillig meine Ehre verteidigte. Dorians Blick war nicht ablehnend, aber auch

nicht gerade warm und freundlich. »Der Krieg kommt zu einem, ob man will oder nicht.«

»Das reicht«, sagte ich und fuhr mir mit der Hand durch die Haare. »Keine weiteren Vorträge über die edle Seite des Krieges. Ansonia hat überlebt; das ist alles, worauf es ankommt. Um den Rest kümmern wir uns später.«

»Schiebe es nicht zu lange auf«, warnte Dorian. »Sonst stellst du vielleicht fest, dass andere für dich entschieden haben.«

»Ich weiß«, sagte ich.

Allerdings fügte ich nicht hinzu, dass ich weder die Absicht hatte, mir weitere Entscheidungen aus der Hand nehmen zu lassen, noch zulassen wollte, dass weiteren Mädchen meinerwegen ein Leid geschah. In meinem Hinterkopf nahm eine Idee Gestalt an – eine Idee, die Dorian höchstwahrscheinlich nicht gefallen würde. Sie verursachte mir ein mulmiges Gefühl, aber von dem Moment an, als Pagiel uns von Ansonia erzählt hatte, war mir klar gewesen, dass ich drastische

Maßnahmen ergreifen musste – und zwar keine, wie Dorian sie vorschlug. Die Antwort war so was von einfach; ich konnte nicht fassen, dass ich bisher noch nie darauf gekommen war. Ich achtete darauf, ein ebenso ausdrucksloses Gesicht aufzusetzen wie Dorian, und wandte mich an Roland. »Schauen wir mal, wo ich ab jetzt am besten die Vorsorgeuntersuchungen machen lasse. Das ist wenigstens eine vergleichsweise überschaubare Aktion.«

Dorian sah mich abschätzig an. »Eine überflüssige Aktion, meinst du wohl.« Aber wie ich es mir gedacht hatte, machte er keine Anstalten, Roland und mich zu begleiten. Die beiden wechselten sehr freundliche, sehr höfliche Abschiedsworte, was ich in Anbetracht ihres bisherigen Verhältnisses zueinander als gutes Zeichen nahm. Ich fragte mich, wie höflich ihr Umgangston bleiben würde, wenn der Plan, den ich gerade ausheckte, griff.

»Hässliche Geschichte«, sagte Roland

schließlich. Wir waren schon fast beim Burgtor, und ich glaube, er fühlte sich jetzt, wo er die Mauern fast hinter sich hatte, wohler. »Da gibt es keine einfachen Antworten.«

»Nein.«

»Wie alt ist dieses Mädchen, von dem ihr gesprochen habt?«

»Ein bisschen jünger als ihr Bruder. Also Pagiel – den du gerade gesehen hast.« Ich rechnete das nicht in die entsprechenden Menschenjahre um. Das konnte Roland allein.

»Ganz schön schäbig, das Ganze.« Er machte ein finsternes Gesicht. »Schwangere Frauen angreifen, Kinder angreifen. Ich wünschte, du hättest mit alledem nichts zu tun.«

Wir gingen durch das Tor nach draußen und waren wieder in der sattgrünen Parkanlage, in der die Hochzeit stattgefunden hatte. Wortlos folgten mir zwei Mann der Torwache und hielten dabei die respektvolle Distanz ein, auf die sie sich so gut verstanden.

»Da sind wir schon zwei«, sagte ich. »Bloß habe ich leider nicht nur damit zu tun –

sondern stecke mittendrin.«

Ich ging mit ihm zu einem Haselnussstrauch und setzte mich dort ins Gras. Roland machte ein verdutztes Gesicht, setzte sich dann aber zu mir. Die beiden Wachsoldaten sahen sich in der Anlage um und wählten dann Positionen, die auf meine Privatsphäre Rücksicht nahmen, ihnen aber schnellen Zugriff ermöglichten, falls sich plötzlich eine Horde mörderischer, von Maiwenn geschickter Affen aus den Bäumen stürzte. Als sie außer Hörweite waren, beugte ich mich dicht an Roland heran und senkte sicherheitshalber auch noch die Stimme. Meine Hände lagen auf dem sonnenwarmen Gras, und ich spürte, wie das Vogelbeerland glücklich und zufrieden zu mir sang.

»So ungern ich es zugebe, mit ein paar Sachen hat Dorian recht. Es klingt verrückt, aber Maiwenn könnte wirklich vorhaben, so etwas öfters durchzuziehen. Und es stimmt auch, dass ich mich weiteren Angriffen aussetze, wenn ich so zwischen den Reichen

und Welten hin und her springe.« Ich legte den Kopf in den Nacken und sog den Duft von Geißblatt ein. Von unserer Stelle aus war keine dieser Pflanzen zu sehen, aber ich war immer sehr empfänglich für die verschiedenen Sinneseindrücke des Landes.

»Vor Kurzem hat mich die Botschafterin eines weit entfernten Reiches dorthin eingeladen, mit dem Argument, dass ich so fern von den Ländern meiner Feinde sicherer sein würde.«

Roland zog die grauen Augenbrauen hoch.

»Und du denkst da ernsthaft drüber nach?«

»Nein. Jedenfalls nicht, was dieses Land betrifft. Ich hab überlegt ... Also, ich hab überlegt, ob ich vielleicht einfach in der Menschenwelt untertauchen sollte.« Worauf das wirklich hinauslief, wurde mir erst klar, als ich es ausgesprochen hatte. Roland war anzusehen, dass er sich das ebenfalls denken konnte.

»Also nicht in Tucson«, sagte er nach einigen Sekunden.

»Nein.« Ich bedauerte es selbst. »Dort

würden sie als Erstes suchen. Aber unter den ganzen sicheren Orten, die du in Sachen medizinischer Versorgung ausfindig gemacht hast, gibt es doch bestimmt irgendeinen, wo ... na ja, wo ich mich bis zur Geburt der Zwillinge verstecken und ein einigermaßen normales Leben führen kann.«

Er nickte langsam. »Ich wüsste da schon ein paar Orte, aber wenn du das tust ... Ich meine, versteh mich nicht falsch. Mir ist nichts lieber, als dass du aus dieser verfluchten Welt hier raus bist. Aber bist du dir darüber im Klaren, was du da vorhast? Wenn du in unserer Welt untertauchen willst, dann darfst du nichts unternehmen, womit du riskierst, dass man dich findet. Du musst die Finger von deiner Feinenmagie lassen. Sogar von deiner Schamanenmagie. Beides könnte die Aufmerksamkeit irgendeines Wesens aus der Anderswelt, das sich gerade bei uns herumtreibt, auf sich ziehen.«

»Ja. Ich bin mir darüber im Klaren.« Das mulmige Gefühl in meinem Inneren wurde

stärker.

Er lächelte matt. »In der Theorie schon. Bloß fürchte ich, dass du irgendwann über irgendwelche Pechvögel stolperst, die von einem Gespenst heimgesucht werden, und das Ding verbannst, ohne auch nur darüber nachzudenken. Untätig zu bleiben, wenn andere leiden, ist nicht gerade deine Stärke.« Er zeigte um sich. »Sieht man ja.«

Ich wusste, dass er recht hatte, und starrte ins Leere. Konnte ich das, was ich vorschlug, überhaupt durchziehen? Ohne dass ich es gemerkt hatte, war meine Hand schützend an meinen Bauch geglitten. Doch, ich konnte es. Für die Zwillinge. Für die ganzen Unschuldigen in Dorians und meinen Reichen. Lieber ignorierte ich einen Spuk, als dass ich zuließ, dass andere wegen einer Prophezeiung starben, die wahrscheinlich ohnehin nur in der Einbildung existierte.

Ich holte tief Luft. »Alles klar. Ich mache das so, wie du gesagt hast – also ich mache nichts, meine ich.«

Roland musterte mich wieder und nickte nach ein paar Sekunden. »Und das hier alles? Musst du dich nicht regelmäßig mit deinem Land verbinden ... und mit dem anderen auch?«

»Ja. Das ist wahrscheinlich der kniffligste Teil. Ansatzweise kann Jasmine das übernehmen, aber ich habe keine Ahnung, wie lange das Land damit auskommen beziehungsweise sie akzeptieren wird. Wenn nicht, dann ... na, dann muss ich entweder zurückkommen, oder ich habe doch wieder Leid verursacht. Aber wenn sie und das Land es bis zum Ende meiner Schwangerschaft hinbekommen, dann werde ich die Einzige sein, die leidet. Von dem Land wegzubleiben, wirkt sich auf mich auch aus.«

»Gefällt mir gar nicht, wie sich das anhört«, sagte er düster.

Ich lächelte. »Keine Sorge. Das ist nichts Körperliches oder Gefährliches ... nur eine intensive Sehnsucht. Wie Koffeinentzug.«

Er schien nicht überzeugt. »Ich bezweifle,

dass es so leicht ist.«

»Vielleicht nicht. Aber was sagst du insgesamt zu der Idee? Du meintest, dass dir schon ein paar Orte vorschweben, die infrage kommen könnten?«

»Ja, aber ich muss erst noch ein paar Sachen überprüfen.« Er drückte selten seine Zuneigung aus, aber jetzt legte er seine Hand auf meine. »Wenn ich dich bloß jetzt gleich mit nach Hause nehmen könnte. Es wäre mir lieber, ich hätte dich immer in Sichtweite.«

Ich drückte seine Hand. »Nicht einmal du könntest es mit einer Horde Feiner aufnehmen, die plötzlich vor der Tür stehen. Und wir dürfen Mom nicht in Gefahr bringen.« Dass Roland mich nicht einmal aus der Ferne würde sehen dürfen, damit dieser Plan aufging, erwähnte ich nicht. Ganz egal, wo ich am Ende untertauchte, ich musste dann jeden Kontakt zu meinen Angehörigen unterlassen. Roland und meine Mutter wurden garantiert überwacht. Als ich ihm in die blauen Augen sah, begriff ich, dass er diesen Schluss längst

gezogen hatte. Es gefiel ihm nicht, aber er war dazu bereit.

Wir besprachen noch ein paar Sachen, dann war Roland startklar. So tickte er eben. Wenn es ein Problem zu lösen galt, dann wollte er keine Verzögerungen. Dann wollte er es sofort anpacken und lösen. Da wir unsere Entscheidung getroffen hatten, brannte er darauf, mich aus der Anderswelt zu bekommen und in Sicherheit zu bringen. Kaum war er weg, da wurde es auch für mich Zeit, mit den Vorbereitungen zu beginnen, angefangen mit der wichtigsten – Jasmine.

Ich fand sie im Rosengarten, wo sie es sich mit einigen halbwegs aktuellen Zeitschriften aus der Menschenwelt auf einer Gartenbank gemütlich gemacht hatte. Nachdem ich sie als Erstes zu absoluter Verschwiegenheit verpflichtet hatte, legte ich ihr den Plan dar, den Roland und ich ausgeheckt hatten. Sie reagierte anders, als ich erwartet hatte.

»Nimm mich mit«, sagte sie sofort.

»Das kann ich nicht. Genau darum geht es

doch. Ich brauche dich hier. Du bist die Einzige, die für mich einspringen kann.«

»Ich bin die Einzige, die dich da drüben wirklich beschützen kann. Na ja, Pagiel vielleicht noch.«

Ich hatte Mühe, meine ernste Miene zu behalten. Das war richtig süß – ihre felsenfeste Überzeugung, dass von allen mächtigen Feinen hierzulande, die viele erstaunliche Zauber draufhatten, ausgerechnet zwei Teenager am besten auf mich aufpassen konnten.

»Er darf auch nicht mitkommen. Genauso wenig wie sonst jemand, den ich kenne; darum geht es doch. Niemand darf wissen, wo ich bin.«

»Bullshit«, sagte sie. Diese Obszönität bildete einen amüsanten Kontrast zu ihrer ansonsten so vornehmen Erscheinung – komplett in ein fließendes elfenbeinfarbenes Gewand gehüllt und mit blumengeschmückten Haaren. »Woher sollen wir dann wissen, dass es dir gut geht?«

»Das werdet ihr eben nicht wissen, aber wenn wir es schaffen, die Sache geheim zu halten, dann könnt ihr euch zu neunundneunzig Prozent sicher sein, dass ich in Ordnung bin.«

Das gefiel ihr nicht. Kein bisschen. Ich wusste gar nicht, warum Dorian sich ständig Sorgen machte, dass sie mir die Macht streitig machen wollte. Wenn das ihre Absicht gewesen wäre, dann hätte sie sich doch förmlich auf die Gelegenheit stürzen müssen, sich jetzt selbst um das Land kümmern zu dürfen. Stattdessen wollte sie mich unbedingt begleiten.

Aber am Ende konnte ich sie mit denselben Argumenten überzeugen, die ich gerade bei Roland angebracht hatte. Ich glaube, durch den Überfall auf Ansonia fiel es ihr ein bisschen leichter, die Entscheidung zu akzeptieren. Da sie sich mit Pagiel angefreundet hatte, kannte sie auch seine Schwester ganz gut. Jasmine war genauso erbost über den Angriff wie wir anderen alle und wollte vermeiden, dass sich so etwas

wiederholte.

»Na gut, ich mach's«, sagte sie schließlich.

»Ich will nicht, aber ich mach's.«

»Danke. Das bedeutet mir viel.« Ich unterdrückte den Impuls, sie zu umarmen. Da konnten wir uns noch so nahe gekommen sein, großartige Zärtlichkeitsbeweise gehörten noch nicht zum Repertoire unserer schwesterlichen Beziehung.

Sie zuckte mit den Achseln. »Ach, na ja. Halb so wild. Das Schlimmste steht dir noch bevor.«

»Ach so?«

»Ja.« Sie sah mich mitfühlend an. »Ich möchte definitiv nicht an deiner Stelle sein, wenn du das Dorian sagst.«

KAPITEL 6

Da waren wir schon zwei. Diese Erkenntnis hatte sich schon die ganze Zeit in mir aufgebaut: Ich würde es ihm sagen müssen. Ansonsten musste eigentlich niemand weiter informiert werden. Ein gut abgepasster Wechsel in die Menschenwelt, und niemand hier würde mich finden können. Anschließend konnte Jasmine sich um die Schadensbegrenzung kümmern und meinen Leuten sagen, dass ich untergetaucht war. Beide Königreiche hatten Truchsesse, die sich um die Alltagsgeschäfte kümmern konnten, und man war daran gewöhnt, dass Jasmine und Shaya während meiner Abwesenheit die Kontrolle übernahmen. Nach dem ersten Schock würden sich alle mit der neuen Situation abfinden.

Aber Dorian? Mit ihm war es etwas ganz anderes. Ganz egal, was in der Vergangenheit zwischen uns schiefgelaufen

war, ich konnte auf keinen Fall eine Zeit lang verschwinden, ohne ihn vorzuwarnen.

Trotzdem schob ich es in den darauffolgenden Tagen so lange vor mich her, wie ich konnte. Er hielt sich immer noch im Vogelbeerland auf, und ich drängte ihn nicht weiter dazu, sich langsam mal auf den Heimweg zu machen – was ihm normalerweise hätte verraten müssen, dass irgendwas im Busch war. Stattdessen genoss er unsere gemeinsame Zeit und ließ sich ständig neue absurde Freizeitbeschäftigungen einfallen, gegen die sich das Schießen auf pastellbunte Holztiere geradezu banal ausnahm. Und da Roland sich nicht meldete, ließ es sich umso einfacher aufschieben, Dorian die Neuigkeiten zu unterbreiten. Weil es ja keine Neuigkeiten gab.

Ansonsten hatte Dorian beschlossen, sich über die technischen Einzelheiten von Schwangerschaft und Geburt in der Menschenwelt schlau zu machen. Angesichts

meines lückenhaften Wissens in dieser Hinsicht war ich nicht unbedingt die beste Informationsquelle, aber er fand, wenn ich schon die ganze Zeit herumnörgelte, dass ich einen Menschenarzt brauchte, dann musste er wenigstens wissen, warum.

»Was genau machen sie denn bei so einer Vorsorgeuntersuchung?«, fragte er. »Die hast du ja recht regelmäßig.«

Es war ungefähr eine Woche, nachdem ich Roland das letzte Mal gesprochen hatte, und wir waren draußen und genossen das schöne Wetter. »Na ja«, sagte ich, »sie, ähm, sehen sich meine Werte an. Den Blutdruck und so weiter.«

»Den Blutdruck?«

»Also den Puls praktisch. Jedenfalls so was Ähnliches«, sagte ich lahm. Ja, ich war wirklich nicht die beste Wahl, wenn man sich irgendwelches medizinische Zeug erklären lassen wollte.

Dorian lehnte mit dem Rücken an einem Baum. »Nun, das könnte irgendeiner unserer

Heiler auch. Selbst *ich* könnte das für dich tun.«

»Es ist komplizierter als das. Und manchmal wird bei meinen Terminen auch ein Ultraschall gemacht.«

»Ein Ultraschall?«

Und so ging es das ganze Gespräch lang; ich musste ständig abbrechen und erklären, was ich gerade gesagt hatte. Jedes Mal hatte Dorian ein Pendant aus der Anderswelt für das gerade Erklärte auf Lager. Diese Methoden waren mehr oder weniger an den Haaren herbeigezogen; einmal meinte er zum Beispiel, sich ziemlich sicher zu sein, dass man mit einer ordentlichen Portion Kuchen dieselben Resultate erzielen würde wie mit einem Blutzuckertest. Er hatte auch eine sehr komplizierte Erklärung dafür parat, warum das Balancieren eines Huhnes in einem Baum hierzulande eine absolut etablierte Methode darstellte, mit der sich das Geschlecht des Kindes bestimmen ließ. Ich war mir fast sicher, dass er sich die meisten

angeblichen Pendants nur spontan aus den Fingern sog. Er wollte mich mit den absonderlichen Gegenüberstellungen einfach nur amüsieren. Als ich jedoch einen Kaiserschnitt beschrieb, war es mit seinen Witzeleien vorbei.

»Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll«, erklärte er ehrlich. »Das kommt mir doch sehr extrem vor. Und gefährlich.«

»Hier wäre es ja vielleicht auch gefährlich.« Ich musste daran denken, wie empfindlich Feine auf Metalle reagierten. Ein Skalpell war dann vielleicht genauso heftig wie ein Schwert. »Bei uns Menschen ist das eine ziemlich sichere und standardisierte Behandlung. So ein Kaiserschnitt kann Leben retten – obwohl ich lieber keinen haben möchte, wenn es sich vermeiden lässt. Ich will keine Narbe zurückbehalten.«

Dorian überlegte. »Eigentlich ist sie das Einzige daran, was mir *einleuchtet*. Warum keine Narbe der Mutterschaft tragen? Besser als eine Tätowierung oder ein anderes

Ehrenzeichen. Die Welt soll doch wissen, was man geleistet hat.«

Ich streckte mich im Gras aus. »Dafür reichen mir auch die Kinder.«

Er lächelte und ließ das Thema fallen. »Es gab übrigens keine weiteren Überfälle auf Mädchen, die dir ähnlich sehen. Anscheinend kann sich Maiwenn besser im Zaum halten, als wir dachten.«

»Das ist gut.« Ich hatte immer noch Schuldgefühle wegen Ansonia. »Mehr als gut sogar. Dann brauchst du ihr Reich vorläufig doch nicht dem Erdboden gleichzumachen?«

»Vorläufig nicht, nein. Obwohl mir eigentlich schon genügt, was du bis jetzt ihretwegen alles hast durchmachen müssen.« Das glaubte ich ihm sofort. Er hatte schließlich schon jemanden mit dem Schwert durchbohrt, nur um meine Ehre zu verteidigen.

»Na ja, mir geht's doch immer noch gut. Und darauf kommt es an.«

Dorian schüttelte den Kopf. »Gut gehen kann es einem auf diese oder jene Weise. Wir

haben keine solche Wissenschaft aus den Belastungen durch Stress gemacht wie ihr Menschen, aber selbst mir ist bewusst, dass diese ganzen Sorgen nicht gut für dich sein können. Es ist nicht nur dein Leib, den ich sicher wissen möchte. Ebenso sehr möchte ich, dass du –«

Was er sonst noch wollte, sollte ich nicht mehr erfahren, denn ein Wachsoldat kam und verkündete, dass Roland eingetroffen war. Mit einem Schlag war das spaßige Herumfaulenzen mit Dorian vorbei. In mir kämpften die verschiedensten Gefühle miteinander, als mir klar wurde, was Rolands Kommen bedeutete. Jetzt war die Zeit des Aufschiebens vorbei. Ein bisschen war ich auch froh, dass die Sache endlich ins Rollen kam. Es konnte für uns alle nur besser werden. Vor allem aber hatte ich Schiss vor den Konsequenzen, die sich daraus ergeben würden. Dorian sah mich freundlich und verbindlich an, und ich konnte ihm kaum in die Augen sehen, als ich eine Entschuldigung

murmelte und davoneilte, um mit Roland zu sprechen.

»Du hast einen Ort gefunden«, sagte ich, sobald ich mit Roland allein war.

»Ja.« Er blickte sich nervös um. Ich hatte ihn in mein Schlafzimmer geführt, weil mir das Risiko sogar dann zu hoch war, wenn meine verschwiegenen Leibwächter etwas mitbekamen. Trotzdem sah Roland sich misstrauisch um, als wären in den Wänden magische Ohren versteckt. »Aber ich werde dir erst im allerletzten Moment erzählen, wo.«

»Das ist auch richtig so«, sagte ich, obwohl ich fast verging vor Neugierde.

»So viel kann ich dir verraten: Es ist eine kleine Stadt, in der es auch eine Schamanin gibt – eine alte Freundin von mir, der ich blind vertraue. Sie weiß nicht im Einzelnen, was los ist, aber sie ist sich bewusst, dass du in Gefahr bist. Sie wird dich auch mit Zähnen und Klauen verteidigen, falls es nötig ist.« Er lächelte trocken. »Und dank ihr gibt es auch keinen Grund für dich, eine schamanische

Hausreinigung durchzuführen. Wenn du mitbekommst, dass irgendwo etwas los ist, sagst du ihr einfach Bescheid.«

Als Nächstes stand die höchst komplexe Frage an, wie ich zu diesem geheimen Ort kommen sollte. Das Gelände der Anderswelt entsprach ganz grob dem der Menschenwelt. Sie fügten sich nicht exakt aneinander, aber die Tore besaßen eine geografische Ähnlichkeit. Ich hatte zum Beispiel ein Lieblingstor im Dornenland, das zurück nach Tucson führte. Ein Königreich weiter, in Dorians Land, gab es ein Tor, das sich in Neumexiko öffnete. Durch ein weiteres in der Nähe ging es nach Texas. So war es in dieser Region der Anderswelt; die meisten Kreuzwege führten in den amerikanischen Südwesten. Darum musste ich, wenn ich nach Ohio wollte, ins Jelängerjelierland reisen. Aus Rolands Andeutungen konnte ich schließen, dass das Versteck nicht im Südwesten lag, was bedeutete, dass ich entweder in dieser Welt oder in der

Menschenwelt eine weite Reise unternehmen musste.

Wir arbeiteten einen ziemlich komplizierten Plan aus, und dann machte Roland sich wieder auf den Weg, wie es so seine Art war, um dafür zu sorgen, dass drüben nachher alles passte. Der Plan sah vor, dass ich am nächsten Morgen aufbrach, was erschreckend kurzfristig war. Aber in dieser Situation ... na ja, je früher wir das Ganze durchzogen, desto besser.

Am Abend brachte mir kurz nach Rolands Aufbruch ein Diener die Nachricht, dass Dorian mich in seinen Gemächern zu sprechen wünschte. Ich wäre fast in Lachen ausgebrochen. Es war so was von typisch für ihn, *mich* in meiner eigenen Burg rufen zu lassen, als wäre er hier der Herrscher und nicht ich. Auf der anderen Seite fragte ich mich erschrocken, was wohl los war. Hatte er trotz unserer ganzen Vorsichtsmaßnahmen mitbekommen, was Roland und ich vorhatten? Hatte Jasmine geplaudert? Hatten

die Wände etwa doch magische Ohren?

Als ich Dorians Gemächer betrat, war alles gar nicht so schlimm. Wie die meisten größeren Gästesuiten in der Burg bestand auch sein Gemach aus einem abgetrennten Schlafzimmer und einem Salon. In Letzterem war ein Tisch für zwei gedeckt worden, mit goldenem Seidentischtuch und einem Kandelaber, dessen merkwürdig sich verzweigende Arme sämtlichen Gesetzen der Physik zu widersprechen schienen. Unter normalen Umständen hätte ein solches Arrangement sofort sämtliche Alarmglocken in meinem Kopf losschrillen lassen, und ich hätte mich gefragt, was Dorian nun schon wieder vorhatte. Aber heute Abend war ich eher nervös wegen morgen als misstrauisch.

Dorian hatte sich schon gesetzt und lud mich mit einer Handbewegung ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Als ich saß, betrachtete er mich. »Ich hatte sehr gehofft, dass du etwas tragen würdest, das ein wenig feierlicher ist. Samt und Spitze vielleicht. Tief

ausgeschnitten, versteht sich.«

»Und wie sich das versteht.« Ich hatte Jeans an und ein T-Shirt, das dank meiner breiter werdenden Taille eine Nummer größer war als normalerweise. »Vielleicht setzt du mich nächstes Mal besser vorher in Kenntnis, wenn es einen feierlichen Anlass gibt.« Ein Diener kam hereingerauscht, durch dieselbe Tür wie ich eben; er hatte zweifelsohne schon auf meine Ankunft gewartet. Er stellte eine Platte mit quicheähnlichen Törtchen auf den Tisch und huschte wieder davon. »Was ist es denn überhaupt für ein Anlass?«

Dorian seufzte dramatisch. »Ein trauriger, fürchte ich. Morgen ... reise ich ab.«

»Ach so?« Einen Moment lang brandete Hoffnung in mir auf, und ich spielte mit dem Gedanken, mich einfach erst dann davonzustehlen, wenn er schon weg war. Dann brauchte ich ihm nicht einmal zu erzählen, was ich vorhatte.

»Jawohl, so ist es.« Er schwenkte ein Glas Rotwein. Dieses eine Mal hatte er mich nicht

gedrängt, ebenfalls welchen zu trinken. »Ich habe meine Zeit hier in deiner reizenden Gegenwart sehr genossen, doch nun wird es Zeit, dass ich mich wieder um mein eigenes Reich kümmere. Ich beabsichtige außerdem, für meine Grenzgebiete eine höhere Sicherheitsstufe festzulegen, um diese Schlampe ein für alle Mal daran zu hindern, sich weitere Freiheiten gegenüber meinem Volk herauszunehmen. Rein vorsorglich.« Mit »diese Schlampe« war natürlich Maiwenn gemeint.

Ich nahm mir ein Quiche-Törtchen. Es war satt mit Käse gefüllt; genau so, wie ich es liebte. »Neulich warst du noch der Meinung, dass sie sich beherrschen wird und auf weitere Überfälle verzichtet.«

»Dieser Meinung bin ich noch immer. Gewiss haben ihre Leute Ansonia tatsächlich nur versehentlich überfallen. Und selbst wenn es Absicht gewesen sein sollte, ist sie inzwischen vielleicht zu dem Schluss gekommen, dass eine Abschreckungstaktik,

die auf Unschuldige abzielt, doch übertrieben ist. Aber es spielt keine Rolle, ob solche Überfälle nun ausbleiben werden oder nicht. Es war dennoch eine Verletzung der Grenzen meines Landes, und ich muss deutlich machen, dass ich das kein zweites Mal zulassen werde. Ich werde ihre Lande vielleicht nicht dem Erdboden gleichmachen, aber ich werde die meinen definitiv beschützen.«

Die Erwähnung der Unschuldigen ließ mich an Kiyo denken. Er hatte nicht gezögert, gegen die Unschuldigen zu handeln, die seine eigenen Kinder waren, aber ich konnte mir gut vorstellen, dass er dafür gesorgt hatte, weiteren Ärger von Maiwenns Volk abzuhalten. Einer Abschreckungstaktik, die Unbeteiligte gefährdete, würde er ein Ende setzen; da war ich mir sicher. Nach allem, was passiert war, traute ich ihm einiges zu, aber ich kannte auch seinen Stil.

Man servierte uns einen Gang leckeres Fingerfood nach dem anderen, und wir aßen

gerade mit Kräutern gefüllte Oliven, als Dorian sagte: »Ich habe noch eine weitere Überraschung für dich.« Wie auf Stichwort kamen zwei Diener herein. Sie trugen etwas zwischen sich ... eine Wiege.

Ich sprang auf, bevor sie die Wiege noch richtig abgestellt hatten. Mir fielen fast die Augen aus dem Kopf. »Was ist das?«

»Was glaubst du denn?« Dorian machte ein sehr zufriedenes Gesicht. »Deine kleinen Krieger werden einen Platz zum Schlafen brauchen, oder nicht?«

Das stimmte, bloß hatte ich mir darüber zugegebenermaßen noch nicht groß Gedanken gemacht. Kinderzimmer und Baby-Erstausstattungen waren so ziemlich das Letzte, was mich beschäftigte. Ich ließ eine Hand über die glatten Kanten gleiten. Die Wiege war komplett aus Eiche getischlert und zu einem leuchtenden Honigton poliert worden. Kunstvolle Schnitzarbeiten zeigten akkurat dargestellte Tiere und Pflanzen. Nach allem, was ich über die Feinen wusste, stand

fest, dass die Wiege größtenteils handgearbeitet war.

»Sie ist ... total edel«, sagte ich schließlich.

»Eine zweite ist noch in Arbeit. Aber ich wollte dir diese hier vor meiner Abreise noch zeigen, um zu schauen, ob sie dir gefällt.«

»Ob sie ... Aber ja. Wie könnte sie mir nicht gefallen?« Ich war regelrecht ergriffen, und mir schnürte sich die Kehle zu. Ob das davon kam, dass ich mir einen winzigen schlafenden Umriss in dieser Wiege vorstellte, oder einfach von Dorians Freundlichkeit, konnte ich wirklich nicht sagen.

»Sehr schön«, sagte er und schenkte sich Wein nach. »Ich denke, wir werden gleich mehrere davon machen lassen, hm? Du wirst diese armen Kinder ja zweifelsohne quer durch deine beiden Reiche schleppen – und mit in meines natürlich auch. Ich kann sie ja schlecht verwöhnen, wenn sie mich nicht besuchen kommen.«

Ich nickte und murmelte irgendeine Bestätigung. Wir setzten unser Menü fort,

aber ich war viel zu überwältigt, um irgendwelche zusammenhängenden Sätze herauszubringen. Zum Abschluss des Abendessens wurde ein Dessert serviert, und ich konnte kaum meinen Augen trauen. Es war eine aufwendige Schokoladentorte, die kunstvoll mit diesen verspielten Zuckergussmustern dekoriert war, wie die Feinen sie liebten. Abgerundet wurde das Meisterwerk von Haselnüssen und Schokoladenspänen und ...

»Sind das etwa ... Milky-Way-Stückchen?« Noch bevor ich es ausgesprochen hatte, war mir klar, dass es stimmte. In das köstliche Wunder waren klein geschnittene Stückchen meines Lieblingschokoriegels eingearbeitet worden. »Wo in aller Welt habt ihr die aufgetrieben?« Selbst die Magie der Feinen hatte ihre Grenzen.

»Der junge Pagiel hat sie kürzlich auf einem Ausflug in die Menschenwelt erstanden. Ich hatte mir gemerkt, dass du gern welche haben wolltest.« Kurz schoss mir durch den

Kopf, dass ich alarmiert sein sollte, dass Pagiell unerlaubt einen Kreuzweg benutzt hatte *und* in der Lage gewesen war, Menschenwaren zu »erstehen«. Ich hegte wenig Optimismus, was sein Bargeld betraf. »Sie so zu servieren, wie sie sind, kam mir reichlich primitiv vor; also ließ ich den Koch nach einer eleganteren Methode ihrer Zubereitung suchen.«

»Ich kann's nicht fassen, dass du das gemacht hast.« Ich sah zu, wie Dorian die Torte anschnitt, und fand es eine Schande, solche Schönheit zu verderben. »Warum ... warum hast du das gemacht? Was willst du?«

Dorian gab ein Tortenstück auf meinen Teller und sah mich mit einem Blick an, der berechtigterweise perplex herüberkam. »Gar nichts. Nun, außer dafür zu sorgen, dass es zwischen uns wieder angenehm ist. Wie ich dir schon einmal hatte sagen wollen, möchte ich mehr als deine Sicherheit. Ich möchte, dass du glücklich bist. Ich denke, die meisten meiner Handlungen waren berechtigt – die

meisten. Es gab jedoch einige Situationen, in denen ich dich nicht gut behandelt habe, und das möchte ich gern wiedergutmachen. Dieser Kuchen stellt in keiner Weise eine Antwort dar, aber wenn wir es schaffen könnten, wieder ein gewisses Vertrauen zu erreichen ...« Er sah kurz weg und zeigte eine Verletzlichkeit, die ich selten an ihm erlebt hatte. »Nun. Das würde mich mehr freuen, als du dir vorstellen kannst.«

Mir drohten Tränen in die Augen zu steigen. *Scheißhormone*. Ich warf kurz einen Blick zu der Wiege, dann sah ich wieder auf die Torte. Ich hielt es nicht mehr aus. »Ich gehe«, platzte ich heraus. »Ich verlasse die Anderswelt.«

In Dorians Gesicht veränderte sich nichts; er sah mich nur weiterhin an. »Aha? Dann hast du einen akzeptablen neuen Arzt von zweifelhafter Sicherheit gefunden? Ich sage dir, das mit dem Huhn wäre um einiges einfacher.«

»Nein«, sagte ich und kam mir ganz mies

vor. *Wenn wir es schaffen könnten, wieder ein gewisses Vertrauen zu erreichen, würde mich das mehr freuen, als du dir vorstellen kannst.* Warum hatte er das gesagt, ausgerechnet das? »Für immer. Also jedenfalls für länger.« Ich erklärte ihm, was Roland und ich uns ausgedacht hatten, und die ganze Zeit über blieb Dorians Miene erschreckend ruhig. Ich sehnte mich schon fast danach, dass er vor Zorn explodierte oder sich über mich lustig machte. Stattdessen zeigte er, als ich fertig war, kaum eine Reaktion.

»Ja, nun.« Er legte seine Gabel neben das Tortenstück, das er nicht angerührt hatte.

»Das kommt mir ein wenig ungelegen.«

»Ein wenig ungelegen? Mehr hast du dazu nicht zu sagen?« Ich wollte keinen Streit provozieren; ich war einfach nur verblüfft.

Er trank einen Schluck Wein. »Was gibt es denn noch zu sagen? Anscheinend ist doch alles längst arrangiert. Und wenn du es die ganze Woche lang hinter meinem Rücken

geplant hast, dann hast du es dir ja wohl eindeutig gründlich überlegt.«

»Ist es das, was dich stört? Dass ich dir nichts gesagt habe?«

Endlich der Anflug eines Lächelns – aber es war ein bitteres. »Ach, Eugenie. An dieser Geschichte stört mich so vieles, dass ich kaum weiß, wo ich anfangen soll. Es war gewiss dumm von mir, dass ich darauf zu sprechen gekommen bin, wieder ein gewisses Vertrauen zu erreichen, hm? Davon sind wir weiter entfernt denn je.«

Ich spürte eine Mischung aus Schuldgefühlen und Zorn. »Hey, du bist es doch, der damit angefangen hat! Hättest du mir nicht diese Eisenkrone untergejubelt –«

Er bedachte mich mit einem melodramatischen Seufzer. »Nicht das schon wieder. Bitte. Such dir wenigstens etwas Neues, das du mir vorwerfen kannst. Diese Krone hat Leben gerettet, und das weißt du auch.«

»Du hast mir die Wahrheit vorenthalten.«

»Und du hast mir die ganze Woche lang vorenthalten, dass du abreisen wirst«, stellte er fest. »Der eine Maßstab für mich, der andere für dich?«

»Ich bin nicht scheinheilig«, sagte ich, obwohl ich das schon irgendwie war. »Dass ich dir das nicht gesagt habe, hatte nicht auch nur annähernd solche Auswirkungen wie das mit der Eisenkrone! Dich stört doch bloß, dass du außen vor bleibst.«

»Wie ich eben schon sagte, ist es weit mehr als nur das. Zum Beispiel, dass du dein Untertauchen als gleichwertigen Ersatz für den Schutz durch die größten magisch Begabten dieser Welt erachtest.«

»Durch dich zum Beispiel?«

»Selbstverständlich.« Bescheidenheit war eine Zier, auf die Dorian jederzeit gern verzichtete. »Glaubst du denn, ich würde nicht um jeden herum, der Hand an dich legen möchte, den Erdboden aufreißen?«

»Das nicht, aber ich bezweifle, dass du ständig in der Nähe sein kannst.«

»Und ob ich das kann.« Er entspannte sich ein wenig. »Ich werde durchgehend in deinen Landen bleiben. Oh, ab und zu muss ich auf einen Sprung ins Eichenland, aber es ist viel besser, wenn ich an deiner statt reise. Es sei denn natürlich, mein Haar führt zu einer weiteren Verwechslung.« Er schnippte einige Strähnen dieser prächtigen rotbraunen Haare über die Schulter zurück, um sein Argument zu unterstreichen. »Wobei es mich angesichts meiner männlich herben Züge nur wenig wahrscheinlich deucht, dass es zu einem solchen Fehler kommen könnte.«

Ich fiel auf seinen Charme nicht herein. »Das ist wenig realistisch. Und ich glaube wirklich, dass dieser andere Plan die sicherste Option darstellt.«

»Nur, dass ich gar nicht merken werde, ob du auch wirklich sicher *bist*. Weil du dann zwischen lauter Menschen verschwunden sein wirst.«

»Du hörst dich schon an wie Jasmine.«

Er schnaubte. »Wer weiß? Vielleicht sind sie

und ich uns für dieses eine Mal einig.«

Im Gegensatz zu Jasmine ließ er sich jedoch nicht von der Vernünftigkeit des Plans überzeugen, so viele Argumente ich auch anführte. Er versuchte nicht, mich davon abzubringen; er weigerte sich nur störrisch, ihn gutzuheißen. Und während ich ihm immer weiter meine inzwischen abgedroschenen Argumente darlegte, konnte ich sehen, dass seine Maske der Geduld immer dünner wurde. Meine Entscheidung wühlte ihn wirklich auf, auch wenn mir nicht recht klar wurde, was ihn am meisten störte. Schließlich brach er mitten im Satz ab und stand auf.

»Meine Liebe, wir verschwenden hier nur beide unsere Zeit. Wir müssen akzeptieren, dass wir uns nicht einig sind, und ich sehe nun wirklich keinen Grund mehr, länger hierzubleiben. Es wird Zeit für mich, nach Hause zurückzukehren.«

»Heute Abend?« Ich war ebenfalls aufgestanden.

»Warum nicht?« Er griff nach einer Robe, die

über einen kleinen Tisch drapiert war. »Wie ich schon sagte, nicht ich bin in Gefahr. Ich hatte vorgehabt, erst morgen abzureisen, um mich noch ein wenig deiner Gesellschaft zu erfreuen, aber das erscheint mir jetzt müßig.«

»Ich verstehe nicht, warum du so aufgebracht bist«, sagte ich verdrießlich.

Dorian ging zur Tür. »Wer sagt, dass ich das bin?«

»Du«, sagte ich. Ich hätte gelächelt, wenn an dem Ganzen irgendetwas lustig gewesen wäre. »Alles an dir. Dein Gesicht, dein Ton, deine Körpersprache. Du bist stinksauer. Ich hab gewusst, dass du sauer sein würdest. Aber eigentlich kannst du keines meiner Argumente widerlegen.«

»Nein, wohl nicht«, gab er zu. Bei der Tür blieb er stehen und sah mich erwartungsvoll an.

»Es ist besser so.« Ich wollte unbedingt, dass er mir recht gab. »Und auch leichter für dich.«

Er lachte glucksend. »Glaubst du, das spielt

eine Rolle? Eugenie, ob etwas leicht ist, ist völlig unwichtig, wenn es um dich geht. Ich würde alles für dich tun – buchstäblich alles –, wenn es nur hieße, dass du ...« Er brach ab, drehte sich abrupt weg und legte seine Hand auf den Türgriff. Aber er ging immer noch nicht.

Mir kam ein sehr schräger Gedanke, bei dem kurz mein Herz aussetzte. Ich hatte die ganze Zeit über angenommen, dass Dorian mich nur auf seine übliche verdrehte Art amüsan fand, dass er gern meine Aufmerksamkeit hatte und es ihm aus Prestigegründen gefiel, mit meinen Kindern verbunden zu werden. Aber ich war davon ausgegangen, dass von romantischer Zuneigung seit der Sache mit der Eisenkrone keine Rede mehr sein konnte. Und jetzt ... jetzt wusste ich, dass ich falschgelegen hatte.

»Dorian ... stört dich vielleicht am meisten, dass ...« Die Worte kamen stockend heraus, weil ich erst noch den Mut aufbringen musste, sie auszusprechen. »Stört dich vielleicht

einfach bloß, dass du mich dann nicht sehen wirst? Weil ... weil ich dir fehlen werde?« Es war armselig, es so auszudrücken, aber wir wussten beide, was ich meinte.

Er warf mir über die Schulter einen Blick zu, ein Lächeln auf den Lippen, aber Traurigkeit im Blick. »Eugenie, weißt du, was ich an dir liebe?« Ich wartete, wie es sich gehörte, da Dorian mir diese rhetorische Frage in fast jedem Gespräch gestellt hatte und seine Antwort immer eine andere gewesen war. Sein Lächeln wurde breiter, seine Traurigkeit größer. »Ich liebe es, dass du auf *diese* Erklärung erst ganz zuletzt kommst.«

Er ging, schloss hinter sich fest die Tür, und ich kam mir vor wie der letzte Idiot.

KAPITEL 7

Es stimmte zwar, dass sich nichts je mit den verschlungenen Wegen würde messen können, auf denen man in der Anderswelt reiste, aber Roland kam mit den Vorkehrungen, die er für meine Fahrt zu dem Geheimversteck getroffen hatte, ziemlich dicht heran. Ich verließ die Anderswelt durch ein Tor nach Tucson, weil ich wahrscheinlich beobachtet wurde. Ein Abstecher dorthin war zwar absolut nicht ungefährlich, erregte aber auch nicht allzu viel Verdacht, weil meine Feinde wahrscheinlich davon ausgingen, dass ich dort Freunde und Verwandte besuchen wollte. Es schien uns das Risiko wert, weil wir den größeren Plan damit verschleiern konnten.

Aber ich hatte kaum meinen Fuß in die Menschenwelt gesetzt, da offenbarte sich, wie absolut aberwitzig Rolands Plan war. Er hatte meine Reise so arrangiert, dass ich praktisch

jedes denkbare Verkehrsmittel benutzte – Auto, Zug, Flugzeug und sogar Bus. Manchmal war es nur eine kleine Strecke, die ich so zurücklegte. Manchmal bewegte ich mich nicht einmal in die richtige Richtung, sondern näherte mich im Zickzack der nächsten Zwischenstation. Die ständig wechselnde Verkehrstechnik erschwerte es den Feinen, mich zu verfolgen, und das komplexe System von Reservierungen und Richtungen sorgte dafür, dass Menschen – Kiyō etwa – Probleme hatten, auf meiner Fährte zu bleiben. Roland begleitete mich nur, solange ich in Tucson war, weil er befürchtete, dass man mich über ihn lokalisieren konnte. Außerdem baute er darauf, dass er dadurch, dass er zu sich nach Hause fuhr und sich normal benahm, vielleicht die Illusion schuf, dass ich bei ihm wohnte. Was darauf hinauslief, dass dort irgendwann ein Wesen aus der Anderswelt aufkreuzen würde, aber Roland versicherte mir, dass er damit zurechtkommen würde und dass sie ihn in

Ruhe lassen würden, sobald sie die Wahrheit erst herausgefunden hatten.

Also war ich allein unterwegs, was mich nicht weiter störte. Es galt so viele Verbindungen zu schaffen und so vielen Anweisungen zu folgen, dass ich wenig Gelegenheit hatte, über die ganzen Probleme nachzudenken, die ich hinter mir ließ. Gegen Ende meines zweiten Reisetags erreichte ich Memphis. Das war nicht mein endgültiger Bestimmungsort – aber nahe dran. Roland wollte, dass ich dort übernachtete und auch den Großteil des nächsten Tages dort verbrachte. Es war als Test gedacht, um zu schauen, ob man mich verfolgte. Wenn ja, war damit zu rechnen, dass derjenige etwas unternahm. Wenn nein, dann konnte ich ungehindert zum eigentlichen Ziel weiterfahren. Roland hatte mir die Nummer eines Schamanen in Memphis gegeben, nur für den Fall, dass ich nötigenfalls Hilfe hatte. Ansonsten brauchte ich nichts weiter zu tun, als den Tag in einem Hotelzimmer zu

verbringen und darauf zu bauen, dass wir eventuelle übernatürliche Verfolger abgeschüttelt hatten.

Nach dieser langen Zeit in der Anderswelt war ich davon ausgegangen, dass mich die Rückkehr ins moderne Leben ablenken würde. Auf Kabelfernsehen und Tiefkühlkost hatte ich definitiv schon eine Weile verzichten müssen. Aber ihr Reiz erschöpfte sich schnell. Während ich auf meinem Hotelbett lag, musste ich immer wieder an dieses letzte Gespräch mit Dorian denken. Seit ich mich wegen meiner Schwangerschaft unter seinen Schutz begeben hatte, war ich ihm mit nichts als Misstrauen und Wachsamkeit begegnet. Ich hatte ihm Hintergedanken unterstellt und war davon ausgegangen, dass er sich nur mit mir verbündet hatte, um seine eigenen Pläne voranzutreiben. Die Erkenntnis, dass er immer noch etwas für mich empfand – und dass ich davon nichts mitbekommen hatte –, war verblüffend. Und bestürzend, auch wenn ich nicht genau sagen konnte, warum. Ich

hatte mir seit einer Ewigkeit nicht gestattet, in romantischer Hinsicht an ihn zu denken, und nun ... obwohl ich mir alle Mühe gab ... tat ich es doch.

Von solchen Selbstquälereien abgesehen erwies sich mein Tag in Memphis als bemerkenswert ereignislos – was ja auch Teil des Plans war. Eine bessere Bestätigung, dass ich nicht verfolgt worden war, konnte ich nicht bekommen. Am dritten Tag bestieg ich am frühen Abend ein kleines Pendlflugzeug und machte mich für den letzten Halt auf dieser hirnverbrannten Tour bereit: Huntsville in Alabama. Ich gebe zu, dass ich nicht gerade aus dem Häuschen geraten bin, als Roland mir erzählt hatte, wo sich sein sicherer Unterschlupf befand. Meine Klischeevorstellungen von Alabama waren sogar noch schlimmer als die von Ohio. Roland hatte mir vor meiner Abreise aus Tucson rasch noch den Kopf geradegerückt.

»Krieg das nicht in den falschen Hals, Eugenie«, hatte er gesagt. »Aber du bist ein

ganz schöner Snob.«

»Bin ich gar nicht«, hatte ich dagegeengehalten. »Ich bin vielen Dingen gegenüber aufgeschlossen. Und vielen Orten gegenüber.«

Er machte ein spöttisches Gesicht. »Klar doch. Du bist genauso wie die meisten Leute im Westen der USA überzeugt, dass der Rest der Welt unter deiner Würde ist.«

»Das stimmt doch überhaupt nicht! Ich bin bloß ... ich bin bloß an bestimmte Sachen gewöhnt. Ich meine, Tucson ist doch viel größer als Huntsville. Ich bin eben an dieses Lebensgefühl der Großstadt gewöhnt, weißt du?«

»Schon klar«, sagte er und musterte mich skeptisch. »Darum wohnst du auch in einer mittelalterlichen Burg ohne Strom und fließend Wasser.«

Was schon irgendwie stimmte; darum hatte ich nichts weiter gesagt.

Einige meiner immer noch vorhandenen Zweifel legten sich, als das Flugzeug in den

Sinkflug auf Huntsville ging und unten ein Park voller Kirschbäume zu sehen war, der im Sonnenuntergang glühte wie Gold. Es erstaunte mich ziemlich, dass ich die Bäume überhaupt identifizieren konnte. Wir waren immer noch ziemlich hoch, und im Gegensatz zu den Kirschbäumen des Vogelbeerlands mit ihren ewig rosafarbenen Blüten hatten diese hier ihre Blüten abgeworfen und waren so grün, wie sie nur sein konnten. Trotzdem erkannte ich sofort, was für Bäume das waren, und ihr Anblick tröstete mich. Das hier war nicht das Vogelbeerland – vom Dornenland ganz zu schweigen –, aber durch diese kleine Erinnerung an *Zuhause* kam ich mir weniger allein vor. Ich war in der Lage, das hier durchzustehen. So schlimm würde es nicht werden.

Am Flughafen wurde ich schon von Candace Reed erwartet, der hiesigen Schamanin, mit der Roland das Ganze vorbereitet hatte. Er musste ihr meine Beschreibung gegeben haben, denn als sie mich erblickte, kam sie

strahlend auf mich zugestürzt und umarmte mich, als würden wir uns seit Ewigkeiten kennen. Sie war ungefähr zehn Jahre älter als ich, mit dunkler Haut und fröhlich funkelnden Augen mit langen Wimpern. Sie trug ausgebleichene Jeans und eine rot karierte Bluse und nahm mich sofort unter ihre Fittiche.

»Nun schau sich das einer an«, rief sie und legte mir eine Hand auf den Bauch. Mir war schon aufgefallen, dass dieses Benehmen für die meisten Leute – ob Menschen oder Feine – anscheinend ganz normal war, und eigentlich befremdete es mich, dass eine Schwangerschaft offenbar zu Grenzverletzungen berechnete. Bei Candace störte es mich aber irgendwie nicht. »Im wievielten Monat sind Sie jetzt, Kindchen?« Bevor ich auch nur antworten konnte, nahm sie mir meinen kleinen Koffer ab. »Himmel, geben Sie mir den. Wir dürfen Sie in diesem Zustand doch keine Sachen schleppen lassen.«

Der Koffer wog praktisch überhaupt nichts; meine Mutter hatte da nur die allerwichtigsten Sachen hineingeworfen. Irgendetwas sagte mir, dass eine Diskussion darüber, was ich in meinem Zustand konnte, bei Candace von vornherein verloren war.

»Ich habe Charles gesagt, dass er Ihr Zimmer fertig haben soll, wenn wir nach Hause kommen, also war er hoffentlich fleißig«, fuhr sie fort, während wir zu ihrem Wagen gingen. »Sie wissen ja, wie Männer sind. Er würde die ganze Zeit nur vor sich hinträumen, wenn er mich nicht hätte, um ihn auf Trab zu halten. Wollen wir hoffen, dass er nicht auch noch das Abendessen hat anbrennen lassen. Ich habe es aufgesetzt und ihm genau gesagt, was er machen soll, aber wie ich ihn kenne, hat er sich wahrscheinlich ablenken lassen. Von einem Baseballspiel im Fernsehen vielleicht oder von einem Specht hinten im Garten. Bestimmt wartet im Ofen jetzt bloß noch ein Aschehaufen. Ist ein Schmorbraten. Essen Sie so etwas? Sollten

Sie jedenfalls. Proteine sind gut für Sie und für das Baby auch. Kartoffeln ebenfalls.«

»Für die Babys«, berichtete ich sie, als wir beim Auto ankamen. »Ich bekomme Zwillinge.«

»Oh. Ach so!« Diese Enthüllung machte sie für einen Moment sprachlos, und ihr stand reines Staunen ins Gesicht geschrieben, außerdem noch ein leiseres Gefühl, das ich nicht einordnen konnte. »Oh, *das* ist ja schön.«

Sie verstaute mein Gepäck im Kofferraum, und als ich mich auf den Beifahrersitz plumpsen ließ, fielen mir auf der Rückbank ein paar vertraute Werkzeuge auf. Ein Silberathame lag neben einer Wildledertasche, aus der ein weiterer Messergriff ragte, der garantiert zu einem Eisenathame gehörte. Außerdem lag dort noch eine Halskette aus ungeschliffenen Rauchquarzperlen. Ich konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken. Candaces lebhafter Südstaatencharme bedeutete in keiner

Weise, dass sie im Einsatz nicht eine absolut tödliche Schamanin war, die jedes Wesen bekämpfen konnte, das sich mit uns anlegte. Es hätte mich wenig überrascht, irgendwo im Auto auch noch eine Pistole und einen Zauberstab zu finden.

Als sie sich hinters Steuer setzte, hatte sie sich von dem Schock erholt und nahm ihren frisch-fröhlichen Konversationsstil bald wieder auf. Ich überließ ihr das Reden gern. Es gab mir Gelegenheit, die Aussicht in mich aufzunehmen, während wir zu ihrem Haus fuhren. Der Flughafen lag ein bisschen außerhalb, und sie und ihr Mann lebten noch weiter draußen, wobei sie mir versicherte, dass man in einer guten halben Stunde in der Innenstadt war. Das war ganz ähnlich wie bei meinem eigenen Haus in den Ausläufern der Catalina Mountains in der Nähe von Tucson, und wieder regte sich in mir dieses Gefühl der Sicherheit, was diesen neuen Schauplatz anging.

Während wir uns vom Flughafen und den

dichter besiedelten Gegenden entfernten, fiel mir auf, dass die Bäume zwar grün blieben, dass Gras und Sträucher aber braun wurden. Candace erklärte, dass sie gerade eine Dürre durchmachten. So sehr ich das trockene Klima, in dem ich aufgewachsen war, auch liebte – es gefiel mir gar nicht, dass das Land um uns herum so schrecklich nach Wasser dürstete. Es würde meine magischen Fähigkeiten nicht sonderlich beanspruchen, wenn ich mal eben einen Regenschauer heraufbeschwor ... doch nein. Ich durfte keine Aufmerksamkeit auf mich ziehen. Diese Wetterbedingungen waren hier normal im Sommer; das Land würde auch ohne meine Hilfe überleben. *Kümmere dich einfach nur um dich selbst, Eugenie*, schalt ich mich.

Die Straße, in der Candace und ihr Mann wohnten, lag in einer sehr bewaldeten Gegend. Sie hatte Nachbarn, das ja, aber die wohnten so weit voneinander entfernt, dass man das Gefühl hatte, dass jedes Haus an der Straße in seinem eigenen privaten Wald

stand. Ich hatte mich inzwischen an das üppige Vogelbeerland gewöhnt, aber meine Burg befand sich auf gerodetem Gebiet, und dass ich hier riesige Bäume neben den Häusern sah, war meilenweit von dem entfernt, womit ich aufgewachsen war.

»Es ist wunderschön hier«, sagte ich, als wir ausstiegen. Sie nahm ihr Waffenarsenal von der Rückbank und lehnte jede Hilfe mit meinem Koffer ab. Überall waren Schatten und Zwielficht, aber die Fenster des kleinen Hauses erhellten die Dunkelheit.

»Nicht wahr?«, sagte sie und bedeutete mir, ihr zu folgen. »Wir wohnen hier jetzt seit fünfzehn Jahren.« Sie stieg die Stufen zu der Holzveranda hinauf, die sogar mit einer Hollywoodschaukel für zwei ausgestattet war. Eine Fliegentür hielt die Insekten draußen und ließ Abendluft hinein, damit das Haus abkühlte. Candaces Gedanken schienen sich in ähnlichen Bahnen zu bewegen, denn sie warf mir einen bedauernden Blick zu. »Keine Klimaanlage. Es kann ganz schön heiß

werden hier drin.«

»Das bin ich gewöhnt«, versicherte ich ihr. Verglichen mit meinen Burgen war die Belüftung hier ultramodern. Fliegengitter wären *der* Renner im Dornenland gewesen, wenn ich nur hätte austüfteln können, wie sie sich mit den dortigen Mitteln herstellen ließen.

Drinne lernte ich Candaces Mann kennen, Charles. Er war groß und schlaksig und hatte blonde Haare, die schon ein bisschen Weiß zeigten. Seine blauen Augen blickten freundlich, und seine ruhige Art stellte einen ziemlichen Kontrast zu Candaces Lebhaftigkeit dar. Aber während ich sie nun miteinander erlebte, wurde mir schnell klar, dass sie einander auf sehr harmonische Weise ergänzten. Sie drückte ihm meinen Koffer in die Hand, während sie nach dem Schmorbraten sah – der anscheinend nicht zu Asche geworden war.

Er führte mich zu einem Zimmer im ersten Stock mit Kiefernholzwänden und Dachbalken, die sich unter der Decke

kreuzten. In der einen Ecke stand ein Doppelbett mit einer blau-weißen Steppdecke, aber bevor ich noch großartig ein Werturteil über das Landleben fällen konnte, fiel mir an der gegenüberliegenden Wand ein Flachbildschirm auf. So viel zum Thema Vorurteile.

»Das ist unser alter Fernseher«, sagte Charles wie zur Entschuldigung. »Wir haben uns fürs Wohnzimmer gerade einen neuen geholt. Ich hoffe, er ist Ihnen nicht zu klein ...«

Ich lachte. »Nein, alles bestens. Danke.«

Er nickte und schien erfreut. »Wir haben noch einen überzähligen DVD-Spieler, den schließe ich Ihnen nachher noch an.« Anschließend informierte er mich über ihre breite Auswahl an Sendern, was den Eindruck verstärkte, dass die Reeds zwar draußen in der Pampa lebten, es aber dennoch gern komfortabel hatten. Nach ein paar Minuten unterbrach Candace seine Ausführungen und rief uns nach unten zum Essen.

Es schmeckte vorzüglich, bloß wurde bald klar, dass ich gar nicht so viel essen konnte, dass Candace zufrieden gewesen wäre. Sie war noch schlimmer als meine Mutter, was keine geringe Leistung war. Candace dominierte auch jetzt das Gespräch und ließ weder mir noch Charles viel Raum, aber ich bekam den Eindruck, dass das für die beiden absolut normal war und sie es auch so haben wollten.

»So«, sagte sie, als sie mir zum zweiten Mal einen Nachschlag grüne Bohnen auf den Teller schaufelte. »Ich nehme an, Sie werden hier auch einen Arzt brauchen. Es gibt einen Frauenarzt auf dem Weg nach Mooresville, zu dem eine Freundin von mir immer gegangen ist. Den hatte ich Ihnen empfehlen wollen, weil es näher dran ist. Aber da Sie nun Zwillinge bekommen – wusstest du, dass sie Zwillinge kriegt, Charlie? –, da werden Sie wahrscheinlich lieber zu einem Spezialisten in der Stadt gehen wollen. Wir können morgen Vormittag einmal herumtelefonieren, und

Charles kann Sie zu Ihren Terminen fahren, während ich arbeite.«

»Oh nein, ich möchte keine Umstände machen«, sagte ich. »Ich kann mir doch ein eigenes Auto besorgen und –«

»Das sind keine Umstände«, unterbrach Candace mich. »Er hat nichts dagegen, und außerdem arbeitet er von zu Hause aus.«

»Trotzdem ...« Dass sie so zuvorkommend waren, brachte mich ein bisschen aus dem Konzept, zumal Charles' verträumte Miene seit der Erwähnung von Zwillingen noch verträumter geworden war. »Es stellt immer noch eine Unterbrechung seines Arbeitstages dar. Außerdem, sobald ich mich hier besser auskenne, kann ich mir wahrscheinlich selbst etwas zum Wohnen suchen und –« Auf einmal sahen sie aus wie vor den Kopf geschlagen.

»Warum in aller Welt sollten Sie das tun, Kindchen?«, fragte Candace. »Gefällt es Ihnen bei uns nicht?«

»Doch – schon. Aber ich möchte mich nicht aufdrängen ... Sie haben ja selbst genug zu

tun ...« Ich stockte, weil ich plötzlich nicht mehr weiterwusste. Es war natürlich so abgesprochen gewesen, dass ich anfangs bei ihnen wohnen würde, aber Roland hatte mir auch den Eindruck vermittelt, dass ich mir schließlich eine eigene Wohnung suchen würde – Hauptsache, ich blieb mit Candace in Verbindung.

»Also, das ist lächerlich.« Candace schien erleichtert, dass es meine einzige Sorge war, ihnen nicht zur Last zu fallen. »Sie bleiben so lange bei uns, wie es nötig ist, so lange, bis dieser Ärger ausgestanden ist.« Roland hatte sie natürlich nicht in alles eingeweiht, aber ein bisschen wusste sie doch. Er hatte mich als eine Schamanin dargestellt, die mit gewissen Elementen der Anderswelt in Konflikt geraten war – keine seltene Sache in unserem Beruf –, und erklärt, dass ich mich nicht gut um meine eigene Sicherheit kümmern konnte, solange ich schwanger war. Candace warf einen besorgten Blick auf meinen Teller. »Der Himmel weiß, ob Sie auf sich allein gestellt

glatt verhungern würden.«

Damit war die Angelegenheit für die beiden anscheinend geklärt, und jeder weitere Protest meinerseits erledigte sich von selbst, als die Haustür knarrte. Ich wäre fast von meinem Stuhl aufgesprungen, aber die entspannte Reaktion der Reeds bremste mich.

»Hallo?«, rief eine Männerstimme. »Jemand zu Hause?«

Ein Mann in meinem Alter kam in die Küche. Candace holte rasch einen sauberen Teller und häufte ordentlich Essen darauf. »Setz dich, Evan«, sagte sie. »Bevor es kalt wird. Dann kannst du unseren Gast kennenlernen.«

»Ich bin Evan«, sagte er für den Fall, dass ich es nicht mitbekommen hatte. Er bedachte mich mit einem Grinsen und hielt mir seine Hand hin. Bevor ich sie schütteln konnte, wischte er sie rasch an seiner Jeans ab und hielt sie mir erneut hin. »Sorry. Ich habe den ganzen Tag draußen gearbeitet. Bin völlig verschwitzt und verdreckt.«

»Warum hast du das nicht gleich gesagt?«, rief Candace. »Dann wasch dir die Hände. Das ist ein zivilisiertes Haus.«

Evan fügte sich brav und ging zum Spülbecken. »Ich bin Eugenie«, sagte ich.

»Evan ist Charles' Neffe«, erklärte Candace und setzte sich wieder hin. »Er lebt ein paar Meilen entfernt.

Evan kam mit saubereren Händen zurück und schloss sich uns an. »Ich bin bloß vorbeigekommen, um Onkel Chuck sein Werkzeug zurückzugeben. Aber ohne zu essen, kommt man hier nicht wieder weg – zumal zur Abendbrotzeit.«

»Die Erfahrung mache ich auch gerade«, sagte ich.

Das ließ ihn erneut lächeln, und er schaufelte sein Essen mit genug Begeisterung in sich hinein, um selbst Candace zufriedenzustellen. Sie dominierte das Gespräch bald wieder, obwohl Evan ihr durchaus gewachsen war und immer wieder versuchte, Charles und mich mit einzubeziehen. Evan war nicht

annähernd so schlaksig wie sein Onkel, aber er hatte die gleichen blonden Haare und blauen Augen. Sein muskulöser Körperbau bestätigte seine Behauptung, den ganzen Tag draußen gearbeitet zu haben, ebenso sein beginnender Sonnenbrand, für den ihn Candace prompt ausschimpfte.

»Was arbeitest du denn, Evan?«, fragte ich während einer der seltenen Gesprächspausen. Ich rechnete absolut mit allem zwischen Farmer und Mechaniker. Ich hatte mich wohl immer noch nicht komplett von meinen Vorurteilen losgemacht.

Er hörte kurz auf, Kartoffeln zu mampfen. »Ich bin Lehrer an der Highschool. Jedenfalls die meiste Zeit des Jahres über. Jetzt habe ich noch einen Monat frei.«

Überraschende Antwort. »Was unterrichtest du?«

»Physik. Und Arbeitskunde.« Als er meinen verblüfften Blick bemerkte, fügte er hinzu: »Es ist eine kleine Schule. Da müssen einige Lehrer doppelt ran.«

»Kann ich mir vorstellen. Die Kombination klingt mir nach einem ganz schönen Spagat.«

Er schüttelte den Kopf. »Du würdest staunen. Außerdem hab ich damit eine Ausrede, jede Menge Ausflüge zum Space Center zu machen.«

»Du solltest Eugenie einmal dorthin mitnehmen«, sagte Candace. Sie wandte sich an mich. »Er ist so oft dort, die sollten ihn für Führungen engagieren. Vielleicht redest du einmal mit ihnen, Evan. Dann könntest du dir den Sommer über ein bisschen was dazuverdienen.«

»Ich denke doch, ich kann Eugenie dort herumführen, ohne dass mir das Space Center was erstattet«, sagte Evan ruhig. »Wenn sie überhaupt dorthin möchte.«

»Klar«, sagte ich – vor allem, weil ich noch nicht genau wusste, wie ich hier meine Tage herumbringen würde. Die Ironie des Ganzen entging mir nicht. Ich hatte nicht nur gerade ein Schattenreich voller Geheimnisse und Magie hinter mir gelassen; ich meldete mich

nun auch dafür, den größten Triumph der Menschentechnik zu erkunden. »Das wäre toll.«

»Aber nicht, dass du ihr zu viel zumutest«, warnte Candace. »Sie ist schwanger. Mit Zwillingen.«

Evan checkte kurz meine Figur. »Im Ernst? Da wäre ich nie drauf gekommen.«

»Schmeichler«, sagte ich leise, sehr zu seinem Amüsement.

»Du darfst mit ihr auch nicht in einen dieser Simulatoren rein«, fügte Candace hinzu. »Die sind nicht gut für Schwangere.«

»Das weiß ich«, sagte Evan geduldig.

»Ich wollte nur sichergehen«, sagte sie. »Ich weiß doch, wie gern du den Bogen manchmal überspannst.«

Ehrlich gesagt kannte ich keinen Menschen, der weniger danach aussah, als ob er den Bogen manchmal überspannte – da kam nur Charles an ihn ran. Diese lässig-lockere Art musste in der Familie liegen. Beide schmunzelten viel und waren anscheinend

immer gut drauf. Obwohl Candace ihnen aus den verschiedensten Gründen ganz schön zusetzte, hatten sie einander sichtlich sehr gern, und sie waren alle bereit, mich in ihren kleinen Kreis aufzunehmen. Das war berührend und seltsam zugleich, und ich erwähnte es später Evan gegenüber.

»Deine Tante und dein Onkel sind echt nett«, gestand ich, als wir allein waren. Charles hatte Evan damit betraut, mir den überzähligen DVD-Spieler anzuschließen. »Ich weiß, sie ist mit Roland befreundet, meinem Stiefvater – aber trotzdem. Sie haben sich ja richtig überschlagen. Dass ich hier so aufgenommen werde, damit hatte ich nicht gerechnet.«

»So sind sie eben.« Evan wandte mir den Rücken zu, während er zwischen Fernseher und DVD-Spieler einige Kabel anbrachte. »Einfach herzensgute Menschen. Und außerdem würden sie sich für jemanden wie dich ohnehin jederzeit ein Bein ausreißen.«

Ich runzelte die Stirn. »Wegen Roland?«

»Nein.« Er richtete sich auf und machte für einen Testlauf den Fernseher an. »Wegen des Babys. Ähm, der Babys.«

»Was hat das denn damit zu tun?«

Da alles zu seiner Zufriedenheit funktionierte, wandte er sich um und betrachtete mich mit einem sanften Lächeln. »Die beiden sind ganz vernarrt in Kinder, und in Babys erst recht. Sie können selber keine bekommen – und sie haben es wirklich versucht. Sie haben ganz schön was durchgemacht, und obwohl sie sich jetzt einigermaßen damit abgefunden haben, weiß ich, dass es ihnen manchmal noch wehtut.«

»Davon wusste ich gar nichts«, sagte ich leise und legte eine Hand auf meinen Bauch. »Ich komm mir irgendwie blöd vor. Vielleicht sollte ich besser nicht hier sein ...«

»Nun sag doch nicht so was. Die beiden sind nicht verbittert. Wie ich schon sagte, es sind gute Menschen, und dass du Zwillinge bekommst, hat die beiden richtig gefreut. Du könntest hierbleiben, solange du Lust hast,

und die beiden würden sich einfach nur freuen. Sie würden alles für dich tun – und für die Kinder.« Seine Worte erinnerten mich unangenehm an Dorians ständiges Gerede darüber, was er alles für mich tun würde.

Ich fragte mich, ob Roland wusste, dass die Reeds keine Kinder kriegen konnten, und mich deshalb hier untergebracht hatte. Glaubte er, dass sie in ihrer Lage nur umso besser auf mich aufpassen würden?

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich habe einfach das Gefühl ... keine Ahnung. Es überwältigt mich einfach total. Ich glaube nicht, dass ich mich bei den beiden je revanchieren kann.«

»Akzeptiere es einfach und lass dich von den beiden bemuttern«, sagte Evan mit einem Augenzwinkern. »Damit revanchierst du dich genug, glaub mir.« Er ging zur Tür und unterdrückte ein Gähnen. »Ich bin hundemüde und muss los, aber ich rufe dich demnächst mal an für den Fall, dass du dir das Space Center ansehen willst. Und falls nicht, dann

sag es einfach. Lass dir von Candace keinen Druck machen.«

»Nein«, sagte ich wahrheitsgemäß. »Es klingt lustig.«

Evan ging, und der Rest des Haushalts machte Feierabend. Bevor Charles und Candace schlafen gingen, rissen sie sich beide ein Bein aus, um sicherzustellen, dass es mir an nichts fehlte. Ich versicherte ihnen, dass alles gut war, und schloss endlich die Tür meines kleinen Zimmers. Mit einem Seufzen streckte ich mich auf meinem Bett aus.

»Was habe ich getan?«, fragte ich leise und starrte zu den Kiefernholzbrettern hinauf. Eben war ich noch die Königin eines Reiches in der Anderswelt gewesen, die Heere befehligte und mächtige Zauber wirkte. Und nun hockte ich draußen auf dem Land und war der Liebling einer herzensguten Familie, deren einzige Motivation Freundlichkeit gegenüber ihren Mitmenschen war. Es ließ mich verwirrt und unsicher darüber zurück,

was genau ich eigentlich von der Welt wollte. Und komischerweise kam ich mir zum ersten Mal, seit ich die Anderswelt verlassen und meine verrückte Reise angetreten hatte, allein vor. Ich hatte ein Leben hinter mir gelassen, das zwar gefährlich war, das ich aber kannte und mochte. Nun lebte ich in einer viel überschaubareren Welt ... aber ich fragte mich, ob ich je das Gefühl haben würde, dazuzugehören.

Auf einmal sah ich wieder Dorians Gesicht vor mir, und ich schob ihn mit Nachdruck beiseite.

Ein winziges Flattern in meinem Bauch ließ mich hochschrecken. Ungläubig saß ich da, sah mich verdattert um. Was war das? War das etwa ...? Vorsichtig legte ich eine Hand auf meinen Bauch und wartete auf eine Reaktion. Es kam keine. Ich versuchte, mich zu erinnern, was die Ärztin über Kindsbewegungen gesagt hatte. Mir fiel ihr Fischvergleich ein und vor allem ihre Bemerkung, dass es sich nicht so anfühlen

würde, als ob etwas versuchen würde, sich einen Weg ins Freie zu treten.

Als nichts weiter passierte, legte ich mich wieder hin. Das konnte alles Mögliche gewesen sein. Zu viel Schmorbraten. Ein zuckender Muskel. Ich war schon fast davon überzeugt, dass ich mir das Ganze nur eingebildet hatte, da ließ mich ein anderes Flattern an einer anderen Stelle in meinem Bauch große Augen machen. Ich hielt schon den Atem an, dann sagte ich mir, dass das für keinen von uns gesund sein würde.

Ich setzte keine Magie ein, sondern dehnte meine Sinne aus, sodass ich die Luft und das Wasser um mich herum spüren konnte. Ich konnte das Summen der Insekten hören und die Blätter der Bäume draußen vor meinem Fenster riechen. Die Welt verfiel in eine behagliche Harmonie, als ich die Hände faltete und sie vorsichtig wieder auf meinen Bauch legte. Wieder antwortete mir ein Flattern, und mir wurde klar, dass ich, ganz egal wie radikal sich alles geändert hatte, gar

nicht allein sein konnte.

KAPITEL 8

Ich war davon ausgegangen, dass es mir in meinem Exil am schwersten fallen würde, mich auf die neue Gegend und die neuen Leute einzustellen. Damit lag ich falsch. Wie sich herausstellte, wurde die Langeweile mein größter Feind.

Die Reeds waren mir gegenüber auch weiterhin offen und liebevoll. Ich gehörte praktisch zur Familie. Evan löste sein Versprechen ein, mit mir zum Space Center zu fahren, und gab sich alle Mühe, mir auch noch andere interessante Sehenswürdigkeiten hier in der Gegend zu zeigen. Aber er konnte ja nicht ständig für meine Unterhaltung sorgen. Er hatte zwar noch Sommerferien, musste sich tagsüber aber um etliche häusliche Projekte und abends um einige ehrenamtliche Aufgaben kümmern. Genauso hatten Charles und Candace ihre Verpflichtungen, die sie auf

Trab hielten. Abends holten sie uns immer eifrig alle zusammen, aber während der langen Tagesstunden war ich mir selbst überlassen.

Verblüffenderweise hatte ich außerdem mit Neid zu kämpfen. Candace legte zwar eine frisch-fröhliche, bodenständige Art an den Tag und neigte dazu, mich übermäßig zu bemuttern, wenn sie zu Hause war, aber es zeigte sich rasch, dass sie keinen Spaß verstand, wenn es um ihre Arbeit als Schamanin ging. Manchmal hatte sie ein paar Fahrtstunden außerhalb von Huntsville zu tun, und ich erfuhr, dass es in dieser Gegend eine besonders große Aktivität von Gespenstern gab. Alte Geister taten sich schwer damit, ihre vertrauten Spukorte zu verlassen. Aus irgendeinem Grunde waren Feine und andere Wesen aus der Anderswelt hier kein großes Thema; darum benutzte Candace ihre Magie kaum einmal dazu, Kontakt zur Anderswelt herzustellen. Ihre Arbeit beschränkte sich hauptsächlich aufs Verbannen; also war sie

eigentlich eher ein weiblicher Ghostbuster als eine Schamanin.

Sie kam regelmäßig mit Schrammen und blauen Flecken nach Hause, die sie sich bei besonders schwierigen Gespenstern geholt hatte, und das nervte mich am meisten. Sie beklagte sich nie, weil es für sie einfach zu ihrer Arbeit mit dazugehörte, und Charles flickte sie jedes Mal geduldig wieder zusammen. Sie wurde mit allem fertig, was ihr in die Quere kam, aber jedes Mal, wenn sie mit einer Verletzung nach Hause kam, musste ich daran denken, dass wir diese Geister im Team wahrscheinlich erledigt hätten, ohne einen einzigen Kratzer abzukriegen. Ich brauchte meine gesamte Willenskraft dafür, den Mund zu halten und sie ihre Arbeit so machen zu lassen, wie sie sie immer gemacht hatte.

Am Anfang hatte ich mich gefragt, ob Evan wohl wusste, womit seine Tante ihr Geld verdiente. Manchmal wurde der Schamanenberuf im Geheimen ausgeübt. Ich

erfuhr bald, dass Evan nicht nur über ihren Job Bescheid wusste, sondern ihr sogar ab und zu half. Seine magischen Fähigkeiten waren ziemlich begrenzt, aber Candace hielt Verstärkung grundsätzlich für eine gute Sache. Auch ein großer Teil der hiesigen Bevölkerung wusste, was für einen Beruf sie hatte, und nahm Geister und das Übernatürliche als gegebenen Bestandteil des Lebens hin. Es war eine geschichtsträchtige Gegend, und viele Einwohner – vor allem diejenigen, die abgelegen wohnten – hatten mindestens eine Geistergeschichte auf Lager.

Eines Nachmittags machte Candace früher Schluss und traf mich lesend auf der Veranda an. Ich versuchte mit wechselndem Erfolg, in ein Buch hineinzukommen, das ich mir besorgt hatte. Ich war schon seit Jahren in keiner Bücherei mehr gewesen, aber das schien jetzt genau die richtige Zeit dafür zu sein, diese Gewohnheit wieder aufzunehmen. Lesen war ein guter Zeitvertreib, wenn ich

nicht gerade an einem Puzzle arbeitete, was noch ein altes und vernachlässigtes Hobby von mir darstellte.

»Ich habe mich gefragt, ob Sie mir vielleicht mit etwas helfen könnten«, sagte sie und wischte sich Schweiß von der Stirn. Die Dürre lastete immer noch auf uns; eine weitere Sache, die mich nervte. Charles bewässerte fleißig seinen Garten, um ihn am Leben zu erhalten, und ich musste mich bremsen, um ihm nicht mit meiner Magie unter die Arme zu greifen. Ich hätte ihm stattdessen auch gern bei der körperlichen Arbeit des Gärtners geholfen, aber davon wollte er wegen meiner »anderen Umstände« nichts wissen.

Bei Candaces Worten flackerte Hoffnung in mir auf. Vielleicht wollte sie ja, dass ich ihr bei einem Fall half! Ich verwarf den Gedanken so schnell wieder, wie er mir gekommen war. Es stand so gut wie fest, dass Roland ihr nachdrücklich klargemacht hatte, mich unter keinen Umständen assistieren zu lassen, und Candace war fürsorglich genug, um sich

daran hundertprozentig zu halten.

»Was brauchen Sie denn?« Ich zerbrach mir den Kopf nach Haushaltsarbeiten, die erledigt werden mussten, aber mir fiel keine ein, die einfach genug war, dass ich sie hätte übernehmen dürfen.

»Das Geschäft brummt gerade«, sagte sie. »Und ich bekomme jede Menge Anrufe und E-Mails. Ich komme damit kaum hinterher. Charles gibt sich alle Mühe, aber er kann manchmal nicht beurteilen, was Priorität hat und was nicht.«

Eine Sekretärin. Sie wollte mich als ihre Sekretärin. Ich war buchstäblich sprachlos.

Da ihr mein Schweigen unbehaglich war, fügte sie hinzu: »Ich dachte, mit Ihrer Erfahrung müssten Sie doch alles gut einstufen und in die richtige Abfolge bringen können.«

»Aber ja«, sagte ich schließlich. »Was immer Sie brauchen.«

Meine Zusage entsprang eher einem Pflichtgefühl dieser Frau gegenüber, die so

viel für mich getan hatte, als irgendeinem echten Wunsch nach Büroarbeit. Um keinen Irrtum aufkommen zu lassen – ich hatte großen Respekt vor dieser Tätigkeit. Zu Hause in Tucson hatte ich eine Bürokraft namens Lara gehabt. Sie fehlte mir schon allein wegen ihrer witzigen Art, aber sie war auch fantastisch darin gewesen, mit den alltäglichen Wirrnissen meines Lebens und meiner Arbeit fertig zu werden. Aber so toll ich sie auch fand, es verletzte meinen Stolz, auf Telefonanrufe und E-Mails reduziert zu werden. Ich zählte zu den mächtigsten Schamanen in der Menschenwelt. Ich konnte Sachen, die die meisten meiner Kollegen nicht hinbekamen ... aber nun wurde ich auf so etwas reduziert.

»Ich weiß, es ist nicht ideal«, sagte sie sanft.
»Aber ich glaube, Sie sind gut darin.«

Da wurde mir klar, dass hinter ihrem Angebot mehr steckte als nur das Bedürfnis nach jemandem, der ihren Geschäftskram organisierte. Ich hatte sie, genau wie bei ihren

schamanischen Fähigkeiten, unterschätzt. Sie bekam mehr mit, als sie durchblicken ließ. Sie wusste absolut, dass ich gelangweilt und ruhelos war; also tat sie, was sie konnte, um mir zu helfen und dabei trotzdem in den Grenzen von Rolands Anweisungen zu bleiben.

»Danke«, sagte ich und meinte es ernst. »Ich werde mein Bestes tun.«

Ein erleichtertes Grinsen breitete sich auf ihrem Gesicht aus. »Prima. Und wo das jetzt geklärt ist, erzählen Sie mir doch, wie Ihr Termin gelaufen ist.«

Ihre helle Begeisterung ließ mich schmunzeln. Ich hatte in Huntsville eine Praxis gefunden und am Vormittag eine Untersuchung gehabt, auch diesmal wieder mit guten Werten. »Das können Sie sich selbst anschauen. Auf dem Tresen liegt ein Hefter mit etwas darin, das Ihnen bestimmt gefällt.« Die Praxis hatte mir ein paar Ultraschallaufnahmen der Zwillinge mitgegeben. Candace sauste ins Haus, und einen Moment später hörte ich ein erfreutes

Kreischen. Lachend wandte ich mich wieder meinem Buch zu.

Als ich am nächsten Tag anfang, für Candace zu arbeiten, konnte ich nur staunen, wie Lara es geschafft hatte, jahrelang ihre Arbeit zu machen, ohne dabei durchzudrehen.

Wobei es ehrlich gesagt nicht so war, dass ständig das Telefon klingelte. Candace hatte einen eigenen Geschäftsanschluss, und ich bekam an diesem Tag nur eine Handvoll Anrufe. E-Mail-Anfragen genauso. Trotzdem war ich ziemlich verblüfft, mit wie unterschiedlichen Persönlichkeiten ich es zu tun hatte. Es fiel mir leicht, den Unterschied zwischen einem größeren und einem kleineren Spuk zu erkennen, und Letzter bekam in der Regel einen späteren Termin. Manche Leute nahmen das nicht so gut auf. Ebenso frustrierend waren die Leute, die nicht einmal wussten, was sie eigentlich wollten.

»Es ist praktisch ein unregelmäßig wiederkehrendes Klopfen in den Wänden«,

erklärte mir ein Mann am Telefon. »Meistens wenn die Klimaanlage anspringt.«

»Sie haben eine zentrale Anlage?«

»Ja.«

»Hm ... könnte es dann nicht sein, dass damit etwas nicht in Ordnung ist?«

Er überlegte. »Eher unwahrscheinlich. Die hat noch nie solche Geräusche gemacht. Ich habe sie schon seit Jahren.«

»Na ja«, sagte ich geduldig, »Sachen verschleißten halt.«

»Ich weiß nicht. Ich bin mir ziemlich sicher, dass es ein Gespenst ist.«

Ich seufzte. »Gab es noch andere Anzeichen? Ich meine, haben Sie tatsächlich eine Erscheinung gesehen oder irgendwelche kalten Stellen gespürt?«

»Nein«, sagte er nach einer weiteren langen Pause. »Aber warme Stellen habe ich manchmal gespürt.«

»Warme Stellen? Das ist normalerweise kein Hinweis auf eine geisterhafte Präsenz.«

»Tja, bloß sind die trotzdem da. Selbst wenn

die Klimaanlage läuft, ist es immer noch ziemlich heiß im Haus.«

Ich fletschte die Zähne. »Wenn die Klimaanlage kaputt ist, würde das die Geräusche erklären und auch, warum sie Ihr Haus nicht richtig kühlt.«

Der Bursche ließ sich eindeutig nicht überzeugen. »Ich denke, es ist ein Geist. Meinen Sie, sie kann einmal kommen und es sich ansehen?«

»Ja, aber das könnte noch eine Weile dauern. Sie ist gerade ziemlich ausgebucht.«

»Das ist okay. Der Geist gibt dem Haus irgendwie Charakter. Vielleicht lasse ich ihn nicht einmal austreiben.«

Wir machten einen Termin aus, und ich legte auf und dachte düster, dass das zehn vergeudete Minuten meines Lebens gewesen waren, die ich nie wieder zurückbekommen würde. Außerdem ließ mich das Ganze an Dorian denken. Nicht, dass er je Kundendienst am Telefon machen würde, versteht sich. Aber dieser Kunde zählte genau

zu den Leuten, über die Dorian sich gern lustig machte. Ich sah ihn richtig vor mir, wie er ernst nickte und sagte: »Faszinierend. Erzählen Sie mir mehr über Ihr Gespenst.«

Trotzdem wurde mir nach einigen Tagen klar, dass ich Candace damit wirklich die Arbeit erleichterte. Und ich half damit auch Charles, der heilfroh war, dass er sich nicht länger mit Klimaanlagegeistern herumärgern musste. Ich kam zu dem Schluss, dass der nervige Kundendienstjob eine kleine Gegenleistung für ihre Gastfreundschaft war.

Eine Woche nach meiner Rückkehr ins Erwerbsleben schaute Evan überraschend tagsüber herein. Er trug wie immer Jeans und T-Shirt, hatte sich aber eindeutig schon umgezogen und sah nicht mehr wie ein halber Bauarbeiter aus.

»Ich hab mich gefragt, ob du dir vielleicht noch ein paar Sehenswürdigkeiten hier in der Gegend anschauen möchtest«, sagte er. »Südlich von hier gibt es eine Plantage, die als historische Gedenkstätte erhalten

geblieben ist.«

Ich verzog das Gesicht. »Danke für das Angebot, aber die Geschichte solcher Orte zieht mich nicht gerade an. Es fällt mir schwer, Begeisterung dafür aufzubringen.«

Er nickte mit ernstem Gesicht. »Die Geschichte *ist* hässlich, aber das ist ein tolles Stück Architektur. Und manchmal ... manchmal ist es gut, an die schlimmen Seiten der Vergangenheit erinnert zu werden.«

Die Bemerkung verblüffte mich. Mir war klar gewesen, dass Evan etwas im Kopf hatte und weltoffen war, aber man konnte ihn – genau wie Candace – auch leicht auf seine entspannte Liebenswürdigkeit reduzieren. »Gut«, sagte ich und starrte das Geschäftstelefon finster an. »Dann übernimmt heute mal der Anrufbeantworter.«

Wir fuhren weit aufs Land raus, vielleicht anderthalb Stunden lang. Die Gegend war wunderschön, und tief verwurzelte Bäume kämpften in der gelb braunen Dürre tapfer darum, ihre grünen Blätter zu behalten. Evan

ließ die Fenster offen, und ich lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen und genoss den Wind, der über mich strich.

Plötzlich stieg eine merkwürdige Sehnsucht in mir auf und setzte mir Bilder von Wüstensträuchern und blühenden Kirschbäumen in den Kopf. Das Dornenland und das Vogelbeerland. Seit wann war ich jetzt nicht mehr dort gewesen? Seit fast einem Monat nicht mehr? Die Zeit kam mir gleichzeitig unglaublich lang und unglaublich kurz vor. Das innere Verlangen steigerte sich noch, und in diesem Moment hätte ich *alles* für meine Königreiche gegeben. Ich wusste, wie es sich anfühlte, wenn die Länder mich riefen, und daher war klar, dass diese plötzliche Dringlichkeit nicht von ihnen herrührte. Das hier hatte ausschließlich mit mir zu tun; es waren Entzugserscheinungen. Da mich die Lande nicht riefen, genügte ihnen die Zwiesprache mit Jasmine wohl. Irgendwie bereitete mir diese Erkenntnis ein noch schlechteres Gefühl.

»Woran denkst du?«, fragte Evan. Ich öffnete die Augen. »Du hast so ausgesehen, als wärest du eine Million Meilen weit weg.«

»Fast«, sagte ich mit einem leichten Lächeln. »Ich hab bloß ein bisschen Heimweh.«

»Kann ich mir vorstellen. Ich bin ein bisschen rumgekommen, aber den Großteil meines Lebens habe ich hier verbracht. Keine Ahnung, was ich tun würde, wenn ich da plötzlich rausgerissen würde.«

»Hast du vor, für den Rest deines Lebens hierzubleiben?«

»Ja«, sagte er ohne Zögern. »Ich liebe es auf dem Land. Ich liebe mein Haus. Ich liebe sogar meine Schüler. Man hört immer, dass die Lehrer heilfroh sind am letzten Schultag, aber ich? Mir fehlen die Kinder dann die ganze Zeit. Ich kann es gar nicht erwarten, dass es wieder losgeht.«

»Unterrichtest du jedes Schuljahr dasselbe?«

»So ziemlich.«

»Und das wird nicht langweilig?«

»Nein. Ich liebe den Stoff. Und es durchlaufen

ihn ja immer wieder neue Kinder, also ist er für sie jedes Mal neu. Es macht Spaß, das mitzuerleben.«

Ich schüttelte staunend den Kopf. »Das ist irgendwie nicht zu fassen.«

»Was, dass ich Kinder mag?«

Ich lachte. »Nein, nein. Dass du so zufrieden mit deinem Leben bist. Ich glaube, das ist nicht gerade weitverbreitet.«

Er zuckte mit den Achseln. »Wenn man alles hat, was man braucht, warum es dann komplizierter machen? Ich meine, klar, ich möchte irgendwann eine Familie haben, aber davon abgesehen gibt es jede Menge Gutes in meinem Leben. Die Leute versteifen sich viel zu sehr darauf, was sie alles nicht haben, und lassen sich als Ergebnis davon runterziehen. Die Freude liegt aber in der Gegenwart. Es ist wichtig, dass wir einfach das Beste aus den Momenten machen, die wir haben. Behalten wir die Zukunft im Auge, aber genießen wir das *Jetzt*.«

Er sah mir kurz in die Augen und wandte sich

dann wieder der Straße zu. Evan hatte nie irgendwelche romantischen Annäherungsversuche mir gegenüber gemacht und sich stets wie ein Gentleman verhalten. Was mir recht war. Ich mochte ihn sehr, aber nach allem, was ich durchgemacht hatte, war ich definitiv noch nicht so weit, mich auf eine neue Beziehung einzulassen. Trotzdem hatte ich seit einer Weile das Gefühl, dass er nichts dagegen hätte, wenn sich zwischen uns ein bisschen mehr entwickelte. Wie seine Worte eben bestätigten, hatte ich aber auch den Eindruck, dass er mehr als bereit war, sich zu gedulden. Er war *wirklich* mit dem zufrieden, was wir gerade hatten.

Und genau das war das Bemerkenswerte an ihm. Er war zufrieden, einverstanden mit dem, was er hatte. Er war in keiner Weise ein Nichtstuer, aber er hatte auch nichts von dem flammenden Gestaltungswillen an sich, den Dorian und Kiyoko viel zu oft an den Tag legten. Bei ihm gab es keine ehrgeizigen,

weltumspannenden Pläne, nur eine einfache Liebe zum Leben. Mit Evan war alles unkompliziert, und mir kam der Gedanke, dass das vielleicht gar nicht so schlecht war. Mein Alltag war schon so lange von Kompliziertheit geprägt gewesen, dass ich nie viele Gedanken darauf verwendet hatte, ohne sie zu leben. Wäre es denn so schlimm, die politischen Intrigen und die Prophezeiungen der Anderswelt hinter mir zu lassen? Vielleicht tat es mir – und meinen Kindern – ja gut, bei Leuten zu leben, die einfach bedingungslos liebten.

Darauf ließ sich nicht leicht eine Antwort finden, jedenfalls ganz bestimmt nicht gleich heute. Wenig später kamen wir bei der Plantage an, und sie war so beeindruckend, wie Evan gesagt hatte. Das Hauptgebäude war im neogriechischen Stil erbaut worden, weitläufig und prächtig, mit einer Veranda, die sogar Säulen aufwies. Evan stellte den Wagen auf einem Schotterparkplatz ab und führte uns dann zu einem der Nebengebäude,

das offensichtlich zu einem Besucherzentrum umgebaut worden war. Während wir darauf zuzogen, blieb ich stehen und warf verblüfft einen Blick nach oben.

»Jetzt wird es also doch noch regnen«, sagte ich.

Evan blieb ebenfalls stehen und sah nach oben. »Ich habe nichts dergleichen gehört. Schau – es ist nicht eine Wolke am Himmel.«

Es stimmte. Über uns war nichts als blauer Himmel, von dem eine gnadenlose Sonne herunterbrannte. Trotzdem war ich mir *hundertprozentig* sicher, dass noch vor Tagesende ein Gewitter kommen würde. Ich konnte es mit jeder Faser meines Seins spüren. Die Luft summte davon. Mir fiel Ohio wieder ein, und ich bekam kurz Panik, dass dieses unerwartete Gewitter vielleicht magische Ursachen hatte. Ich holte tief Luft und spürte seiner wahren Natur nach. Nein, das hier war echt. Ein natürlicher und dringend benötigter Wetterumschwung.

»Wart's nur ab«, versprach ich Evan,

während wir weitergingen. »Du wirst schon sehen.«

Er bedachte mich mit einem nachsichtigen Lächeln, das keinen Hehl aus der Tatsache machte, dass er mir nicht glaubte.

Ein Schild am Besucherzentrum besagte, dass die Plantage heute geschlossen war, sodass ich schon dachte, dass wir umsonst hergefahren waren. Evan ging unbeeindruckt weiter und klopfte an die Tür.

»Wanda?«, rief er. »Bist du da?«

Ein paar Sekunden später öffnete sich die Tür, und eine winzige grauhaarige Frau schaute heraus. »Na, so was, Evan. Ich dachte schon, du kommst gar nicht.«

»Ich hab doch gesagt, dass ich komme.« Er umarmte sie kurz. »Wanda, das ist Eugenie. Sie wohnt im Moment bei Tante Candy und Onkel Chuck. Eugenie, Wanda.«

Wanda schob ihre silbergerahmte Brille höher auf die Nase und strahlte mich an. »Kommen Sie nur herein, meine Liebe. Das Haus steht Ihnen offen, wenn Sie sich

umsehen möchten. Evan, du kennst den Weg ja.«

»Na und ob«, sagte er. »Danke, dass du uns reinlässt. Wir bringen auch nichts durcheinander, versprochen.«

»Das wäre ja noch schöner«, neckte sie ihn. Während wir zum Haupthaus gingen, bedachte ich ihn mit einem erstaunten Blick. »Kennst du eigentlich jeden hier?« Solche Begrüßungen kannte ich schon von unseren gemeinsamen Ausflügen, aber dass er auch freien Zugang zu einer Anlage wie dieser bekam, verblüffte mich dann doch.

Er lachte und hielt mir die Eingangstür auf. »Das ist einer der Vorteile, wenn man so lange an einem Ort wohnen bleibt. Man lernt die Leute nicht nur kennen – man gehört dann praktisch mit zur Familie.«

Wir verbrachten fast zwei Stunden mit einem Rundgang durch das Haus. Es war riesig, ein Raum nach dem anderen, alle restauriert und mit zeitgenössischen Möbeln eingerichtet. Fast alles war mit kleinen erklärenden

Schildern versehen, die mein Gehirn mit mehr historischen Fakten überfluteten, als es aufnehmen konnte. Die finstere Seite der Plantage und die Geschichte der Sklaverei bedrückten mich immer noch, aber ich musste Evan recht geben: Es *war* wichtig, die Vergangenheit zu kennen.

Als wir uns endlich alles angesehen hatten, was es anzusehen gab, kehrten wir in einen der Salons zurück. Ich ruhte mich auf einer kleinen Bank aus und bewunderte den Raum. Angesichts der prächtigen Details und üppigen Stoffe kam ich zwangsläufig auf den Gedanken, dass sich dieser Raum nahtlos in einen Palast der Feinen eingefügt hätte.

Evan betrachtete mich mit Sorge. »Bist du noch fit genug für die Nebengebäude? Wir können auch Schluss machen, wenn du erschöpft bist.«

Die Wahrheit war, ich war wirklich erschöpft. Ich sagte mir nachdrücklich, dass das nur an der Faktenflut und der bedrückenden Geschichte lag – und mich keinesfalls meine

Schwangerschaft müde machte. »Werfen wir wenigstens noch kurz einen Blick hinein«, sagte ich und weigerte mich, einen Anflug von Schwäche zu zeigen. »Alles andere wäre ein Jammer, wo wir doch extra so weit gefahren sind.«

»Gut.« Er hielt mir eine Hand hin, um mir aufzuhelfen, und ich ergriff sie. Als wir zur Tür gingen, traf mich ein kalter Schwall – und der stammte nicht aus der Klimaanlage des Haupthauses. Tatsächlich war es genau so eine kalte Stelle, wie ich sie neulich diesem Klienten am Telefon zu erklären versucht hatte.

»Hast du das gespürt?«, fragte ich und blieb stehen.

Evan sah mich neugierig an. »Nein. Was denn?«

»Die kalte Stelle.« Noch während ich das sagte, wanderte die Stelle weiter, und ich stand wieder in der eigentlichen Raumtemperatur. Ich sah mich um, suchte nach einem Hinweis auf den Ursprung der

Veränderung. Evan folgte meinem Blick. Selbst mit seinem begrenzten Wissen begriff er die Tragweite einer kalten Stelle.

»Dort«, sagte er leise und zeigte in eine Ecke.

Ich hätte es fast übersehen. In einer mit einem Seil abgetrennten Nische voller Möbeln stand zwischen einer Uhr und einem Sofa ein Gespenst. Es war ein Mann, so bewegungslos und vom Sonnenlicht durchsichtig, dass man ihn kaum sah. Er hatte einen Backenbart und trug einen altmodischen Anzug mit Fliege. Er beobachtete uns wachsam, machte aber nichts.

»Das ist ein alter Geist, der Kleidung nach zu urteilen«, sagte ich. »Der ist wahrscheinlich schon hier, seit das Haus gebaut wurde. Wenn ja, dann stellt er wahrscheinlich normalerweise nichts an – sonst hätte längst jemand Candace gerufen.«

Evan bewegte sich unbehaglich und runzelte leicht die Stirn. »Sehe ich auch so. Spielt

aber keine Rolle. Sie würde immer noch sagen, dass er längst hätte verbannt werden müssen. Ist nicht richtig für ihn, an diese Welt gebunden zu sein.«

»Stimmt auch wieder. Wir können ihr Bescheid sagen, und dann kann sie bei Gelegenheit hierherkommen.«

Zu meiner Verblüffung zog Evan einen Zauberstab aus seiner Hosentasche. Er sah ganz ähnlich aus wie meiner – den ich bei Roland gelassen hatte –, nur dass am Holz andere Edelsteine angebracht waren. »Ich kann es auch jetzt gleich erledigen.«

»Du hast einen Zauberstab dabei?«, fragte ich einigermaßen beeindruckt.

Er zuckte mit den Schultern. »Tante Candy findet, man sollte lieber vorbereitet sein. Geh besser ein Stück beiseite.«

Ich wollte schon sagen, dass ich von einem ruhigen Gespenst wie diesem nichts zu befürchten hatte, aber dann fiel mir wieder ein, dass das hier nicht mein Auftritt war. Außerdem war dieses Gespenst zwar

anscheinend ziemlich isoliert, aber ich zog besser keine Aufmerksamkeit auf mich – wobei diese Gefahr augenscheinlich gar nicht bestand. Der Geist hatte eindeutig Evan als Bedrohung eingestuft, denn er ließ ihn nicht aus den Augen. Ich bewegte mich auf die andere Seite des Raumes.

»Schick ihn zur Unterwelt, wenn du kannst«, sagte ich.

Evan nickte und streckte den Zauberstab vor. Ich spürte, wie Magie den Raum erfüllte, als Evan versuchte, ein Tor zu öffnen, das den Geist verschlucken würde. Aber bevor die Verbindung zum Jenseits hergestellt war, griff der Geist mit einer Heftigkeit an, die uns beide überraschte. Durch seine stille Art hatte der Geist den Eindruck gemacht, dass er die Verbannung einfach über sich ergehen lassen würde.

Denkste. Er verwandelte sich in ein fliegendes Schemen, schoss vor und warf Evan zu Boden, wodurch sich das halb fertige Tor wieder schloss. Evan hatte

bemerkenswert gute Reflexe und rollte sich weg, um dem nächsten Angriff des Geistes auszuweichen. Als ihm ein silberner Kerzenleuchter auffiel, sprang Evan auf, schnappte ihn sich mit der freien Hand und schwang ihn gegen den Geist. Ein kluger Schachzug. Eine Klinge aus Silber war besser, aber letztlich ließ sich jeder silberne Gegenstand als Waffe einsetzen, wenn man nur damit umzugehen wusste und über genug Magie verfügte. So war es auch. Obwohl der Kerzenständer anscheinend harmlos durch das Schemen glitt, heulte der Geist wütend auf und verzog sich ein Stück.

Evan nutzte die Gelegenheit und versuchte sich noch einmal an seinem Tor. Wieder spürte ich das Kribbeln von Magie, auf das rasch eine Verbindung zur Anderswelt folgte. Dadurch flammte auch mit erschreckender Intensität meine Sehnsucht nach dem Dornenland und dem Vogelbeerland wieder auf. Sie waren so nah ... und doch außer Reichweite. Ich biss mir auf die Lippen und

zwang mich zur Ruhe. Evan beherzigte meinen Ratschlag von vornhin und sandte seine Sinne weiter aus, schuf eine Öffnung zur Unterwelt. Der Geist fauchte, als er das begriff. Die Anderswelt konnte ein Geist auch wieder verlassen, aber aus dem Totenreich gab es keine Wiederkehr.

Da nun alles auf dem Spiel stand, griff der Geist wieder an. Evan hatte damit gerechnet und wich aus, schwang zur Abwehr den Kerzenständer. Die Verbindung zur Unterwelt flackerte, aber es gelang Evan gerade noch, sie aufrechtzuerhalten. Dass er sie beinahe verloren hatte, zeigte, wie unerfahren er war. Candace und mir wäre ein bereits so weit gediehenes Tor nicht auch nur ansatzweise wieder entglitten. Der Geist griff erneut an, Evan wich aus – und begriff zu spät, dass es eine Finte gewesen war. Er bewegte sich in die falsche Richtung, und der Geist ergriff rasch einen Holzstuhl und warf ihn mit voller Wucht nach Evan. Der Stuhl traf, und Evan ging erneut zu Boden. Ihm fiel der Zauberstab

aus der Hand, und sofort brach das Tor in sich zusammen.

Der Zauberstab rollte in die Mitte des Raumes, und ich handelte, ohne auch nur darüber nachzudenken. Der Geist stürzte sich auf Evan. Ich schnappte mir den Zauberstab und riss rasch eine Verbindung zur Unterwelt auf. Als die Magie mich durchströmte, hätte ich fast aufgekeucht. Mir war gar nicht klar gewesen, wie lange ich ohne sie hatte auskommen müssen. Schamanenmagie machte nicht so süchtig wie Feinenmagie, aber sie vermittelte einem trotzdem ein köstliches, angenehmes Gefühl, und das hatte ich vermisst.

Der Geist fuhr überrascht zu mir herum; er hatte nicht damit gerechnet, dass ich eine Herausforderung darstellen würde. Er ließ von Evan ab, war aber nicht schnell genug, um mich zu erwischen, bevor ich die Bannworte sprach und ihn fortschickte. Er löste sich vor unseren Augen auf und kreischte wütend; dann war er endlich dorthin verschwunden, wo

er längst hingehört hatte. Die Schreie verklungen, und wir waren allein. Ich eilte zu Evan hinüber, der bereits wieder hochkam.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte er nervös. Ich hätte fast gelacht. »Mit mir? Du bist es doch, der gerade von einem Geist herumgeschleudert worden ist. Schau dir deinen Arm an.« Eines der Stuhlbeine hatte den Arm in einem ungünstigen Winkel getroffen und eine üble Platzwunde hinterlassen. Sie sah nicht so aus, als ob sie genäht werden musste, aber hässlich war sie trotzdem.

»Mit geht's gut.« Er stellte den Stuhl hin und begutachtete ihn rasch auf Schäden. Es gab keine, also drohte Evan auch kein Ärger mit Wanda. »Ich habe noch nie eine dermaßen schnelle Verbannung miterlebt. Ich glaube, das schafft nicht mal Tante Candy.«

»Es braucht nur Übung«, versicherte ich ihm, weil ich keine große Sache daraus machen wollte. Evan wusste, dass ich eine Schamanin war, aber ich hielt es für besser, wenn er über

das Ausmaß meiner Fähigkeiten im Unklaren blieb. »Komm – wir sollten nach Hause fahren.« Ich bereute meine Aktion jetzt schon. In diesem Moment eben war es gar keine Frage gewesen; ich hatte Evan helfen *müssen*. Nur hatte ich dadurch auch meine Tarnung auffliegen lassen.

Das bestätigte später auch das ernste Gesicht, das Candace machte. »Wenigstens wird dieser Geist nur in der Unterwelt tratschen können«, sagte sie mit einem Seufzen. »Und wenn er an diese Plantage gebunden gewesen ist, dann hatte er wahrscheinlich auch keinen Kontakt zu den Leuten, die nach Ihnen suchen.«

»Das war auch meine Hoffnung«, sagte ich.

»Trotzdem. Sie hätten das nicht tun sollen, wenn auch nur, weil Sie und die Kleinen hätten verletzt werden können.« Sie sah zur Küche hinüber, wo ihr Mann Evan einen Verband anlegte. »Er hat noch viel zu lernen, aber er kommt mit mehr zurecht, als man ihm eigentlich zutraut.«

»Sie haben ja recht mit der Verbannung.« Ich fühlte mich schrecklich. Die Heimfahrt hatte mir jede Menge Zeit zum Nachdenken gegeben. Einer der Zwillinge wählte diesen Moment zum Treten – weil ich ansonsten ja vielleicht ignoriert hätte, dass ich sie gefährdet hatte. »Ich hab das einfach instinktiv gemacht. Evan war in Gefahr, also habe ich gehandelt.«

»Ich weiß.« Ihr Blick war fast mitfühlend, als sie mir eine Hand auf die Schulter legte. »Und ich weiß auch, dass das in Ihrem Wesen liegt – zumal, wenn Sie auch nur ansatzweise nach Roland kommen. Dieser Mann hat noch nie gewusst, wie man Ärger aus dem Weg geht. Aber ab jetzt müssen Sie das bleiben lassen. Der nächste Geist, den Sie bekämpfen, verrät den Leuten, die hinter Ihnen her sind, vielleicht, wo sie Sie finden können.«

Ich nickte widerspruchslos. Das Gespräch brach ab, als Charles und Evan herüberkamen. Evan blieb in der Wohnzimmertür stehen und zeigte zum

Fernseher. »Das ist doch da, wo du herkommst, oder?«

Ich wandte mich um. In den Nachrichten kam gerade ein Bericht über den Überfall auf ein Lebensmittelgeschäft in Tucson. Die Aufnahmen der Überwachungskamera waren voller Flecken und Störungen, aber es waren ein paar bizarre Bilder von Packungen zu sehen, die anscheinend von allein aus den Regalen flogen. Die Augenzeugenberichte waren ebenso seltsam, und wenn ich nicht gewusst hätte, dass das absolut unmöglich war, hätte ich gedacht, dass das Geschäft von einem Gespenst heimgesucht worden war. Aber ein Gespenst kann mit Geld nichts anfangen – beziehungsweise mit Lebensmitteln in diesem Fall, denn die waren gestohlen worden.

»Schräg«, sagte ich, als der Bericht vorbei war. Wenn daran irgendwelche Wesen aus der Anderswelt beteiligt gewesen waren, dann würde sich Roland zweifelsohne darum kümmern. Bei diesem Gedanken kam ich mir

gleich noch unfähiger vor. Eigentlich war Roland im Ruhestand, aber meine diversen Aktionen des letzten Jahres hatten ihn dazu gezwungen, wieder eine aktive Rolle als Schamane zu übernehmen.

»Absolut«, bemerkte Candace. »Nur gibt es praktisch keine Übereinstimmung mit den üblichen –«

Ihr blieb der Mund offen stehen, als ein tiefes Grollen das Haus erfüllte. Wir starrten uns alle vier verblüfft an. Wieder erklang ein Grollen, und im selben Moment wurde es draußen vor den Wohnzimmerfenstern gleißend hell. Über meine Sinne brach eine Flut von Eindrücken herein; Sekunden, bevor auch die anderen begriffen, was gerade passierte.

»Es regnet«, rief Evan. Er eilte zur Tür – und wir hinterher.

Draußen auf der Veranda sahen wir staunend zu, wie es schüttete und Blitze den Himmel zerrissen. Ein starker Wind kam auf, und wir wurden klatschnass, aber das war allen egal. Charles lachte und trat von der

Veranda hinunter, hielt die Hände zum Himmel hinauf.

»Das bringt meinen Garten aber mal richtig in Ordnung«, verkündete er.

Evan wandte sich staunend zu mir um. »Du hattest recht. Sie hat gesagt, dass es so kommen würde, Tante Candy. Heute Nachmittag – der Himmel war strahlend blau, und sie hat geschworen, dass ein Gewitter unterwegs war.«

Candace lächelte und sah wieder zu Charles, ohne zu begreifen, woher ich das gewusst hatte. »Manche Leute haben wohl einfach ein Gespür fürs Wetter.«

»Wenn Sie wüssten ...«, flüsterte ich.

KAPITEL 9

Trotz unserer Vermutung, dass mein Handeln *wahrscheinlich* unbemerkt geblieben war, verbrachte ich die nächste Woche wie auf glühenden Kohlen. Ich zuckte vor jedem Schatten zusammen und rechnete jeden Moment damit, dass gedungene Mörder aus der Anderswelt durchs Fenster platzten. Candace gab sich locker und cool wie immer, aber mir fiel auf, dass sie ebenfalls wachsamer war. Eines Abends kam eine Freundin von ihr vorbei, ein Hutzelweib mit einem dermaßen heftigen Dialekt, dass ich kaum etwas verstand. Candace behauptete, dass ihre Freundin nur auf einen Tee vorbeischaute, aber später spazierten sie im Garten herum. Ich habe Candace nie danach gefragt, aber ich gehe davon aus, dass ihre Freundin eine Hexe war, die ein paar Schutzzauber für uns gelegt hat.

Meine Sorgen erwiesen sich von Tag zu Tag

als weniger begründet, und dieses langsame und gemütliche Leben ging weiter. Selbst der Kundendienst für Candace ging mir inzwischen leichter von der Hand, weil ich einfach lernte, mit der Dummheit mancher Leute klarzukommen. Am meisten machte mir insgesamt wohl meine Sehnsucht nach meinen Königreichen zu schaffen. Oft wachte ich mitten in der Nacht auf und hatte Tränen in den Augen. Dann dachte ich an den reinen, frischen Duft der Wüsten des Dornenlandes oder an die sanft geschwungenen Hügel des Vogelbeerlandes. Es war größtenteils immer noch mein eigenes Sehnen, aber manchmal spürte ich auch so etwas wie ein leises Flüstern, als würde ich allmählich auch den Landen fehlen.

Zu meiner Überraschung ertappte ich mich auch dabei, Sehnsucht nach Dorian zu haben. Seit dem Beginn meiner Schwangerschaft hatte ich ihn praktisch jede Woche in der Anderswelt gesehen. Ohne seine spöttischen und geistreichen Bemerkungen kam ich mir

komisch vor; es fehlte mir etwas. Noch komischer war, dass wir, von der letzten idyllischen Woche einmal abgesehen, kaum Zeit als Paar oder Freizeit miteinander verbracht hatten. Es hatte immer Arbeit gegeben; wir hatten Pläne für unsere Reiche geschmiedet und überlegt, wie wir Maiwenn und Kiyo am besten einen Strich durch die Rechnung machen konnten. Trotzdem hatte ich mich total daran gewöhnt, dass er dabei war. Trotz unserer persönlichen Differenzen arbeiteten wir als Team prima zusammen.

Ab und zu plagten mich auch Gedanken an ihn, mit denen ich mehr Schwierigkeiten hatte. Wenn ich nachts im Bett lag und unter der Hitze Alabamas schwitzte, erappte ich mich dabei, weiter in meinen Erinnerungen zurückzugehen – bis zu der Zeit, als wir ein Paar gewesen waren. Meine Schwangerschaft brachte mich rasch an den Punkt, wo Sex das Letzte gewesen wäre, das ich angenehm gefunden hätte. Aber in meiner Erinnerung ging das immer noch ganz locker.

Es hatte etliche Nächte im Dornenland gegeben, da war Dorian bei mir gewesen, und wir hatten in ganz ähnlicher Hitze im Bett gelegen, verschwitzt und ruhelos. Selbst dann hatten wir nicht die Hände voneinander lassen können. Seine Haut hatte sich an meiner angefühlt wie Feuer, wenn er sich in mir bewegte, und ebenso heiß war sein Mund gewesen, wo immer er mich berührte. Die Hitze um uns herum war irrelevant gewesen gegen die zwischen uns.

Die Erinnerung an diese Nächte quälte nicht nur meinen Körper. Sie quälte auch meinen Verstand. Ich war immer noch nicht darüber hinweg, wie wir uns voneinander verabschiedet hatten. *Dorian empfindet immer noch etwas für mich. Er liebt mich vielleicht sogar.*

Was empfand ich dabei? Was empfand ich für ihn?

Das Wetter in Huntsville blieb zwar sommerlich, aber die Ferien näherten sich ihrem Ende, und dann fing für Evan wieder

das Unterrichten an. Er verbrachte jetzt mehr Zeit mit mir, immer noch auf diese höfliche, zurückhaltende Art. Manchmal ertappte ich ihn dabei, wie er mich auf eine Weise ansah, die mich nervös machte und eine Gefühlsaufwallung befürchten ließ. Sie blieb aber aus, was zeigte, dass er tatsächlich so geduldig und zufrieden war, wie er behauptet hatte. Das stellte er auch unter Beweis, als wir eines Tages zusammen zum Angeln fuhren.

Ich war vorher noch nie angeln gewesen. So etwas machte man in Tucson eher selten. Wir befanden uns auf einem kleinen, ruhigen See, der von Weidenbäumen umstanden war, in einem einfachen Motorboot, das gerade genug Platz für uns, unseren Fang und eine Kühltasche voller Cola, Saft und Milky Ways bot. Evan besah sich jeden Fang sehr kritisch und legte großen Wert darauf, dass wir nicht mehr fingen, als wir essen konnten. Alles andere wäre Verschwendung, erklärte er.

»Onkel Chuck macht einen tollen Ausbackteig«, sagte er. »Da können wir

heute Abend mit einem Fisch-Barbecue loslegen.«

Das klang gut. Ich war am Verhungern, aber andererseits war ich das in der letzten Zeit praktisch ständig. Mein Appetit kannte seit ein paar Wochen, sehr zu Candaces Freude, keine Grenzen mehr. Ich versuchte ganz bestimmt nicht, mich beim Essen zurückzuhalten; trotzdem erinnerte mich jeder zusätzliche Bissen daran, dass ich noch um einiges dicker werden würde. Auch mein Gewicht war exponentiell angestiegen. Noch beschränkte sich die Zunahme auf meinen Bauch, aber mit jedem Tag kam ich mir ein bisschen träger vor, fühlte ich mich ein bisschen weniger wohl.

Ich mampfte ein Milky Way, um den schlimmsten Hunger zu stillen, und wusste natürlich, dass das kein Gynäkologe als vernünftige Ernährung gutheißen würde. Ich spülte den Schokoriegel mit etwas Apfelsaft aus einer Thermosflasche runter, was mich kurz an die Erntedankfeste des Eichenlandes

erinnerte. Diese frischen Nächte mit ihren Lagerfeuern und mit Dorians Lächeln schienen schon eine Ewigkeit her zu sein.

Ich kehrte in die Gegenwart zurück. »Ich glaube, es gibt da ein paar Regeln wegen Schwangerschaft und Fisch. Das steht bestimmt in einer der Broschüren, die ich in der Praxis bekommen habe.«

»Ach, das wäre ja schade«, sagte Evan und warf seine Angel aus. Ein leichter Wind vom Wasser her nahm etwas von der Hitze und zerzauste ihm die Haare. »Wenn du jetzt keinen essen darfst, dann müssen wir aber zusehen, dass du eine doppelte Portion bekommst, sobald die Babys da sind. Wenn du dann noch hier bist, heißt das. Hast du dir darüber schon Gedanken gemacht?«

Ich sah zu, wie mein eigener Schwimmer träge im Wasser trieb. Soweit ich sagen konnte, machte ich technisch alles genauso wie Evan, bloß dass er mehr Fische fing. »Ehrlich gesagt, nein. Hauptsächlich bin ich damit beschäftigt, die Schwangerschaft hinter

mich zu bringen, aber über den Rest muss ich mir auch bald mal ein paar Gedanken machen.« Ich seufzte. »Meinst du, ich sollte noch bleiben?« Was natürlich eine dumme Frage war, weil er ja nicht auch nur annähernd genug Hintergrundwissen besaß, um zu begreifen, was für ein Rattenschwanz da hintendran hing.

Er zuckte mit den Schultern. »Spielt keine Rolle, was ich meine. Ich hab dich gern hier bei uns, aber am Ende musst du tun, was *du* willst und was *du* für das Beste hältst.«

Ich hätte fast gelacht. »Ich glaube nicht, dass das schon mal irgendjemand zu mir gesagt hat.«

»Was? Dass du tun sollst, was du willst?« Sein Schwimmer verschwand im Wasser, und er zog versuchsweise an der Schnur. Wie sich herausstellte, hatte er schon wieder was gefangen. Verdammt. Wie machte er das bloß?

»Ja«, sagte ich. »Mein Leben war reich an wohlmeinenden Menschen, aber die meisten

haben nicht lange gezögert, wenn es darum ging, mir zu sagen, was ich ihrer Meinung nach tun sollte.«

Evan holte den Fisch ein und befand seine Größe für angemessen. »Das machen die Leute ständig – und du hast das Zauberwort gesagt. *Wohlmeinend*. Die meisten haben gute Absichten dabei, aber die letzte Entscheidung kannst nur du selbst treffen.«

Ich dachte an mein letztes Treffen mit Kiyo zurück, als er versucht hatte, mich zu töten, um zu verhindern, dass unsere Kinder auf die Welt kamen. Das ging nun wirklich nicht als wohlmeinend durch. Dorians gnadenlose Art, mich zu beschützen, hatte zwar auf mein Wohlergehen abgezielt, aber zugleich auch seinen eigenen Zielen gedient. Mir war immer noch nicht klar, ob er, wenn es hart auf hart kam, auf meiner Seite oder auf der der Prophezeiung stehen würde. Andererseits hatte er bei unserem letzten Treffen eingestanden, dass er keine anderen Hintergedanken hegte, als mich glücklich zu

machen und zwischen uns wieder Vertrauen herzustellen. Ich wusste kaum noch, was ich glauben sollte.

Evan begutachtete unseren Tagesfang und kam zu dem Schluss, dass er groß genug war. »Wir wollen ja nicht gierig sein«, sagte er mit einem Augenzwinkern. »Man braucht Fisch, um noch mehr Fisch zu bekommen. Dann finden wir jetzt am besten mal heraus, ob du den besten Bratfisch in diesem Staat überhaupt essen darfst.«

Eine kleine Internetrecherche zu Hause ergab, welche Sorten Fisch aus welchen Gewässern der Gegend ich in kleinen Mengen zu mir nehmen durfte. Zum Glück sorgten die Reeds für jede Menge Beilagen und Desserts, die sicherstellten, dass ich ausgleichen konnte, was mir an Fisch fehlte. Ich ging satt und zufrieden ins Bett und bewegte immer noch Evans Worte in meinem Kopf, dass ich tun sollte, was ich für das Beste hielt. Wirklich eine ausgefallene Herangehensweise.

Am nächsten Tag war ich für den Großteil des Nachmittags allein, weil sich alle um ihre eigenen Sachen kümmerten. Es gingen nur wenige E-Mails und Anrufe ein, wobei wir laut Candace einen Anstieg erleben würden, sobald der Sommer wirklich zu Ende ging und die Leute wieder mehr Zeit im Haus verbrachten. Also vertrieb ich mir die Zeit wieder einmal mit Lesen und versuchte, es mir auf dem Bett so gemütlich zu machen wie möglich – noch etwas, das mit zunehmendem Umfang gar nicht mehr so einfach war. Kein Lüftchen drang herein, um die Nachmittagshitze zu mildern, und ich ertappte mich immer wieder dabei, dass ich kurz wegnickte.

Plötzlich fiel die Raumtemperatur abrupt ab, und ich bekam eine Gänsehaut. Ich riss sofort die Augen auf und war wieder hellwach. Das war auf keinen Fall natürlichen Ursprungs. *Scheiße*, dachte ich und setzte mich auf. Da kam er, der befürchtete Angriff. Und ich war unbewaffnet, weil ich ja keine Magie

betreiben sollte. Tja, bloß brauchte ich für meine Feinenmagie ja keine Hilfsmittel. Wenn sie mich hier angriffen, dann brauchte ich mich auch nicht mehr bedeckt zu halten –

»Volusian?«, fragte ich ungläubig. In der dunkelsten Zimmerecke, die man um diese Tageszeit kaum dunkel nennen konnte, waren rote Augen und ein kleiner schwarzer Umriss zu sehen. Mein Hilfsgeist sah verärgert zum Fenster, in dem die Sonne stand. Ich war kurz davor gewesen, im Zimmer einen Sturm zu erzeugen, und hatte mich gerade noch bremsen können.

»Herrin«, sagte er mit seiner tonlosen Stimme.

»Was hast du hier verloren?«, herrschte ich ihn an. »Ich habe dir ausdrücklich befohlen, nicht zu kommen!«

Ich hatte ihm auch nicht gesagt, wo ich mich befand, aber das machte keinen Unterschied. Da er an mich gebunden war, konnte er mich natürlich auch jederzeit lokalisieren. Trotzdem hatte ich ihm im Vorfeld lieber keinerlei

Informationen gegeben – für den Fall, dass irgendjemand versuchte, ihn meiner Kontrolle zu entreißen. Ebenso hatte ich ihm befohlen, der Anderswelt komplett fernzubleiben, in der Hoffnung, dass so niemand auf ihn aufmerksam wurde, der vielleicht versuchen würde, sich seiner zu bedienen.

»Jawohl, Herrin. Und wäre es an mir, so lasst Euch versichern, dass ich Eurer Gegenwart so lange wie möglich ferngeblieben und höchstens gekommen wäre, um Eurem Leben ein Ende zu setzen, indem ich Euch in kleine Stücke reiße.«

»Tja, das ist wirklich sehr rücksichtsvoll. Bloß bist du trotzdem hier.«

»Man hat mich dazu gezwungen, Herrin.«
Ich hatte mich schon fast wieder entspannt, aber das ließ meine Alarmglocken erneut losschrillen. Ich schickte meinen Geist aus und überprüfte die magischen Bande, die ihn unter meiner Kontrolle hielten. Ich rechnete schon fast damit, dass sie verschwunden waren, aber nein, er war immer noch fest an

mich gebunden.

»Ihr könnt beruhigt schlafen, Herrin, ich bin nach wie vor Euer Sklave.«

»Wie zum Teufel hat man dich dann zwingen können, hierherzukommen?«

»Mit ausreichend Magie lässt sich mein Gehorsam gegenüber untergeordneten Befehlen erzwingen, obwohl ich nach wie vor an Euch gebunden bin.«

»Das würde *jede Menge* Magie benötigen.« Volusian rund um die Uhr zu beherrschen, war schwierig genug. Sich über dieses Band hinwegzusetzen, war vergleichbar schwer – selbst für einen untergeordneten Befehl. »Mir fällt kein einziger Feiner ein, der das könnte.«

»Es war ja auch nicht ein Einziger. König Dorian und Königin Maiwenn haben mich mit vereinten Kräften gezwungen, zu Euch zu kommen.«

Das musste ich mir erst einmal auf der Zunge zergehen lassen, bevor ich es glaubte. »Dorian und Maiwenn? Mit vereinten Kräften? Die würden ihre Kräfte nie vereinen. Du musst

da irgendwas durcheinanderbringen.«

Volusian kniff die Augen zusammen. »Sehe ich so aus, als ließe ich mich leicht durcheinanderbringen, Herrin?«

»Nein ... aber ... das ergibt doch überhaupt keinen Sinn ...«

Wobei – teilweise schon. Dorian und Maiwenn waren beide sehr mächtig, und ich hatte keine Zweifel, dass sie es zusammen durchaus hinbekommen konnten, Volusian zu mir zu schicken. Und sie hatten auch beide stichhaltige Gründe dafür. Dorian fand es überhaupt nicht gut, dass ich untergetaucht war, und Maiwenn ... na ja, die wollte mich eben umbringen. Bloß ließen sich diese Gründe ja wohl kaum so weit in Deckung bringen, dass die beiden Grund hatten, sich zusammenzutun.

»Was genau haben sie dir befohlen?«

»Zu Euch zu kommen, Herrin, und Euch zu sagen, dass sie eine Botschaft für Euch haben. Sie haben mir die Botschaft auch genannt –«

Ich unterbrach ihn. »Haben sie dir auch ausdrücklich befohlen, mir diese Botschaft auszurichten?«

»Nein, aber –«

»Dann lass es bleiben«, sagte ich, heilfroh über dieses Schlupfloch. »Das ist ein Befehl.«

Volusians Miene blieb wie immer ausdruckslos. »Meine Herrin ist gar nicht neugierig?«

»Nein«, log ich. Ich war schrecklich neugierig. Aber ich wollte mich auch nicht durch das, was die beiden mir mitzuteilen hatten, ins Wanken bringen lassen. Da konnten Dorians Absichten noch so gut sein, ich wollte seine Bitten, zurückzukehren, nicht hören – auch weil ich Angst hatte, vielleicht weich zu werden. Genauso wenig wollte ich erfahren, was Maiwenns Rolle in dem Ganzen war. Wenn sie Dorian von einer Zusammenarbeit überzeugt hatte, dann wollte sie mir jetzt vielleicht mit säuselnder Stimme weismachen, dass sie ihre Fehler

eingesehen und es nicht länger auf mich abgesehen hätte. Das hielt ich für ausgeschlossen, und ich konnte mir eigentlich auch kaum vorstellen, dass Dorian auf so etwas hereinfliege.

Ein bisschen sorgte ich mich schon, dass es vielleicht gar nicht um mich und die Prophezeiung ging. Vielleicht war ja Jasmine etwas zugestoßen? In diesem Fall hätte Dorian eine Möglichkeit gefunden, es Roland zu sagen, und ich musste einfach davon ausgehen, dass mein Stiefvater mir diese Nachricht dann überbracht hätte. Die andere Möglichkeit war, dass etwas mit meinen Landen nicht stimmte. Vielleicht litten sie mehr unter meiner Abwesenheit, als ich dachte. Doch als ich die Fäden berührte, die uns – selbst über Welten hinweg – miteinander verbanden, spürte ich nichts sonderlich Beunruhigendes. Ich war nach wie vor mit meinen Reichen verbunden und spürte von ihnen keinerlei verzweifelte Sehnsucht wie früher, als ich sie ohne Betreuung

zurückgelassen hatte. Eigentlich spürte ich gar keine Gefühlsregungen meiner Länder. Wenn überhaupt, dann fühlte sich die Verbindung irgendwie taub an, was wahrscheinlich meiner Abwesenheit geschuldet war. Aber eine Verbindung gab es, und sie war stabil.

»Nein«, sagte ich noch einmal. »Ich will nicht neugierig sein. Ich will nicht hören, was sie zu sagen haben. Ich habe hier etwas Gutes am Laufen. Das hier ist genau, wo ich sein sollte, und ich werde nicht zulassen, dass das jetzt durch irgendwas ruiniert wird.«

»Wie meine Herrin wünscht«, sagte Volusian. »Habt Ihr dann noch weitere Befehle für mich?«

»Einfach dieselben wie bisher schon. Bleib der Anderswelt fern. Komm nicht wieder hierher. Außer ...« Mir fiel etwas ein. »Wenn sie versuchen, dich zu rufen, dann kommst du sofort hierher, falls du dazu in der Lage bist.« Ich hatte keine Ahnung, ob Dorian und Maiwenn ihr Kunststück noch einmal

versuchen würden, aber es würde eine komplizierte Abfolge von Zaubersprüchen verlangen. Wenn Volusian es schaffte, vorher zu mir zu kommen, konnte ich unser Band wahrscheinlich verstärken und einem Fremdeinfluss vorbeugen. »Komm zu mir, sobald *irgendjemand* versucht, dich zu zwingen. Verstanden?«

»Jawohl, Herrin.«

»Dann geh.«

Volusian verschwand, und der Raum nahm prompt seine ursprüngliche Temperatur wieder an. Dennoch konnte ich ein leichtes Frösteln nicht unterdrücken. Dorian und Maiwenn hatten mich nicht ausfindig gemacht, nur fast, aber sie waren dichter rangekommen, als mir lieb war. Sicher, Volusian wegzuschicken, war klug, aber trotzdem blieb die nagende Frage bestehen: *Warum sollten diese beiden zusammenarbeiten?* In mancher Hinsicht beunruhigte mich das ebenso sehr wie Volusians Besuch. Zeit und Entfernung hatten

dazu geführt, dass Dorian mir langsam fehlte, und einiges von den alten zärtlichen Gefühlen kehrte allmählich wieder zurück. Die Vorstellung, dass er zusammen mit Maiwenn irgendetwas ausheckte, ließ diese Gefühle zerbröckeln. Was hatte er vor?

Und so sehr ich auch versuchte, es nicht an mich ranzulassen, nun hatte ich schon wieder etwas, das mir den Schlaf raubte. Das mit Dorian, die Furcht vor einem Überfall aus der Anderswelt und die Sehnsucht nach meinen Ländern ließen mich schlecht schlafen. Ich verbrachte meine Tage übermüdet und musste einen Nachmittagsschlaf einlegen, um das nachzuholen, was ich versäumte, wenn alle anderen schliefen. Eines Nachts, ungefähr eine Woche nach Volusians Besuch, ließ mich etwas anderes aus dem Schlaf hochschrecken, auch wenn mir nicht gleich klar war, was.

Ich lag da im Dunklen, voller Panik, und dehnte meine Sinne aus, um herauszufinden, was mich geweckt hatte. Es gab nichts

Magisches um mich herum, nichts Ungewöhnliches. Ich blieb eine Zeit lang wach und lauschte und wartete, fand aber immer noch nichts. Schließlich döste ich langsam wieder ein, da alarmierte mich ein leichter Schmerz in der Beckengegend erneut. Es war nicht das Unangenehmste, was ich je erlebt hatte, aber spürbar war es schon. Außerdem wurden Muskeln in meinem Bauch und meinem Rücken hart, und ich hielt den Atem an und wartete, dass es vorbeiging. Nach einigen Sekunden tat es das, und mein Körper entspannte sich.

Ich rollte mich auf die andere Seite und war jetzt hellwach. Ich hatte keine Uhr in meinem Zimmer und konnte nicht sicher sagen, wie viel Zeit vergangen war, aber irgendwann spürte ich dieses Muskelziehen erneut, nur diesmal ein bisschen stärker.

»Mist«, sagte ich laut.

Ich stand auf und machte das Licht an. Ich fand ein paar Yogahosen mit Kordel, die ich mir zusätzlich zu dem Bigshirt anzog, in dem

ich schlafen gegangen war. Dann schlurfte ich den Flur zum Schlafzimmer von Candace und Charles runter und klopfte an. Sie öffnete binnen fünf Sekunden die Tür, ein Athame in der einen Hand und eine Pistole in der anderen.

»Was ist los?« Sie spähte an mir vorbei.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte ich. »Aber ich glaube, die Wehen haben eingesetzt.«

»Ist die Fruchtblase schon geplatzt? Haben die Wehen noch mehr als fünf Minuten Abstand?« Bevor ich überhaupt antworten konnte, wandte sie sich um und rief: »Charles, aufwachen! Alles so, wie wir es geübt haben!«

Und zu meiner Verblüffung hatten sie anscheinend *wirklich* geübt. Worüber ich heilfroh war, denn ich hatte definitiv nichts davon drauf. Das meiste, was ich über eine Geburt wusste, hatte ich aus dem Fernsehen, wo die Leute Wasser abkochten und Laken zu Verbandsmaterial zerrissen. Ich war mir ziemlich sicher, dass die moderne Medizin

inzwischen weiter war, aber zu einem Geburtsvorbereitungskurs hatte ich mich trotzdem nicht angemeldet. Es war zu viel losgewesen, und ich hatte ihn immer auf später verschoben. Weil ich ja noch jede Menge Zeit hatte. Was auch genau das Problem war.

»Es ist noch zu früh«, sagte ich auf dem Rücksitz ihres Autos. Candace fuhr, weil Charles sich »sowieso immer« an die Geschwindigkeitsbegrenzung hielt. Er saß auf dem Beifahrersitz, mit einer Tasche auf dem Schoß, die sie schon lange für mich gepackt hatten. »Das muss irgendwas anderes sein. Ich bin doch erst in der ... was, neunundzwanzigsten Woche? Da kommen doch noch elf.«

»Zwillinge kommen gern früher«, sagte Candace so sachlich, dass ich davon ausgehen konnte, dass sie sich fleißig in dieses Thema eingelesen hatte.

»Aber wieso denn meine? Ich hab doch alles richtig gemacht.« Ich merkte selber, dass ich

quengelste, aber ich konnte es mir nicht verkneifen. »Die Ärzte haben immer gesagt, dass alles bestens wäre.«

»Manchmal hat die Natur eben ihre eigenen Vorstellungen«, sagte Charles, ruhig wie immer.

Und die hatte sie auch. Bis zur Einlieferung nahmen die Wehen zwar an Stärke und Häufigkeit zu, aber die diensthabende Frauenärztin war optimistisch, dass man in der Lage sein würde, die Wehen zum Stillstand zu bringen und die Schwangerschaft zu verlängern. Diese Fachmeinung erleichterte mich – weniger dagegen die Erwähnung zukünftiger strenger Bettruhe. Aber immer noch wollte diese panische Stimme in meinem Kopf nicht verstummen: *zu früh, zu früh!* Wenn wir die Geburt hinauszögern konnten, dann mussten wir das auch tun, selbst wenn es darauf hinauslief, dass ich wochenlang elendig herumlag. Gesundheitliche Gründe standen ganz oben, klar, aber da war auch noch die schlichte

Tatsache, dass ich ... na ja, noch nicht ganz bereit war für meinen Nachwuchs.

Kaum lag ich im Untersuchungsraum, und die Ärztin hatte sich einen Überblick verschafft, da erzählte sie etwas ganz anderes. »Ich fürchte, die beiden kommen, ob Sie nun bereit sind oder nicht«, sagte sie mit ernster Miene. »Ich weiß nicht, was für eine Art Geburt Sie geplant hatten, aber wir werden einen Notkaiserschnitt machen. Die beiden liegen noch falsch. Was ganz normal ist bei Zwillingen, die so früh kommen.«

Machte sie Witze? Ich hatte überhaupt nichts geplant, erst recht nicht in Sachen Geburt. Meine Ärztin in Ohio hatte ebenfalls mal erwähnt, dass bei Zwillingen oft eine Kaiserschnittentbindung gemacht wurde. Ich hegte Bewunderung für die Effizienz dieser Prozedur, war aber nicht gerade begeistert davon, aufgeschnitten zu werden – oder zusätzliche Zeit für die Wundheilung zu benötigen. Andererseits, hatte ich nicht genau wegen solcher Sachen in der Menschenwelt

entbinden wollen? Ich wollte mich in die Hände der modernen Medizin begeben, und moderner als das hier ging ja kaum.

»Na schön«, sagte ich resolut. Nicht dass ich eine Wahl hatte. »Wenn es das ist, was wir machen müssen, dann los.«

Danach ging alles ganz schnell. Was auch gut war. So blieb mir wenig Zeit für Befürchtungen; schließlich gab mir ständig jemand Anweisungen oder machte irgendwas mit mir. Ich wurde hektisch in einen Operationssaal verfrachtet, Candace im Kittel neben mir. Ein Anästhesist führte irgendwas in mein Rückenmark ein, und damit verschwand unterhalb meiner Taille alles Gefühl. Ziemlich schräg, um es mal vorsichtig auszudrücken, aber ich war heilfroh, die Wehen nicht mehr so zu spüren.

Eine Operation hatte ich mir immer so vorgestellt, dass man eine Vollnarkose bekam und irgendwann später wieder aufwachte. Obwohl ich wusste, dass diese Rückenmarksgeschichte ihre Vorteile hatte,

beschäftigte mich darum ständig der Gedanke, dass es unnatürlich war, wach zu sein, während man an mir herumschnippelte. Das Ärzteteam stellte auf Höhe meiner Taille einen kleinen Vorhang auf, sodass Candace und ich nicht sehen konnten, was sie taten. Aber fühlen konnte ich es – bloß dass es nicht wehtat. Da war nur der Druck einer Messerklinge, die durch Haut und Muskeln schnitt. Ich verzog das Gesicht.

»Alles okay?«, fragte Candace besorgt. »Tut es weh?«

»Nein«, versicherte ich ihr und bemühte mich um eine tapfere Miene. »Es ist nur ... komisch.«

Mich mit Monstern zu prügeln, die mich durch die Gegend pfefferten, bereitete mir weniger Schwierigkeiten, als einem Chirurgen zu erlauben, dass er mich operierte. Ich fragte mich, ob das daher rührte, dass ich schon so lange unter den Feinen gelebt hatte, oder ob es einfach nur zu meinem Wesen gehörte, nicht hilflos irgendjemandem ausgeliefert sein

zu wollen.

Durch den Vorhang und die örtliche Betäubung ließ sich schlecht sagen, wie sie vorankamen. Darum erwischte es mich eiskalt, als eine Schwester sagte: »Da hätten wir schon mal das Mädchen.«

Sie hob das sich windende Baby hoch, damit ich kurz einen Blick darauf werfen konnte, und mir war schwummeriger, als jedes Medikament mich hätte machen können.

Ein Mädchen. Meine Tochter. Alles, was ich in den letzten sieben Monaten getan hatte, hatte ich für beide Zwillinge getan, aber Auslöser des Ganzen war meine Tochter gewesen. Kiyo hatte mich immer wieder bedrängt, dass ihr Bruder zu einem schrecklichen Ungeheuer heranwachsen würde, dem man es nicht erlauben durfte, zu leben, aber ich hätte seine Schwester nicht mit über die Klinge springen lassen können. Und da war sie nun. Es war etwas völlig anderes als damals, als ich sie das erste Mal auf dem Ultraschall gesehen hatte.

Mehr Zeit für philosophische Erwägungen blieb mir nicht, weil sie die Kleine gleich wieder verschwinden ließen. Kurz danach kam ihr Bruder, der mir auf die gleiche knappe Art präsentiert wurde.

Er gab einen leisen, kläglichen Schrei von sich, und ich versuchte mich zu erinnern, ob das Mädchen auch geschrien hatte. Alles war zu schnell gegangen. Auch ihn bekam ich nur kurz zu sehen, dann wurde er mit den Begründungen »Sauerstoff« und »Frühchenstation« wieder weggenommen. Auf den ersten Blick war er kein Eroberer von Welten. Ich sah nur ein Baby, einen sehr, sehr kleinen Jungen, der anscheinend gerade völlig gestresst war, weil er sich jetzt dem zu stellen hatte, was die Welt für ihn bereithielt.

Das Gefühl kannte ich.

Der heftigste Teil war jetzt zwar vorbei, aber es gab immer noch genug zu tun. Die Ärzte mussten sich um die Nachgeburt kümmern und mich dann wieder zumachen und säubern. Der Einschnitt wurde geklammert,

und ich konnte mir nicht mal im Ansatz vorstellen, das einem Feinen zu erklären. Dafür, dass das Ganze eine Riesensache war, wurde es viel zu schnell und sauber abgewickelt. Die ganze Zeit über war Candace so dicht dabei gewesen, wie man es zugelassen hatte, und als ich schließlich wieder in vorzeigbarer Form war, kehrte sie an meine Seite zurück. Sie klatschte in die Hände und strahlte.

»Hast du sie gesehen?«, fragte sie voller Staunen. »Ach, Eugenie. Sie sind so schön.«

Und genau das waren sie, wurde mir klar. So kurz ich die beiden auch nur hatte sehen dürfen, der Anblick hatte sich mir für immer eingeprägt. Ich wollte sie wiedersehen, so schnell wie möglich. Aber ich musste abwarten, während die Ärzte taten, was immer die Babys auf der Frühchenstation brauchten. Alle möglichen Untersuchungen wurden vorgenommen, und mir blieb nichts anderes übrig, als geduldig zu warten, bis sich die Frauenärztin wieder zu mir setzte.

»Sie wiegen jedes fast drei Pfund«, sagte sie. »Was fantastisch ist. Mit neunundzwanzig Wochen besteht definitiv Lebensfähigkeit, aber es ist immer besser, wenn sie schon ordentlich Gewicht zugelegt haben.« Was sie wahrscheinlich Candaces Küche und Ernährungsvorstellungen verdankten. »Ihre Lungen sind natürlich noch nicht so entwickelt wie bei voll ausgetragenen Kindern, aber da können wir helfen. Alles in allem sind sie in bemerkenswert guter Verfassung. Sie werden eine Weile hierbleiben müssen, aber zum jetzigen Zeitpunkt bin ich wirklich sehr zufrieden mit der Prognose.«

Nach einigen medizinischen Infos mehr ließen sie mich endlich zu den Zwillingen. Ich wurde im Bett hingerollt, was mir übertrieben vorkam, aber die Schwestern versicherten mir, dass ich das schon verstehen würde, sobald die Wirkung meiner Schmerzmittel nachließ. Candace und Charles begleiteten mich. Er sagte irgendwas darüber, dass er Evan angerufen hätte, aber ich achtete nicht

weiter darauf. Mein einziger Gedanke war, dass die Schwester mich schneller zur Frühchenstation schaffen musste. Als wir dort ankamen, war ich auf den Anblick noch gar nicht richtig vorbereitet.

Da waren die Zwillinge, jeder in seinem eigenen Bettchen hinter Glas. Aber in den Brutkästen war noch mehr. Jeder Zwilling hing am Tropf und an einem Atemgerät, einer ganzen Batterie verwirrender Technik. Es kam mir alles zu groß und zu gruselig vor für solche Menschlein. Ich bekam einen Kloß im Hals.

»Ich hatte keine Ahnung, dass es da drin so ... voll ist mit Sachen«, brachte ich hervor.

Die Schwester hatte ein freundliches, mitfühlendes Gesicht. Genau, wie man es sich von jemandem mit diesem Beruf wünschte. »Ich weiß, die ganze Technik hat etwas Einschüchterndes, aber richten Sie Ihre Aufmerksamkeit nicht darauf. Sondern auf das, was sie tut. Sie trägt dazu bei, dass die beiden gesund und stark werden, damit sie zu

Ihnen nach Hause können.«

Ich nickte matt und fuhr mir über die Augen. Im Ernst, vor diesen beiden hatte ich mich gefürchtet? Und wie konnte irgendjemand ihnen Übles wollen? Sie waren winzig klein, wie Puppen, und wirkten schrecklich hilflos. Ich kam mir unnütz vor und wie eine Versagerin, als hätte ich irgendwas unternehmen müssen, um die Geburt hinauszuzögern. Oder als ob ich *jetzt* irgendwas tun müsste. Ich war ihre Mutter. War es nicht meine Aufgabe, sie zu beschützen? Bis jetzt hatte ich das ja durchaus getan, aber nun hatte man es mir aus den Händen genommen.

Sie sahen überhaupt nicht so aus wie flaumigen, puttenhaften Babys im Fernsehen. Ihre Gliedmaßen, ihre Hände und Füße hatten etwas Zerbrechliches, das mich auch wieder an Puppen erinnerte. Ihre Haut war rosa und fleckig, und doch konnte ich sehen, dass sie nach mir kamen. Sie waren hellhäutig wie ich, und ihre Gesichter hatten nichts von Kiyō. Ein

kleiner Trost.

»Wie sollen sie heißen?«, fragte Charles.

Im Gegensatz zu allem anderen, was mich beschäftigte, hatte ich darauf eine Antwort. Meine langen Tage hatten mir viel Zeit gegeben, über Babynamen nachzudenken, was eine deutlich weniger gefährliche geistige Herausforderung darstellte als all die anderen Sachen. Es wäre schön gewesen, jetzt mit richtig tollen symbolischen Namen herausrücken zu können oder mit Namen von bedeutenden Persönlichkeiten, die großen Einfluss auf mein Leben gehabt hatten. Aber von wegen. Die Sache war viel simpler. Ich gab ihnen einfach Namen, die mir gefielen. Normale Namen. Namen, denen ein Mensch Form gab – nicht solche, die einen Menschen formten.

»Ivy und Isaac«, sagte ich. Ich stand auf Stabreime.

Candace und Charles schienen die Wahl gutzuheißen. Ich hatte einmal mit angehört, wie Candace sich über »die albernen Namen,

die manche Leute heutzutage ihren Kindern geben« ausließ; darum war sie bestimmt froh, dass ich mir keine ausgefallenen Monstrositäten ausgedacht hatte.

»Wir leben in erstaunlichen Zeiten«, sagte sie und sah auf Ivy hinab. »Stellt euch diese beiden Kleinen hundert Jahre früher vor. Was wäre aus ihnen geworden?«

Oder, dachte ich, was wäre aus ihnen geworden, wenn die Geburt in der Anderswelt stattgefunden hätte? Schließlich musste ich davon ausgehen, dass sie dort auch zu früh gekommen wären, in einer Lage, die eine natürliche Geburt erschwert hätte. Dorian war ja anscheinend davon ausgegangen, dass seine magiebegabten Heiler mit allem klargekommen wären, aber ich war mir da nicht so sicher – zumal im Hinblick auf die niedrigen Geburtenzahlen der Feinen. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass dort drüben irgendetwas der Hilfe gleichgekommen wäre, die die Zwillinge jetzt bekamen. Und in diesem Moment wurde mir klar, dass alles,

was ich auf mich genommen hatte – die Abkehr von der Anderswelt, die Langeweile, der Verzicht auf Magie –, das hier wert gewesen war.

Ich betrachtete meine Kinder und seufzte glücklich. »Wir sind genau da, wo wir hingehören.«

KAPITEL 10

Die nächsten paar Wochen waren unwirklich, und zum ersten Mal seit meiner Ankunft in Alabama zerbrach ich mir nicht mehr den Kopf über die Anderswelt oder darüber, wie ich meine Zeit herumbringen konnte. Isaac und Ivy nahmen mein Leben in Beschlag.

Nicht, dass ich viel für sie tun konnte. Sie waren in den Händen der Ärzte und Schwestern der Frühchenstation. Anfangs konnte ich für die Zwillinge noch Muttermilch abpumpen, als Ergänzung zu der kalorienreichen Säuglingsnahrung, die sie ansonsten bekamen. Es war ziemlich befremdend, an so eine Maschine angeschlossen zu werden, aber das Gefühl, auch etwas beisteuern zu können, war die Sache wert. Mit der Zeit stellte sich heraus, dass ich zu den Frauen zählte, die nicht so gut Milch bildeten, und ich fragte mich, ob das auf meine halbfeine Abstammung zurückzuführen

war, da Feinenfrauen oft vergleichbare Probleme hatten. Jedenfalls brach ich meine Versuche nach zwei Wochen ab, und die Zwillinge bekamen nur noch Ersatznahrung. Einige Schwestern versuchten mich zu beruhigen, dass die meisten Antikörper in den ersten Tagen gebildet wurden und dass ich gut daran getan hatte, den beiden zu geben, was ich konnte. Bloß wusste ich, dass heutzutage viel längeres Stillen empfohlen wurde, und auch das gab mir wieder ein klägliches Gefühl der Unzulänglichkeit.

Also bestand mein Beitrag bald aus regelmäßigen, täglichen Besuchen. Ich betrachtete meine Kinder und die Maschinen, die sie unterstützten, und zählte leise jeden Atemzug und jeden Herzschlag. Mir gefiel die Vorstellung, dass Isaac und Ivy trotz der Brutkästen, in denen sie lagen, meine Gegenwart spüren konnten. Vielleicht war es nur Wunschdenken, aber es gab mir ein bisschen Hoffnung. Ich war während meiner Besuche nur selten allein. Fast immer waren

Candace oder ihr Mann dabei, und auch das hatte etwas Tröstliches.

Es war wahrscheinlich mit die stressigste Zeit meines Lebens, aber quälend langsam machten wir Fortschritte. Die Prognose für die Zwillinge blieb gut, und bald durfte ich sie in ihren Behältnissen berühren. Als ich es das erste Mal tat und Ivy über die Hand strich, war es wie die Offenbarung eines Wunders. So etwas Zartes hatte ich bestimmt noch nie gespürt. Und als der erste Monat herum war, sagte man mir, dass Isaac und Ivy angesichts ihrer Fortschritte nur noch einen weiteren Monat würden bleiben müssen. Ich registrierte es gar nicht richtig, weil darauf gleich noch zwei andere gute Nachrichten folgten. Die Ärzte rechneten damit, dass die Beatmungsgeräte bald entfernt werden konnten und dass der Zustand der Zwillinge dann auch erlauben würde, dass ich sie halten konnte.

»Ich kann mir das noch gar nicht vorstellen«, sagte ich zu Evan, als er mich an dem Abend

nach Hause fuhr. »Von dem Moment ihrer Geburt an sind sie jetzt diese zerbrechlichen, unwirklichen kleinen Dinger gewesen ... Sie jetzt einmal halten zu können ...« Ich seufzte und legte den Kopf zurück. »Ich kann es kaum erwarten.«

Er lächelte mich kurz an. »Ich hoffe, du lässt uns andere dann auch mal.« Ich erwiderte sein Lächeln. Zu Anfang hatte ich angenommen, dass seine Besuche einfach eine Nettigkeit mir gegenüber darstellten. Bald war mir klar geworden, dass er sich die Zwillinge ansah, weil er genauso in sie vernarrt war wie seine Tante und sein Onkel. Er betrachtete sie staunend, und seine Augen leuchteten, während er sich in seinen Gedanken verlor.

»Na ja, es sind ja zwei«, scherzte ich. »Da dürfte es eher ein Problem sein, genügend Arme für sie zu haben.«

»Nicht in dieser Familie.« Er lachte leise. »Uns wirst du eher abwimmeln müssen.«

Wir kamen beim Haus der Reeds an, und ich

hatte das Gefühl, drei Meter über dem Boden zu schweben. Meine Laune war so gut wie schon eine ganze Weile nicht mehr, und für meinen körperlichen Zustand galt dasselbe. Die ganze Warterei hatte mit dazu beigetragen, mich von den Folgen des Eingriffs weitgehend zu erholen. Die Klammern waren schon vor einer ganzen Weile entfernt worden, und ich nahm aus lauter Gewohnheit inzwischen sogar schon wieder die Pille, obwohl Sex irgendwie gar nicht im Bereich des Möglichen lag. Das Warten und die Inaktivität waren wahrscheinlich das einzig Positive daran, dass die Zwillinge auf der Frühchenstation lagen. Andernfalls hätte ich längst ausprobiert, was ich meinem Körper inzwischen wieder zumuten konnte.

»Wir haben anscheinend Besuch«, sagte Evan und schaltete den Motor aus.

Ich folgte seinem Blick. Ich war dermaßen in meiner Freude aufgegangen, dass ich den fremden Wagen in der Auffahrt gar nicht

bemerkt hatte. Das Auto sagte mir nichts, dann entdeckte ich den Aufkleber einer Mietwagenfirma daran. Beunruhigt war ich nicht deswegen, weil Candaces Klienten manchmal persönlich vorbeikamen. Und wenn irgendeine Gefahr bestanden hätte, dann hätte sie uns außerdem längst angerufen und vorgewarnt.

Wir gingen rein, und aus der Küche waren Stimmen zu hören. Ich rannte praktisch dorthin, so sehr brannte ich darauf, die guten Neuigkeiten mit Candace und Charles zu teilen. Für mich war es genauso sonnenklar wie für Evan, dass sie sich gleich darum reißen würden, wer die Zwillinge als Erster halten durfte. Aber als ich in die Küche kam und sah, wer da war, blieb ich abrupt stehen. Nach ein paar Sekunden brach sich eine ganz andere Freude Bahn.

»Roland!«

Ich eilte in seine Arme, und er drückte mich fest. Bis zu diesem Moment war mir gar nicht klar gewesen, wie sehr er mir gefehlt hatte.

Die Reeds waren inzwischen schon die reinsten Adoptiveltern für mich, aber ersetzen konnten sie Roland und meine Mom nicht. Dass ich die beiden während dieser wichtigen Zeit in meinem Leben nicht bei mir hatte, kam mir manchmal befremdlich und falsch vor.

Als Roland mich schließlich losließ, hatte er feuchte Augen. »Schön, dich zu sehen«, sagte er rau. »Du hast uns gefehlt.«

»Du mir auch«, sagte ich und kam mir sehr jung vor. »Und Mom.«

Ich stellte Evan und ihn einander vor, und dann setzten wir uns alle. Der Tisch lag voller Fotos von den Zwillingen. Die Brutkästen hatten Candace nicht abschrecken können, sie brachte fast jeden Tag eine Kamera mit.

»Ich habe die guten Neuigkeiten schon gehört«, sagte Roland. »Ich freue mich so für dich. Solch schöne Kinder.«

»Und heute gibt es schon wieder gute Neuigkeiten.« Wie hätte ich meine große Ankündigung vergessen können? Candace

und Charles waren wie erwartet völlig aus dem Häuschen über die Vorstellung, Isaac und Ivy halten zu können. »Du musst kommen und sie dir ansehen«, fügte ich an Roland gewandt hinzu. »Wir könnten heute Abend noch mal hinfahren. Oder morgen früh. Wie lange bleibst du denn?«

Erst in diesem Moment, noch während ich das fragte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Roland hätte gar nicht hier sein dürfen. Das war von Anfang an feststehender Bestandteil des Plans gewesen. Vielleicht wurde Roland ja beschattet, da war Fernbleiben bei aller Sehnsucht die sicherste Option. Ich sah ihm in die Augen und wusste, dass er mitbekommen hatte, was mir gerade klar geworden war.

»Steht noch nicht fest«, sagte er vage. »Aber ansehen kann ich sie mir auf jeden Fall.« Seine ausweichende Antwort überraschte mich nicht. Dass er hier war, deutete auf irgendwelche neuen Entwicklungen in der Anderswelt hin, und das war nichts, worüber

wir vor den Reeds reden konnten. Sein Blick besagte, dass wir uns später darüber unterhalten würden, und ich bedeutete ihm mit einem knappen Nicken, dass ich verstanden hatte.

Nun war natürlich ein Abendessen angesagt, und das Gespräch drehte sich um erfreulichere Themen, um die Zwillinge etwa und um Candaces Kochkünste. Ich konnte gar nicht genug von Isaac und Ivy erzählen, doch zugleich dämpfte ein nagendes Unbehagen meine Freude. Dass Roland hier war, konnte nichts Gutes bedeuten.

Unsere Gelegenheit zum Reden kam schließlich, als Evan aufbrach und Candace und Charles sich im Wohnzimmer die Abendnachrichten ansahen. Roland und ich gingen auf einen Spaziergang über das weitläufige Grundstück der Reeds, was uns mehr als ausreichend Privatsphäre gab.

»Was ist los?«, fragte ich. »Ich freue mich, dass du hier bist – du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr –, aber es hat doch

bestimmt einen Grund, dass du das Risiko eingehst, jemanden aus der Anderswelt hierherzuführen.«

Roland seufzte und blieb neben einem Pekannussbaum stehen. »Genau darum geht es ja. Das Risiko geht gegen null, weil niemand mehr versucht, dich ausfindig zu machen.«

Ich starrte ihn ungläubig an. »Was? Das ... das kann nicht sein. Natürlich wollen sie mich ausfindig machen. Es ist doch fast zum Krieg gekommen meinetwegen.«

»Das hat sich erledigt. Sie haben jetzt größere Sorgen.«

»Größere Sorgen als den Streit um die Prophezeiung, dass mein Sohn ihre Heere anführen und unsere Welt erobern wird?«

»Ja, so erstaunlich das klingt.« Er sah zum Sternenhimmel hinauf und ordnete seine Gedanken. »Ich glaube, es ging vor ... keine Ahnung ... einem Monat los, vielleicht auch vor anderthalb. Anscheinend ist die Anderswelt – oder jedenfalls große Teile der

Anderswelt – von einer Plage betroffen.«

»Und das heißt?« Aus irgendeinem Grund musste ich bei Plage an verdorrte Felder und Heuschreckenschwärme denken.

»Winter«, sagte er unverblümt. »Ewiger Winter. Und zwar so ziemlich der schlimmste, den man sich vorstellen kann. Er kam ohne Vorwarnung. Ständiger Schneefall und Frost, der die Ernten verdirbt und viele Tote fordert. Wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, hätte ich es nicht geglaubt.«

»Welche Königreiche?« Ich runzelte die Stirn. Die meisten Lande hatten ein unveränderliches Klima – und zwar ein angenehmes, so wie Dorians und meine Reiche. Manche Monarchen ließen ihre Reiche zwar vier Jahreszeiten durchlaufen, aber das taten sie mit derselben Umsicht wie wir in der Menschenwelt und legten für den Winter Vorräte an. Maiwenn hatte ein solches Reich.

Rolands Miene war grimmig. »Alle. Jedenfalls die meisten in deiner Gegend.

Weiter weg sind einige verschont geblieben, aber von denen, die du kennst, hat es ausnahmslos alle getroffen.«

Ich brauchte einen Moment für die Schlussfolgerung, und dann wusste ich nicht recht, ob ich sie glauben sollte. »Du meinst doch nicht ... doch nicht *meine* Reiche.«

Ein Nicken war seine ganze Antwort.

»Das kann nicht sein. Ich meine, das Dornenland ist eine Wüste! Und außerdem würde ich das merken ...« Doch während ich es noch sagte, fragte ich mich, ob es überhaupt stimmte. Würde ich es merken? Ich hatte mich von dem Land zurückgezogen und es Jasmines Obhut überlassen. Ich verband mich nicht mehr auf irgendeine tiefere Weise mit ihm. Alles, was bei mir ankam, war dieses gleichmäßige Summen, das besagte, dass meine Bindung an meine Königreiche noch intakt war – eine Bindung, die sich, wie mir jetzt wieder einfiel, in der letzten Zeit taub angefühlt hatte. Ich hatte es der Entfernung oder eben Jasmines Obhut zugeschrieben.

»Doch nicht etwa wegen Jasmine, oder? Also weil das Land sie nicht akzeptiert hat?«

»Du begreifst immer noch nicht, Eugenie. Es ist *überall* Winter. In deinen Reichen. Bei Dorian. Überall.«

»Bei Dorian ...«

Das ließ mich endgültig begreifen. Trotz Rolands Worten neigte ich immer noch dazu, mir die Schuld für die Plage zu geben, die über meine Lande gekommen war. Das Leid anderer Reiche konnte schwachen Monarchen zugeschrieben werden. Aber Dorian? Dorian war stark. Seine Bindung an sein Königreich war felsenfest; er hatte die absolute Kontrolle darüber. Wenn es überhaupt einen Monarchen gab, der sein Land auch im unwahrscheinlichsten Fall schützen konnte, dann Dorian, dicht gefolgt von Maiwenn.

»So ein Mist«, sagte ich. »Das haben sie also von mir gewollt, richtig? Dorian und Maiwenn haben neulich Volusian mit einer Botschaft zu mir geschickt, und ich habe ihn

weggeschickt. Ich dachte, sie hätten irgendwas vor, aber das hatten sie gar nicht – stimmt's? Sie wollten nur, dass ich davon erfahre.«

»Höchstwahrscheinlich. Aber davon wusste ich noch nichts. Dorian hat sich nur kürzlich mit mir in Verbindung gesetzt und wollte, dass ich hinüberkomme und es mir selbst ansehe. Dann hat er mich angefleht, dich wissen zu lassen, was sich da abspielt.«

»Dorian fleht doch niemanden an«, sagte ich leise und konnte es immer noch nicht fassen.

Roland starrte mit besorgter Miene in die Schatten. »Unter normalen Umständen hätte ich es dir gar nicht erzählt. Aber eine solche Kälte übersteht man kaum, und wer sie übersteht, hat nichts zu essen. Du kennst meine Einstellung zu den Feinen. Bloß als ich das alles mit eigenen Augen gesehen habe ... das Sterben und das Leid. Na ja. Keine Ahnung, Eugenie. Ich habe nicht viel für die Feinen übrig, aber so etwas sollte niemand durchmachen müssen. Nicht mal sie.«

Ich ließ mich ins Gras sinken. Meine Lande. Meine Reiche litten ... litten jetzt schon eine ganze Weile ... und ich hatte es nicht gemerkt. Die Intrigen der Anderswelt konnte ich hinter mir lassen. Vielleicht konnte ich sogar meine Feinde hinter mir lassen. Aber die Lande und ich, wir gehörten zusammen. Ich trug Verantwortung für sie, und ich hatte sie im Stich gelassen.

»Ich habe keine Ahnung, was ich da unternehmen kann«, sagte ich. »Selbst wenn ich zurückgehe ... Ich meine, wenn Dorian und Maiwenn nichts ausrichten konnten, dann kriege ich es vielleicht auch nicht hin.«

»Sie erwähnten irgendwas von wegen Kräfte vereinen, um den Zauber zu brechen ... Ich habe das aber wirklich nicht weiter verfolgt.« Rolands Tonfall legte nahe, dass er zwar vielleicht Mitleid mit den Feinen hatte, aber von ihrer Magie trotzdem nichts hielt. »Dorian hat auch eine gewisse Vorstellung, wer hinter dem Ganzen stecken könnte.«

Natürlich hatte er die. Seine magischen

Anstrengungen mochten sich als wirkungslos erweisen, aber deshalb drehte er noch lange nicht Däumchen. Er würde versuchen, dieses Rätsel aufzuklären. Meine Kenntnis der Lage war begrenzt, aber ich versuchte mir vorzustellen, in welche Richtung seine Gedanken wohl gingen. Mir fiel wieder ein, dass Roland gesagt hatte, einige entferntere Königreiche wären nicht betroffen.

»Welche Länder sind denn von der Plage verschont geblieben?«, fragte ich. »Du meinst doch, einigen geht es gut.«

»Unter anderem das Eibenland«, sagte Roland und guckte verblüfft, als ich aufsprang.

»Das ist das, von dem Dorian denkt –«

»– dass es dahinterstecken könnte?«, riet ich.

»Woher wusstest du das?«

»Weil ich, auch wenn ich es nur ungern zugebe, weiß, wie Dorian denkt. Wenn einige Gegenden betroffen sind und andere nicht, dann würde ich mir auch diejenigen anschauen, die nicht betroffen sind.«

»Das hat Dorian auch gesagt.« Roland wirkte wenig erfreut, dass ich wie Dorian denken konnte, und ich konnte sein Missfallen absolut verstehen. »Aber das ist noch nicht alles. Anscheinend verdienen sie dort kräftig mit Lebensmitteln. Ihr Land und wohl auch ihre ... was, Satellitenstaaten? ... können weiterhin Nahrungsmittel anbauen und herstellen, und sie haben keine Skrupel, es den betroffenen Ländern zu sehr gepfefferten Preisen zu verkaufen.«

Ich war fassungslos. »Das ist ja entsetzlich.« Roland zuckte mit den Schultern. »Einige Monarchen zahlen eben lieber, als dass sie ihr Volk leiden sehen. Und das ist immer noch besser als die Alternative ...«

Sein Tonfall ließ mich ruckartig aufsehen. »Welche Alternative?«

»Stehlen.«

»Vom Eibenland?« Ich konnte Diebstahl in keiner Weise gutheißen, war aber überrascht, dass Roland sich Gedanken machte, wenn die einen Feinen den anderen etwas klauten.

»Nein«, sagte er. »Den Menschen. Ein paar Feine haben in unserer Welt Lebensmittelläden und Supermärkte geplündert.«

Mir fiel die Kinnlade herunter und keine Antwort ein. Ich wusste es besser, als schon wieder »Das kann nicht sein« zu sagen, aber es war trotzdem kaum zu glauben. »Wenn es zu Plünderungen durch Elementare gekommen wäre, hätte ich doch wohl davon gehört. Die sind ja nicht gerade leise und unauffällig, und es gibt nur eine Handvoll Feine, die in ihrer richtigen Form herüberkommen können.« Einer davon war Dorian, aber ich wusste mit absoluter Gewissheit, dass er sich nie dazu herabgelassen hätte.

»Mehr als eine Handvoll braucht es ja nicht«, sagte Roland. »Und genau die machen das auch – nicht die Elementare. Einer davon ist dieser Junge, den ich da neulich im Vogelbeerland gesehen habe ... dessen Schwester überfallen worden ist. Du kennst

ihn, oder?«

»Pagiel? Nein. Ganz bestimmt nicht. Er würde nie ... *nein*.« Bloß stand das durchaus noch zur Debatte. Pagiel war problemlos dazu in der Lage, ohne Einschränkungen zwischen den Welten zu wechseln. Ich wusste zwar, dass er einer von den Guten war, aber er engagierte sich auch unbedingt und leidenschaftlich, wenn er an etwas glaubte. Er hatte sowohl bei meiner als auch bei der Verteidigung seiner Schwester deutlich gezeigt, dass ihn Gefahren nicht schreckten, wenn es darum ging, das Richtige zu tun. Und am allerleichtesten würde sich sein Impuls zu edlen Taten doch wohl auslösen lassen, wenn es galt, das hungernde Volk satt zu bekommen, oder?

Ja, Pagiel als eine Art Robin Hood aus der Anderswelt lag absolut im Bereich des Möglichen. Mit seinen Kräften zur Beherrschung von Wind und Luft konnte er außerdem –

»Ach du lieber Gott.« Mir fiel der Bericht über

diesen merkwürdigen Einbruch wieder ein.
»Neulich kam da was über einen
Lebensmittelladen in Tucson im Fernsehen.
Das war er, oder?«

»Ja«, sagte Roland. »Zusammen mit ein
paar Kumpanen. Ein Gutes hat die Sache:
Sie sind ziemlich schnell und effektiv. Wenn
sie irgendwo zuschlagen, kriegen die meisten
Menschen gar nicht mit, was läuft; darum gibt
es noch keine Massenhysterie wegen
übernatürlicher Vorkommnisse – noch nicht.
Und das ist genau der Punkt ...«

Ich sah ihn an. Sein Gesicht war hart und
zugleich voller Traurigkeit. »Was ist?«, fragte
ich.

»Weißt du, wie schwer es mir gefallen ist, zu
dir zu kommen? Ich hatte mir geschworen,
dass mich nichts hier herausbringen würde ...
ganz egal, wie viele dieser Mistkerle an
meine Tür klopfen oder mich dazu bringen
wollen, dass ich ihnen verrate, wo du bist.«

Ich fragte mich, wie viele es wohl gewesen
waren, und verzog das Gesicht.

»Ich war fest entschlossen, mich an den Plan zu halten«, fuhr Roland fort. »Komme, was wolle – so lange es zu deiner Sicherheit eben nötig sein würde ... und dann passiert auf einmal *das*. Das hätte ich nie vorhersehen können.«

»Ich glaube, das konnte niemand«, sagte ich sanft. Roland war normalerweise unerschütterlich; es war hart, ihn jetzt so aufgewühlt zu erleben.

»Als ich diese Leute gesehen habe und was sie durchmachen ... es hätte mich fast dazu gebracht, sofort zu dir zu kommen. Als ich dann rausgefunden habe, was dieser Junge gerade so treibt ... na, das hat es besiegelt. Wir dürfen das nicht zulassen, Eugenie. Du weißt, dass wir das nicht dürfen. Wenn andere Feine mitbekommen, was er da treibt, und begreifen, dass sie auch einfach kommen und sich nehmen können, was sie brauchen – du kannst dir vorstellen, was für ein Chaos daraus folgen würde. Das Schlimmste daran ist, dass ich auf eine

verdrehte Art verstehe, warum er das macht. Er ist noch jung. Er sieht ein Problem, und er versucht, es zu lösen. Gott stehe mir bei, vielleicht würde ich an seiner Stelle genauso handeln.«

Mir kam die Idee, dass Roland nicht nur aufgewühlt war, weil er mich im Exil besuchen kam oder weil Feine auf wilde Einkaufstouren gingen. Beides beunruhigte ihn, aber das eigentliche Problem war, dass seine Weltsicht erschüttert worden war. Er hatte sein ganzes Leben lang als Schamane gearbeitet, war zwischen den Welten gewechselt und hatte diejenigen ausgeschaltet, die nicht hierhergehörten. Er hatte noch nie eine gute Meinung über die Feinen gehabt, erst recht nicht nach der Entführung meiner Mutter und nachdem ich später in magische Intrigen verwickelt worden war. Doch nun brachte ihn eine merkwürdige Verkettung von Ereignissen plötzlich zu der Erkenntnis, dass die Feinen auch nur Menschen waren.

Ganz egal in welchem Alter – wenn die ureigensten Überzeugungen dermaßen ins Wanken gerieten, konnte einen das ganz schön fertigmachen. Ich wusste das aus eigener Erfahrung.

Ich umarmte ihn. »Ist schon okay«, sagte ich, ohne mich erinnern zu können, dass jemals ich ihn getröstet hätte. »Es war richtig von dir, zu mir zu kommen. Es ist richtig von dir, so zu empfinden. Mir geht es genauso. Es ist schrecklich – das alles.«

Roland tätschelte mir unbeholfen den Rücken, und ich wusste, dass er sich für seine Gefühle schämte. Mit einem weiteren Seufzen trat er zurück und sah mich matt an. »Ja, aber was unternehmen wir deswegen? Ich kann diesen Jungen vertreiben, weißt du. Er schlägt jedes Mal in Tucson zu – wegen der Tore wahrscheinlich –, und ich könnte problemlos ein paar auswärtige Schamanen zusammentrommeln, die mir helfen. Bloß bringt uns ein kleiner Appell an die Vernunft vielleicht weiter.«

»Sehe ich auch so. Besonders, wenn er von mir kommt.« Es war auch besser, als dass Pagiel verbannt wurde. Unglücklicherweise war es leichter gesagt als getan, dass ich an ihn appellierte. »Ich muss zurück.«

»Eugenie –«

»Ich krieg das hin«, sagte ich mehr zu mir als zu ihm. »Dann zeige ich mich zwar, aber das wäre es wert – zumal ich ja nicht mehr schwanger bin. Aber die Sache ist die: Wenn ich hier weggehe und wieder auf der Bildfläche erscheine ...« Nun kam sie, die schreckliche Wahrheit, die in mir aufgestiegen war, seit Roland von der Plage erzählt hatte. »Wenn ich nach Tucson fahre, kann ich auch gleich in die Anderswelt wechseln, wo ich schon einmal dabei bin. Sobald ich aus der Deckung auftauche, stehe ich wieder im Freien. Wenn es irgendeine Möglichkeit gibt, mein Volk zu retten – und die anderen Völker auch –, dann sollte ich das auch machen.«

Ihm war anzusehen, dass er sich das auch

schon überlegt hatte, aber dass es ihm ganz und gar nicht gefiel. »Sie haben gerade wirklich anderes zu tun«, sagte er. »Deine Feinde. Sie würden dich wahrscheinlich in Ruhe lassen. Hauptsache, du kannst ihnen helfen.«

Ich nickte. »Ich weiß. Um mich mache ich mir auch gar keine Sorgen. Sondern um *sie*.«

»Die Zwillinge.«

Ich nickte erneut.

Seine Antwort ließ eine Weile auf sich warten. »Na ja, es ist ja so: Wir können dich hier rausschaffen, ohne dass irgendjemand in der Anderswelt mitbekommt, wo du gewesen bist. Und das bedeutet, dass auch niemand mitbekommt, wo die Zwillinge sind. Sie werden sicher sein.«

»Ich weiß«, sagte ich.

»Ja, und ...?«

In meinem Bauch sackte irgendetwas durch. »Ich möchte sie nicht verlassen, und ich könnte mich dann weder melden noch auf den neuesten Stand bringen lassen. Und wenn ich

in die Anderswelt überwechsle ... na ja, du weißt ja, wie das läuft. Man kann nicht sagen, für wie lange ich dann weg bin.« Als ich das erste Mal in der Anderswelt gewesen war, hatte es nur ein kleiner spätabendlicher Abstecher sein sollen. Aber die Sache war ausgefertigt, und am Ende hatte ich das Dornenland am Hals gehabt. »Ich will nicht von ihnen getrennt sein. Ich weiß, dass es albern ist. Sie wissen wahrscheinlich nicht mal, dass es mich gibt, aber ich kann nicht anders. Ich empfinde da einfach nur ...«

»Wie eine Mutter«, sagte er. Er legte wieder seinen Arm um mich. Anscheinend fiel es ihm leichter, selbst derjenige zu sein, der tröstete.

»Das ist es wohl«, gab ich zu. »Ich hatte nicht gedacht, dass das passieren würde. Ich habe diese ganzen Monate lang Angst vor ihnen gehabt, Angst vor dem, was mit meinem Körper passiert ... und jetzt, wo sie da sind, weiß ich gar nicht, wie ich je ohne sie sein konnte. Wie ich eben sagte, es ist albern ... zumal ich sie kaum einmal berühren durfte.«

»Es ist überhaupt nicht albern.« Einige Sekunden lang sagte er nichts. »Du musst das nicht machen, weißt du. Es ist eine Katastrophe, aber niemand erwartet von dir, dass du dich darum kümmerst.«

»Ich aber schon. Das sind meine Mitmenschen – in der Anderswelt genauso wie in Tucson. Wie könnte ich sie ignorieren und dann versuchen, meinen Kindern beizubringen, was richtig ist? Ich würde immer wissen, dass ich alle anderen im Stich gelassen habe. Wobei mein Versagen natürlich kaum ein Geheimnis bleiben wird, wenn die Feinen anfangen, regelmäßig bei uns auf Diebeszug zu gehen.« Ich lachte, obwohl es gar nicht lustig war. Ich lehnte meinen Kopf an seine Brust, wie ich es früher als kleines Mädchen getan hatte. »Ich muss das machen. Isaac und Ivy wird schon nichts passieren. Niemand weiß, dass sie hier sind, und Candace und Charles haben genug Liebe für Fünflinge. Wenn die Zwillinge entlassen werden, bevor ich zurückkomme,

dann werden sie bestens versorgt sein. Es ist bloß ...«

»Was?«, fragte er sanft.

Mir stiegen Tränen in die Augen, und ich blinzelte sie weg. »Ich hätte sie bloß gern noch im Arm gehalten, bevor ich gehe.«

»Du kannst ja noch warten. Warte, bis du sie halten darfst, und geh dann in die Anderswelt.«

Einen Moment lang war ich versucht. Nichts auf der Welt – auf allen Welten – schien wichtiger zu sein, als meinen Sohn und meine Tochter in den Armen zu halten. Aber je länger ich es aufschob, mich um die Plage zu kümmern, desto mehr Leute mussten leiden. Außerdem hatte ich das beunruhigende Gefühl, dass ich, wenn ich noch länger wartete, dann erst recht nicht aufbrechen würde. Mein Leben hier war geruhsam und behaglich gewesen, was mir gutgetan hatte. Was ich gebraucht hatte. Was die Zwillinge immer noch brauchten. Hierzubleiben und ein angenehmes, unkompliziertes Leben mit

ihnen und den Reeds zu führen, würde ganz leicht sein. Ich konnte mich in dieses Leben fallen lassen und nie wieder zurückschauen ...

»Nein«, sagte ich. »Je früher ich mich um diese Plage kümmere, desto früher kann ich wieder bei Isaac und Ivy sein.«

Roland drückte mich. »Es tut mir leid für dich, Eugenie. Ich bin stolz auf dich, aber es tut mir auch schrecklich leid für dich.«

»Das braucht es nicht.« Ich entzog mich ihm sanft. »Ich tue das Richtige. Aber bevor wir fahren, haben wir noch etwas zu erledigen.«

Er sah mich neugierig an. »Was denn?«
Ich nahm seine Hand und zog ihn mit.
»Komm und lern deine Enkel kennen.«

KAPITEL 11

Die Zwillinge zurückzulassen, war sogar noch härter, als ich gedacht hatte. Und ehrlich, ich hatte mich darauf eingestellt, dass es richtig hart werden würde.

Es war das eine, mit Roland über persönliche Opfer zu reden, wenn ich gerade nicht bei Isaac und Ivy war und mich die Vorstellung beflügelte, die Anderswelt zu retten und Pagiel davon abzubringen, bei uns auf Diebeszug zu gehen. Diese Entscheidung aber in die Tat umzusetzen, erwies sich bei Licht betrachtet als etwas ganz anderes – zumal dann, wenn ich gerade wieder im Krankenhaus war. Dass das Personal dort mich ansah, als hätte ich den Verstand verloren, war auch nicht hilfreich. Ich wusste, sie konnten sich absolut keinen familiären Notfall vorstellen, der es gerechtfertigt hätte, meine beiden auf ihre Brutkästen angewiesenen Kinder zurückzulassen. Die

Schwestern sagten nichts dazu, jedenfalls nicht zu mir – aber ich war mir sicher, in ihren Blicken Missfallen lesen zu können.

Oder vielleicht war es auch nur Projektion.

Die Reeds konnten es ebenfalls nicht fassen, aber sie hatten genug Vertrauen in Roland und mich, um davon auszugehen, dass es schon ein wichtiger Grund war, der mich wegführte. Meine Abreise wurde vor allem dadurch verzögert, dass ich einen Haufen Papierkram bewältigen musste, um Charles und Candace während meiner Abwesenheit zu Vormunden der Zwillinge zu erklären. Es war davon auszugehen, dass die Zwillinge vor meiner Rückkehr entlassen werden würden; darum brauchten Charles und Candace eine Erlaubnis, die beiden mit zu sich nach Hause zu nehmen. Jedes Mal, wenn ich das Gespräch auf Geld brachte, weil ich ihnen dabei helfen wollte, die Kosten zu decken, die eine solche Unternehmung nach sich ziehen würde, wollte mir niemand zuhören.

»Unsinn«, rief Candace, als wir eines Tages

in der Cafeteria des Krankenhauses zu Mittag aßen. Ich hatte gerade, bestimmt zum zehnten Mal, die Idee von Roland und mir auf den Tisch gebracht, dass wir uns die Ausgaben für die Zwillinge teilten. »Ich will nichts davon hören. Was sind schon ein paar Babysachen ab und zu? Das kostet nicht die Welt.«

Fast hätte ich ihr geglaubt, bloß lag bei ihnen zu Hause ein Buch mit dem Titel *Alles, was ein Baby wirklich braucht* herum, mit einer von Candace geschriebenen Einkaufsliste darin. Vor den meisten Sachen – und es waren deutlich mehr als »ein paar« gewesen – hatte 2 x gestanden, was mich in keiner Weise beruhigte.

»Da kommt einiges zusammen«, hielt ich dagegen. »Das können Sie doch unmöglich alles bezahlen –«

»Woher wollen Sie wissen, was wir alles bezahlen können? Kümmern Sie sich mal schön um diese unaufschiebbaren Angelegenheiten und sehen zu, dass Sie rasch wieder zurückkommen. Den Rest

erledigen wir. Um die Kleinen brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen.«

Bloß war es unmöglich, mir keine Sorgen über sie zu machen. Ganz egal, wie oft ich mir sagte, dass die Zwillinge nicht mehr in unmittelbarer Gefahr waren und einfach bloß noch ihre Zeit im Brutkasten hinter sich bringen mussten, ich hatte ständig Angst, dass die Ärzte irgendwas übersehen hatten. Und obwohl ich keinerlei Zweifel an der liebevollen Fürsorge der Reeds hegte, malte ich mir trotzdem die schlimmsten Katastrophen aus. Schließlich hatte Candace einen gefährlichen Job. Wenn ihr nun etwas zustieß? Würde Charles sich dann allein um die Kinder kümmern können? Würden Evan und er zusammenziehen müssen, um die Zwillinge zu versorgen, wie in irgendeiner verrückten Sitcom?

Solche Vorstellungen sorgten dafür, dass ich meine Abreise ständig noch einen Tag hinauszögerte, bis Roland mich eines Nachmittags in Candaces Arbeitszimmer rief.

Er hatte gerade auf ihrem Computer seine Mails gecheckt und winkte mich zu sich. »Schau dir das mal an«, sagte er und wechselte auf eine News-Webseite.

Ich beugte mich über seine Schulter, und mir wurde ganz anders. »Au verflucht«, schimpfte ich. Der Bericht handelte von einer Gruppe Randalierer, die einen Bauernmarkt in Phoenix überfallen und geplündert hatten – zu Pferd. Der Bericht und die Zeugenaussagen waren genauso lückenhaft wie neulich der Fernsehbericht über den Einbruchdiebstahl in Tucson, aber für mich stand fest, dass die Täter aus der Anderswelt kamen. Ein Bauernmarkt unter freiem Himmel war wahrscheinlich genau das Richtige für sie. Leichter Zugang, kein Schnickschnack, nur Nahrungsmittel. »Die sind doch bestimmt nicht von Tucson nach Phoenix geritten?«

»Unwahrscheinlich«, sagte Roland und lehnte sich mit einem Seufzen in dem Stuhl zurück. »Zumal sie sich laut Zeugenaussagen anscheinend in Luft aufgelöst haben. Ich gehe

davon aus, dass sie ein neues Tor benutzen. In der Gegend kenne ich ein paar.«

Ich nickte und versuchte, meine geistigen Landkarten beider Welten übereinanderzulegen. »Im Weidenland gibt es eins, das nach Phoenix führt. Wenn die Feindseligkeiten wirklich beigelegt sind, dann lässt Maiwenn Pagiel es auch sicher benutzen.« Ich setzte mich im Schneidersitz auf den Boden und war einen Moment lang total stolz, wie schnell ich meine Beweglichkeit zurückgewonnen hatte. »Ich frage mich, ob wir froh sein sollten, dass Tucson nicht das einzige Ziel darstellt – oder besorgt, dass Pagiel seine Aktionen auf andere Tore und Städte ausdehnt.«

»Wir sollten besorgt sein, dass es immer noch zu diesen Überfällen kommt, und Punkt. Wenn du immer noch vorhast, wegzugehen, dann sollten wir langsam los.« Sein Tonfall war hart, geschäftsmäßig, aber in seinem Blick stand Mitgefühl.

»Ich habe es immer noch vor«, sagte ich

traurig. »Alles ist bereit. Wenn du uns für morgen einen Flug buchen kannst, dann bin ich bis dahin reisefertig.« Das war nicht gelogen, aber es klang so endgültig, dass ich es kaum fassen konnte.

Roland buchte. Candace und Charles schickten uns mit einem riesigen Abschiedsessen, bestehend aus Hähnchen und Knödeln, davon, aber für dieses eine Mal ging es weniger ums Essen als vielmehr darum, das mit Isaac und Ivy in trockene Tücher zu bekommen. Am Morgen fuhren Roland und ich extra früh los, damit wir noch ein letztes Mal im Krankenhaus vorbeischaun konnten. Keine Ahnung, ob das Timing einfach Glück war oder ob das Personal Mitleid mit mir hatte, aber die Schwester verkündete, dass die Zwillinge inzwischen so weit waren, dass wir sie ruhig einmal halten konnten.

Ich konnte mein Glück kaum fassen. Die Beatmungsgeräte waren weg, aber es gab immer noch jede Menge Kabel und

Schläuche, auf die es zu achten galt, was das Ganze zu einem heiklen Balanceakt machte. Roland und ich bekamen jeder einen Zwilling auf den Arm, und nach einer Weile tauschten wir. Als ich auf Isaac hinabschaute, stockte mir der Atem. Er war natürlich immer noch ein Fröhchen, aber er hatte Gewicht zugelegt und sah viel mehr wie ein Baby aus als bei seiner Geburt. Jetzt, wo die beiden sich ein bisschen entwickelt hatten, stand für mich erst recht fest, dass sie nach mir und nicht nach Kiyo kamen. Und das war auch gut so, denn sie trugen meinen Nachnamen und würden nie irgendwelchen Kontakt zu ihm haben.

Isaac schlief die ganze Zeit, während ich ihn hielt, und machte die kleinen Bewegungen und Schmatzlaute, die Säuglinge im Schlaf so machen. Er wirkte sehr zufrieden, und ich fragte mich erneut, ob er meine Gegenwart irgendwie mitbekam. Vielleicht war es naiv gewesen, mir das auszumalen, als ich noch auf der anderen Seite der Scheibe gewesen war, aber jetzt, in meinen Armen, da musste

er doch bestimmt irgendeine Art unterbewusste Verbindung spüren ... oder?

So viel ist deinetwegen schon passiert, dachte ich. *Eine Welt wäre fast für dich in den Krieg gezogen, und ich musste mein Leben ändern, damit du sicher bleibst.* Aber das war es wert gewesen, und ich wagte die Hoffnung, dass die Tragödie, die sich gerade in der Anderswelt abspielte, ihren Bewohnern vielleicht einen neuen Sinn für Solidarität einimpfte, der die Prophezeiung des Sturmkönigs wie eine bedeutungslose Fantasterei aus der Vergangenheit erscheinen ließ. Ich hatte keine Ahnung, ob ich meine Kinder je in die Anderswelt würde bringen wollen, aber ganz egal, wo sie waren, ich wollte, dass sie in Frieden leben konnten, ohne unter Krieg oder Prophezeiungen zu leiden.

Ivy war sogar wach, eine seltene Freude. Sie hatte dunkelblaue Augen, und man hatte mir gesagt, dass wir noch ein bisschen würden warten müssen, um zu sehen, welche ihre

endgültige Augenfarbe war. Ich hoffte, sie würden violett sein wie meine und den Trend fortsetzen, dass die Zwillinge nicht Kiyo ähnelten.

Der Besuch war viel zu kurz. Ich wollte die Zwillinge endlos weiter mit Roland tauschen und mir jede kleine Einzelheit ihrer Gesichter einprägen. Aber sowohl die Frühchenstation als auch unsere Fluggesellschaft hatten feste Zeitpläne, die es einzuhalten galt, und so mussten wir Isaac und Ivy schließlich wieder zurück in ihre warmen, geschützten Behausungen geben. Ich hatte einen Kloß im Hals und war kaum aus der Säuglingsstation wieder draußen, als ich Evan in der Halle entdeckte, wo er geduldig an der Wand lehnte. Ich blieb stehen, und Roland räusperte sich.

»Ich hol den Wagen und warte vorn auf dich, okay?«, sagte er.

Ich nickte, als er ging, und schlenderte zu Evan hinüber. »Was machst du denn hier?«, fragte ich. »Aber schön, dich zu sehen.«

Evan richtete sich auf und schenkte mir sein freundliches Lächeln. »Ich wollte dich sehen. Tut mir leid, dass ich gestern Abend nicht kommen konnte – wir hatten einige späte Termine in Sachen Schulanfang, die ich nicht versäumen durfte. Darum wollte ich dich unbedingt noch erwischen, bevor du abreist.«

»Da bin ich aber froh«, sagte ich und konnte über meinen Gefühlswirrwarr nur staunen. Ich war immer noch ganz aufgedreht wegen meines Besuchs bei den Zwillingen, und jetzt Evan zu sehen, wühlte mich nur noch mehr auf. »Ich hätte es schrecklich gefunden, abzureisen, ohne Lebewohl zu sagen.«

»Na ja. Es ist ja kein Abschied für immer, oder? Du kommst doch wieder zurück.«

»Klar. Ich weiß bloß noch nicht, wann.«

»Na, du weißt ja, dass wir uns um alles kümmern werden, also brauchst du dir keine Sorgen zu machen.«

Ich lachte. »Du hörst dich genauso an wie deine Tante und dein Onkel. Candace erzählt mir das auch ständig.«

»Ich sag nur, wie es ist.« Er zuckte mit den Schultern. »Mir ist klar, dass du nicht ohne guten Grund wegfährst. Also kümmere dich um das, was du machen musst, und denk daran, dass wir hier alle für dich da sind – und für sie.« Er nickte in Richtung Frühchenstation.

»Ich weiß ... und es tut mir leid ... es tut mir leid, dass ich gehen muss ...«

Evan streckte die Hand aus, legte die Finger unter mein Kinn und schob es sanft nach oben, sodass ich ihn ansehen musste. »Wofür entschuldigst du dich? Du hast doch nichts falsch gemacht.«

Konnte sein. In Wahrheit wusste ich selber nicht, warum ich mich entschuldigte. Aus einer Vielzahl von Gründen vermutlich. Ich fühlte mich schlecht dabei, Isaac und Ivy zurückzulassen. Ich fühlte mich schlecht dabei, Evan zu verlassen.

»Ich hab einfach das Gefühl, dass ich alle im Stich lasse.«

»Im Stich würdest du uns lassen, wenn du

abreisen würdest, ohne Vorkehrungen für deine Kinder getroffen zu haben oder wenn du einfach nur aus einer Laune heraus abhauen würdest. Beides ist nicht der Fall.«

Mir kam wieder der abgedroschene Gedanke, wie einfach das Leben hier sein würde, bei ihm. Damit meinte ich nicht das einfache Leben aus den Hinterwäldlerwitzen, die ich gerissen hatte, bevor ich hierhergekommen war. Sondern das Leben bei dieser Familie, diesen Leuten mit ihrer bedingungslosen Liebe und ihrer Bereitschaft, jeden seine eigene Wahl treffen zu lassen. Das Leben ohne Politik und Intrigen.

Ich nahm Evans Hand und drückte sie. »Danke. Für alles. Ich weiß das wirklich zu schätzen.«

Er sah mich fragend an. »Für was alles? Dass ich dich mit zum Angeln genommen habe?«

»Ja, zum Beispiel. Und für die vielen kleinen Sachen, die du mit mir unternommen hast. Du

ahnst ja gar nicht, wie viel mir das alles bedeutet hat – wie sehr ich es gebraucht habe.«

»Tja, also, puh«, sagte er und wurde richtig süß nervös. Ich glaube, er wurde sogar ein bisschen rot. »Ich hab mir nur Sorgen gemacht, dass du dich langweilen würdest, so den ganzen Tag allein im Haus. Wenn ich gewusst hätte, wie wichtig es dir ist, hätte ich dich einmal richtig ausgeführt.«

Ich lachte wieder und gab ihm einen raschen Kuss auf die Wange. »Das hast du doch, glaub mir. Unzählige Male.«

Er wurde noch röter. »Davon weiß ich nichts. Aber wenn du zurückkommst, na ja ... vielleicht könnten wir dann ...«

»Vielleicht.« Ich trat zurück. Selbst jetzt passte er immer noch auf, mich nicht zu sehr zu drängen. »Danke noch mal ... und danke wegen, na ja, wegen ihnen.« Ich zeigte nach hinten zur Frühchenstation. »Ich weiß, dass du dich genauso um sie kümmern wirst wie deine Tante und dein Onkel.«

Evan lächelte. »Wenn es um die beiden geht, gibt es nichts zu danken.«

Unser Abschied machte es mir etwas leichter, die Zwillinge zurückzulassen, aber als Roland und ich unsere Heimreise antraten, gab es nun einige neue Gründe für mich, melancholisch und schwermütig zu sein.

Nach ein paarmal Umsteigen kamen wir schließlich am frühen Abend in Tucson an. Zum ersten Mal seit Langem gestattete ich mir, meine Aufmerksamkeit auf etwas zu richten, das nicht mit den Zwillingen zusammenhing. Tucson. Wie lange war ich nicht mehr hier gewesen? Selbst vor meiner Zeit in Huntsville hatte ich meiner Heimatstadt aus der Furcht vor Attentätern aus der Anderswelt fernbleiben müssen. Als ich nun auf die Sonora-Wüste schaute, die die Stadt umgab, gebadet in den Rot-und Orangetönen des Sonnenuntergangs, da stieg Freude in mir auf. *Zu Hause*. Tucson hatte vielleicht nicht den magischen Sog meiner Reiche, aber ich sehnte mich trotzdem danach.

Meine Mutter schrie auf vor Freude, als Roland und ich das Haus der beiden betraten. Sie kam angelaufen und umarmte mich fest. Ich glaubte, ein unterdrücktes Schluchzen zu hören, und hoffte, dass sie nicht anfangen zu weinen, weil ich dann bestimmt auch angefangen hätte. Eine ganze Weile hielt sie mich nur fest, als ob sie Angst hatte, dass ich mich in Luft auflöste, sobald sie losließ. Als sie schließlich zurücktrat, musterte sie mich kurz und fragte: »Was ist passiert?« Ich hatte noch nicht ganz wieder meine alte Figur, aber es war ziemlich eindeutig, dass ich nicht mehr schwanger war.

»Du bist Großmutter geworden«, sagte ich, um die Sache abzukürzen.

Da meine Mom den Eindruck machte, gleich ohnmächtig zu werden, setzten wir uns alle an den Küchentisch, um zu rekapitulieren, was passiert war. Roland und ich hatten jede Menge Digitalfotos, die wir ihr zeigen konnten, und meine Mutter beugte sich mit einem Staunen im Gesicht, das sicher dem

meinen entsprach, darüber. Sie befragte uns in aller Ausführlichkeit über den Gesundheitszustand der Zwillinge und die Qualität des Krankenhauses und legte dann mit Erkundungen über die Reeds los.

Zu ihrer eigenen Sicherheit sagte ich meiner Mutter nicht, wo die Reeds wohnten. Als ich das Ehepaar beschrieb, hatte ich einen Moment lang das befremdliche Gefühl, dass sich das Ganze anhörte wie eine Art Märchen aus der Wirklichkeit. Zwei Kinder, die versteckt bei einem kinderlosen Paar lebten, nur um später zu erfahren, dass sie die Abkömmlinge einer Feenkönigin waren.

Sobald sich meine Mutter davon überzeugt hatte, dass die Zwillinge anständig versorgt wurden, ging sie zu mütterlicheren Themen über. »Musstest du die Arme denn wirklich Ivy nennen? Das ist doch ein richtiger Hippie-Name.«

Ich verdrehte die Augen. »Es ist ein schöner Name. Und er klingt gut zusammen mit Isaac.«

Meine Mutter sah mich skeptisch an. »Na ja. Das würden Isabelle und Irene auch.«

Es stand außer Frage, dass ich bei ihnen übernachten würde, aber ich wusste, dass das wahrscheinlich die längste Zeit war, die ich in Tucson bleiben konnte. Wenn meine Mutter gekonnt hätte, hätte sie mich für immer dabehalten, aber Roland und ich wussten, dass ich meinen Wechsel in die Anderswelt nicht viel länger hinauszögern durfte. Ich brauchte nur noch Wintersachen. Als ich ihm sagte, dass ich am nächsten Tag meinen Daunenanorak von zu Hause holen wollte, schüttelte er den Kopf.

»Du wirst mehr als nur den brauchen«, sagte er düster. »Du brauchst eine komplette Ausrüstung. Schals, Handschuhe, Stiefel. Und haufenweise Sachen für darunter.«

»Aber in Tucson ist Sommer«, erinnerte ich ihn nur für den Fall, dass er nicht gemerkt hatte, was draußen vorm Fenster so los war. »Wo soll ich das alles denn herkriegen?« Tatsächlich gab es im Winter am Stadtrand

jede Menge Geschäfte, die Skiausrüstung verkauften; bloß war dafür gerade absolut keine Saison.

»Man kriegt so was schon. Du musst nur ein bisschen suchen.«

Er hatte recht. Am nächsten Tag ging ich regelrecht auf Beutezug und klapperte die Stadt nach Sportgeschäften ab, die noch irgendwelche Wintersachen anboten. Secondhandläden hatten auch einiges zu bieten, Pullis etwa. Ich war immer noch voll auf dem Tucson-Nostalgietrip, daher machte es mir nichts aus, wild durch die Gegend zu fahren. Ich schaffte es, mir alle vertrauten Ecken anzuschauen, die ich vermisst hatte, und zum Mittagessen kehrte ich sogar in einem meiner liebsten kleinen Restaurants mit der Küche des Südwestens ein.

Am späten Nachmittag fuhr ich die Ausläufer der Catalina Mountains rauf zu mir nach Hause. Wie alles andere hier hatte ich auch das Haus seit Monaten nicht gesehen. Ich fuhr in die Auffahrt und saß noch mehrere Minuten

im Auto und nahm den vertrauten Anblick in mich auf. Das Haus war noch genauso wie bei meiner Abfahrt, mit seinen Stuckverzierungen und dem Steingarten von einem Rasen. Groß war es nicht, es hatte nur zwei Schlafzimmer, aber für meine Bedürfnisse bot es mehr als genug Platz. Außerdem war es *mein* Haus, meine persönliche Zuflucht – auf eine Weise, die nicht einmal Burgen in der Anderswelt bieten konnten, weil dort ständig Leute kamen und gingen.

Ich hatte mir den Schlüssel von meinen Eltern geben lassen und schloss auf, heilfroh, dass die Schlösser nicht ausgetauscht worden waren. Ich hatte das Haus in der Obhut meines alten Mitbewohners gelassen, Tim. Er war nicht der Typ für radikale Veränderungen, aber da während meiner Abwesenheit vielleicht irgendwelche ungebetenen Gäste aus der Anderswelt aufgekreuzt waren, hätte es mich nicht gewundert, wenn Tim zusätzliche Sicherheitsvorkehrungen getroffen

hatte.

Aber als ich in meine Küche trat, blieb ich mit einem Ruck stehen und wünschte mir, ich hätte eine Waffe mitgenommen. An meinem Küchentisch saß ein Fremder.

Er trug einen strengen grauen Anzug und hatte kurze, sauber geschnittene schwarze Haare. Sein Gesicht war von mir abgewandt, während er in einem Aktenkoffer auf dem Tisch wühlte.

»Wer zum Teufel sind Sie?«, fragte ich schneidend.

Er zuckte zusammen und fuhr herum; in seinem Gesicht stand dieselbe Panik, die auch ich empfand. Nach einem kurzen Mustern jedoch machte er große Augen und entspannte sich.

»Eug?«

Ich starrte ihn an und fragte mich, woher dieser Kerl meinen Namen wusste. Dann ... schnallte ich es. Mir fiel die Kinnlade herunter.

»*Tim*? Bist du das?«

Er grinste mich an und lehnte sich auf seinem

Stuhl zurück. »Na klar bin ich das, wer denn sonst?«

Ich war sprachlos und konnte nicht gleich antworten. »Aber du ... du trägst eine Krawatte.«

Er sah an sich hinab und starrte das paisleygemusterte Seidenmonster um seinen Hals finster an. »Ja, nervt total, aber in meinem Job gibt es eine Kleiderordnung.«

»In deinem ... Job?« Ich hatte das Gefühl, in irgendeine alternative Realität übergewechselt zu sein, und musste mich setzen, um nicht aus schierem geistiger Überforderung ohnmächtig umzufallen.

»Aber hallo«, sagte er mit gespielter Begeisterung. »Ich bin ein produktives Mitglied der Gesellschaft.«

»Du hast dir die Haare abgeschnitten.« Ich hatte nichts anderes mehr drauf, als das Offensichtliche zu konstatieren.

»Ebenfalls ein Joberfordernis.« Er strich sich geistesabwesend über die Haare und strahlte plötzlich. »Aber ich darf meinen Kopfschmuck

tragen.«

»Deinen Kopfschmuck?«

Er sprang wieder auf und verschwand im Flur Richtung Schlafzimmer. Während er weg war, sah ich mich um, suchte nach weiteren Anzeichen dafür, dass ich in eine Parallelwelt getreten war. Denkste. Alles andere war noch genauso. Kurz darauf kehrte Tim zurück, in den Händen einen kompletten gefiederten Kopfschmuck der Lakota, der fast bis zum Boden reichte. Er setzte ihn auf und grinste mich triumphierend an.

»Siehst du?«

Ich musterte ihn von oben bis unten, ließ den Gegensatz von Geschäftsanzug und Federn auf mich wirken. »Wo genau arbeitest du denn?«

»Ich verkaufe Autoversicherungen.«

»Und du darfst so während der Arbeit rumlaufen?«

Er setzte sich wieder hin, behielt die Federhaube aber auf dem Kopf. »Man ermuntert uns sogar dazu. Die Firma

unterstützt das Ideal eines kulturell vielfältigen Arbeitsumfelds und stellt so viele Minderheiten ein, wie sie kann. Und es gibt zwar eine Kleiderordnung, aber man legt großen Wert darauf, dass die Minderheiten ihr einzigartiges kulturelles Erbe auch zeigen. Indem ich das hier trage, bringe ich in den Betrieb ein gewisses indianisches Element ein.«

»Aber Tim ... du bist kein Indianer.«

Das war jetzt wenigstens einigermaßen vertrautes Gelände. Tim, der auf dem Arbeitsmarkt wenig hermachte, hatte den Großteil seines Leben damit verbracht, das zu vermarkten, was er hatte: Haare, Hauttönung und Gesichtszüge, die für Leute, die es nicht besser wussten, indianisch aussahen. Er hatte diverse Stammesangehörigkeiten durchgespielt – und sich dabei zumeist auf nicht im Südwesten lebende Stämme beschränkt, um Ärger mit den hiesigen Indianern zu vermeiden –, wobei es ihm vor allem darum

gegangen war, Frauen ins Bett zu kriegen und seine miserablen Gedichte zu verkaufen.

»Das hat mich früher auch nicht abgehalten«, sagte er sehr passend zu dem, was mir durch den Kopf ging.

»Ja, aber wenn es um einen Arbeitsplatz geht ... Ich meine, wenn irgendwie Geld mit im Spiel ist, dann muss man normalerweise doch Urkunden vorlegen oder so was. Und ich weiß *genau*, dass du so was nicht hast.«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich bin dermaßen authentisch rübergekommen, dass sie gar nicht erst auf die Idee gekommen sind, meinen Hintergrund zu überprüfen. Für die Stelle hatte sich auch noch jemand anders vorgestellt. Ein hundertprozentiger Apache, glaube ich, bloß hat er sich überhaupt keine Mühe gegeben, das zu unterstreichen. Sondern ist einfach bloß im Anzug da reinspaziert. Mit ordentlicher Kriegsbemalung hätte er die Stelle gekriegt und nicht ich.«

Ich ächzte. »Wahrscheinlich war er so bescheuert, sich einfach auf ... was weiß ich

... Professionalität und berufliche Kenntnisse zu verlassen. Was in aller Welt hat dich überhaupt dazu gebracht, dir einen Job zu suchen? Ich meine, ich bin beeindruckt – also nicht von diesem Lakota-Schwindel jetzt –, aber trotzdem hätte ich dir das nie zugetraut.«

»Da sind wir schon zwei.« Seine Begeisterung von eben ließ nach. »Das Ganze war Laras Idee. Sie hat gesagt, wenn du nicht da bist, dann ist es unmoralisch von mir, hier weiterhin mietfrei zu wohnen.« Tims Beitrag war es immer gewesen, den Haushalt und das Kochen zu übernehmen.

Ich spürte, wie sich ein Lächeln auf mein Gesicht stahl. »Du bist immer noch mit ihr zusammen?« Tims Beziehung zu meiner ehemaligen Sekretärin war unerwartet gekommen, hatte mich aber total gefreut. Die beiden passten scheinbar genauso wenig zusammen wie Rurik und Shaya.

»Jepp.« Tim seufzte. »Ach, was tut man nicht alles für die Liebe, Eug. Jedenfalls fand Lara, dass es nicht richtig ist, wenn die Miete nach

wie vor von deinem Bankkonto runtergeht, also habe ich mir einen Job besorgt, und sie hat den Dauerauftrag für dein Konto gelöscht oder so. Jetzt zahlen wir die Miete.«

»Dann wohnt sie jetzt hier«, schlussfolgerte ich. Dass Lara in der Lage gewesen war, meine Mietzahlungen zu stoppen, überraschte mich kein bisschen. Sie hatte immer mehr über meine Finanzen und Geschäftsangelegenheiten gewusst als ich. »Wo ist sie? Ich würde sie total gern sehen.«

Er warf einen Blick auf die Uhr. »Noch auf der Arbeit. Dieser Enrique gibt ihr die komischsten Arbeitszeiten, aber dafür verdient sie wenigstens anständig.« Auch das waren gute Neuigkeiten. Als ich immer weniger Aufträge angenommen hatte, hatte ich mir Sorgen um Lara gemacht und sie mit einem Privatdetektiv zusammengebracht, der jemanden fürs Büro brauchte. Anscheinend waren sie sich einig geworden. »Aber nun mal weg von uns. Wo hast du *gesteckt*? Himmel, Eug. Es ist jetzt wie lange her? Fast

ein halbes Jahr? Ich hab schon gedacht, du kommst nie mehr zurück.«

Er klang zu Recht verletzt, und mir wurde klar, dass ich mich nicht sonderlich darum gekümmert hatte, ob meine Freunde sich vielleicht fragten, wo ich abgeblieben war. Tim wusste, dass ich in der Anderswelt zu tun hatte, aber er hatte keine Ahnung, wie eingespannt ich dort war. Er hatte nicht einmal von meiner Schwangerschaft gewusst. Ich war weggegangen, bevor man sie mir hatte ansehen können.

»Ist eine komplizierte Sache«, sagte ich. »Und verfahren obendrein. Ich kann dir nicht mehr sagen, als dass ich mich um ein paar, ähm, Sachen hatte kümmern müssen und dass es für alle Beteiligten am besten gewesen ist, dass ich hier gar nicht mehr aufgekreuzt bin.«

»Ohne auch nur den kleinsten Hinweis, dass es dir gut ging?« Wieder konnte ich nicht fassen, wie viel Schmerz und Vorwurf in seiner Stimme mitschwangen.

»Entschuldige«, sagte ich. »Ich ... ich hab da gar nicht drüber nachgedacht. Ich kann ehrlich sagen, dass es sicherer für euch war, nichts zu wissen, aber ich hätte euch irgendwie eine Nachricht zukommen lassen sollen ... oder eine Notiz hinterlassen.«

»Wenn die Besucher, die wir anfangs hatten, ein Indiz dafür waren, dann verstehe ich das von wegen ›sicherer‹.«

»Besucher?« Meine Instinktreaktion vorhin war wohl doch begründet gewesen.

Er winkte ab, als wäre es keine große Sache. »Ja, eine wilde Mischung. Ich habe keine Ahnung, was das alles für Viecher gewesen sind – Lara könnte es dir wahrscheinlich sagen. Dein alter Herr kam immer her und hat sie uns vom Hals geschafft, und nach einer Weile haben sich keine mehr blicken lassen. Sie haben wohl erkannt, dass hier nichts zu holen war.«

Dass Roland das für mich getan hatte, war mir gar nicht klar gewesen; dabei hätte es mich nicht überraschen dürfen. Mit seiner

Gewissenhaftigkeit war er genau die Sorte Mensch, die an so etwas dachte. Ohne ihn wäre Tim vielleicht nicht so gleichgültig gegenüber seinen »Besuchern« gewesen.

»Aber hey, das hat sich jetzt erledigt. Alles paletti. Und jetzt lass uns mal über wichtigere Dinge reden.« Er stand auf und nahm den Kopfschmuck ab. »Was möchtest du zum Abendessen? Es ist eine Weile her, aber ich kenne deine Lieblingsgerichte noch. Wir haben sogar immer noch einen Vorrat an Milky Way.«

Ich grinste. »Dann nehme ich davon welche, aber ich fürchte, ich kann nicht bleiben. Ich muss ein paar Sachen holen und dann gleich weiter.«

Tim, der gerade den Küchenschrank hatte aufmachen wollen, erstarrte. Ihm entglitten die Gesichtszüge. »Kannst du nicht wenigstens so lange bleiben, bis Lara kommt? Sie dürfte in, ähm, einer Stunde zu Hause sein. Oder höchstens in zwei.«

Ich warf einen Blick auf die Uhr und war

selbst enttäuscht. »Ich glaube, nicht. Ich bin schon wieder auf dem Weg raus aus der Stadt und muss noch ein paar Sachen erledigen.« Abgesehen davon, dass mich meine Mom heute Abend sehen wollte, mussten Roland und ich noch die Logistik für meinen Ausflug in die Anderswelt durchsprechen.

»Mist«, sagte Tim. »Du hast es echt drauf, mit anderer Leute Gefühlen zu spielen, Eug.«

»Tut mir leid.« Ich schenkte ihm einen, wie ich hoffte, mitfühlenden Blick. »Ich werde versuchen, bald einmal wieder vorbeizuschauen. Ehrlich.« Ich fragte mich, was Tim wohl dazu sagen würde, dass ich dann vielleicht zwei Säuglinge mitbrachte.

Er nickte. »Okay. Kann ich dir wenigstens dabei helfen, die Sachen zusammenzupacken, die du brauchst?«

»Klar. Ich muss meine Wintersachen finden – also meine richtigen Wintersachen.«

Das trug mir eine hochgezogene Augenbraue ein, aber er stellte keine Fragen.

Wir fanden rasch, was ich wollte, hauptsächlich weil Tim trotz seiner diversen Marotten einen effizienten Haushalt führte und alles immer übersichtlich verstaute. Entsprechend schnell kam der Abschied. Wie bei den anderen Abschieden auch hatte ich mit Schuldgefühlen zu kämpfen. Wenigstens *brauchte* Tim mich im Gegensatz zu den anderen nicht. Und außerdem – ich konnte mich diesmal wirklich verabschieden, anstatt nur einfach zu verschwinden. Das musste doch auch was zählen.

Kurz darauf verließ ich ihn und fuhr zurück zu meiner Mutter. Wieder spürte ich diesen Schmerz in meiner Brust, als ich den herrlichen Anblick des Vorgebirges in mich aufnahm. Ich liebte diese Gegend. Darum hatte ich das Dornenland auch nach ihrem Bild geformt. Es kam mir irgendwie unfair vor, so bald schon wieder wegzufahren, aber gleichzeitig war ich ganz kribbelig vor Aufregung. Ein Teil meines Herzens hing vielleicht an Arizona, aber der Rest war

anderweitig gebunden, an einen Ort, nach dem ich mich ebenso sehr sehnte, wie ich mich nach dieser Gegend gesehnt hatte.

Morgen würde ich in die Anderswelt zurückkehren.

KAPITEL 12

Ich kam mir ein bisschen albern vor, als meine Mutter Roland und mich an einem Tor draußen in der Sorona-Wüste absetzte. Zusätzlich zu meiner Daunenjacke trug ich noch einen Rolli, ein Sweatshirt, kniehohe Stiefel, Handschuhe, Schal und Strickmütze. Roland war auch entsprechend eingepackt. Es war noch total früh, aber die Temperaturen stiegen bereits. Zum Glück waren noch keine Wanderer unterwegs, die das Spektakel, das wir boten, sehen konnten.

Ich saß auf dem Beifahrersitz, und bevor ich aussteigen konnte, nahm meine Mutter meine Hand. »Sei vorsichtig«, sagte sie. »Und bleib diesmal nicht so lange weg.«

»Bestimmt nicht«, sagte ich und hoffte, Wort halten zu können. Ich drückte ihr ein letztes Mal die Hand, und draußen sprang mich sofort die Morgenhitze an. Ich kam mir vor wie in einer Backröhre und verzog das Gesicht.

»Dann mal los.«

Roland nickte und übernahm die Führung zum Tor. Für die Nichteingeweihten sah es auch nicht anders aus als jeder andere Flecken Wüste hier. Nur wussten wir, auf welche Anzeichen es zu achten galt; wir konnten die Kraft des Tores sogar spüren. Es war ein mittelstarkes, was bedeutete, dass seine Durchquerung uns nicht allzu viel abverlangte – genau die Sorte Tor, in die herumstreunende Menschen an Hochfesten aus Versehen hineingeraten konnten. Roland sah mich ein letztes Mal fragend an.

»Dein Entschluss steht fest?«

»Klar«, sagte ich, obwohl von Entschlossenheit keine Rede sein konnte.

Wir traten hindurch, und ich hatte wieder einmal dieses beunruhigende Gefühl, lang gezogen, auseinandergerissen und wieder zusammengesetzt zu werden. Dass ich wusste, was mich erwartete, half ein bisschen, und binnen Augenblicken hatte ich mich wieder gefasst – genau in demselben

Moment, als mich eine Windböe beinahe umwarf. Ich hielt mich an der erstbesten Sache fest, die ich zu greifen bekam – Roland, wie sich herausstellte. Er stützte mich, während ich mein Gleichgewicht wiederfand und mich fassungslos umsah.

Weiß, so weit das Auge reichte. Wir standen auf einer der Hauptstraßen, die durch die Anderswelt führten. Sie war von einer Schneeschicht bedeckt, die Räder, Hufe und Füße anscheinend schon etwas flachgedrückt hatten. Ich fragte mich, ob die Straße vielleicht auch durch Magie einigermaßen freigehalten wurde, denn auf ihren beiden Seiten türmten sich Verwehungen bis fast auf Taillenhöhe auf. Die Bäume waren von Eis und Schnee überzogen. Ihre zarte, spitzenartige Erscheinung hatte fast etwas Schönes – aber zugleich auch etwas Leidendes und Trostloses. Die Bäume waren gefangen und kämpften um ihr Überleben.

Da praktisch alles von Eis und Schnee bedeckt war, fiel es schwer, in der Landschaft

etwas zu erkennen. Selbst der Himmel mit seinen weißgrauen Wolkenschleiern war eintönig. Wir konnten buchstäblich irgendwo sein. Das Weiß verschleierte die eindeutigen Merkmale, an denen sich die Reiche normalerweise leicht voneinander unterscheiden ließen; bloß war ich gar nicht darauf angewiesen. Ich wusste genau, wo wir waren.

Im Vogelbeerland.

Meine Augen konnten es nicht bestätigen, aber im Herzen wusste ich es. Ich sank auf die Knie und legte die Handflächen flach auf den Boden. Da war es, das Summen der Energie, die im Boden jedes Königreichs sang, die Energie, aus der die Bindung zwischen uns bestand. Das Land schrie nach mir, schrie um Hilfe ... und zugleich kam mir sein Rufen gedämpft vor. Als ob jemand gegen eine Scheibe schlug, die Barriere aber nicht durchbrechen konnte. Ich schaffte es auch nicht und verstand jetzt besser denn je, warum ich in der Menschenwelt nichts vom

Elend des Landes mitbekommen hatte. Das Land war nicht in der Lage gewesen, vollständig zu mir durchzudringen.

Roland berührte mich an der Schulter. »Komm, Eugenie. Wir sollten hier nicht länger bleiben als unbedingt nötig.«

Damit hatte er natürlich recht; zögernd kam ich wieder auf die Füße und stellte zu meiner Überraschung fest, dass ich am ganzen Leib zitterte. Wahrscheinlich ebenso sehr vom Schock wie von der Kälte.

»Damit hatte ich nicht gerechnet«, sagte ich und folgte ihm die Straße hinunter. »Ich meine, von der Optik her schon. Jedes Mal, wenn du die Plage beschrieben hast, hatte ich wieder diese Doku vor Augen, die ich mal über die Antarktis gesehen habe. Hier sieht's ziemlich genauso aus, bloß die Pinguine fehlen. Aber ich hab nicht damit gerechnet, dass sich das Land so anfühlt. Diese Kälte oder besser der Zauber, der sie verursacht, reicht ganz hinunter bis zum Kern des Landes. Ich hab immer gedacht, dass nur ich

bis da runterkomme.«

»Wenn du bis da runterkommst, hast du dann irgendeinen Eindruck davon bekommen, ob du den Zauber brechen kannst?«

»In dem kurzen Moment nicht, nein. Anscheinend hat der Zauber das Land irgendwie eingeschlossen, und ich konnte nicht zu ihm durchdringen.« Roland runzelte die Stirn, aber ich wusste nicht, ob aus Enttäuschung oder weil er die Feinenmagie nicht zur Gänze begreifen konnte. »Mit etwas Zeit könnte ich vielleicht einen Weg finden.«

Sicher war ich mir jedoch nicht. Ich musste davon ausgehen, dass die anderen Monarchen ähnliche Eindrücke empfangen hatten, und wenn sie in der ganzen Zeit keinen Weg gefunden hatten, den Zauber zu durchbrechen, dann würde mir das wahrscheinlich auch nicht gelingen.

Nachdem wir ein Stück vorangekommen waren, veränderte sich das Land, und wir fanden uns in einem anderen Reich wieder. Ich wusste sofort, dass es nicht mir gehörte,

und war fast erleichtert, nicht mehr das Flehen des Vogelbeerlandes zu spüren. Ohne diese intuitive Verbundenheit jedoch sagte mir vorläufig nichts, wo wir uns befanden. Es brauchte den Anblick einiger gewaltiger Eichen in der Ferne, deren kahle Äste vom Schnee gebeugt waren, dass ich darauf kam.

»Das Eichenland«, flüsterte ich. Dorians Reich. Obwohl ich gewusst hatte, dass er ebenfalls betroffen war, wollte mir die Realität kaum in den Kopf. Viele andere Königreiche hatten sich verändert, seit ich regelmäßig in die Anderswelt kam, aber der bunte Herbst seines Landes war unverändert weitergegangen. Es hatte etwas Unwirkliches, dieses einst so üppige, farbenprächtige Land jetzt kahl und öde zu sehen.

»Willst du zu Dorian?«

»Nein«, sagte ich, obwohl ich es irgendwie schon wollte. »Wir halten an unserem ursprünglichen Plan fest und sehen als Erstes nach dem Dornenland. Ich muss zu meinem

Volk.«

Die nächste Veränderung der Straße brachte uns zurück ins Vogelbeerland; danach kam das Weidenland. Ich fuhr zusammen, weil ich mit einem Hinterhalt rechnete, aber die Welt um uns herum blieb gefroren und still. Der einzige Unterschied war, dass der Wind, der durchgehend geweht hatte, jetzt Schneeflocken mit sich trug. Sie stachen uns ins Gesicht und in die Augen, auch nach unserem nächsten Wechsel noch, der uns ins Dornenland führte.

Ich spürte den einzigartigen Gefühlseindruck meines Landes, aber ansonsten schrie es genauso nach Freiheit wie mein anderes Königreich. Ich sah mich in dem Schneetreiben um und konnte nicht fassen, dass diese Landschaft einmal die andersweltliche Entsprechung von Tucson gewesen war.

»Wenn wir zur Burg wollen, müssen wir von der Straße runter«, sagte ich.
»Normalerweise geht eine kleinere Straße

oder jedenfalls ein Weg davon ab, aber wenn es hier überall so aussieht ...« Ich schüttelte den Kopf; die Schneeverwehungen ließen sich unmöglich unterscheiden. »Tja. Dann ist er zugedeckt.«

Roland musterte den Schnee, den der Wind an manchen Stellen meterhoch aufgeworfen hatte. Rolands Gesicht war gerötet, wo es ungeschützt war, und ich wusste, dass er genauso froh wie ich. »Wird ein Spaß, da hindurchzuwandern. Weißt du wenigstens die Richtung?«

»Ja. Ich kann spüren, wo hierzulande alles ist, und die Burg liegt in dieser Richtung.« Ich zögerte. »Es wird dir wahrscheinlich nicht gefallen, aber ich kann uns die Sache ein bisschen erleichtern.«

Der Zauber der Plage war zu mächtig und umfassend, als dass ich ihn mit meiner Wettermagie brechen oder in großem Stil beeinflussen konnte, aber ein bisschen Kontrolle über die einzelnen Bestandteile hatte ich schon noch. Im Grunde lag einfach

ein großflächiger Winterzauber über dem Land; ansonsten verhielt sich das Wetter wie jedes andere. Ich beschwor meine Magie herauf, versammelte die Luft und den ohnehin schon böigen Wind. Dann richtete ich sie nach vorn auf den Schnee vor uns, benutzte sie quasi als magischen Schneepflug und bereitete uns so einen Weg. Roland machte ein finsternes Gesicht, sagte aber nichts. Er wusste ebenso gut wie ich, dass wir den ganzen Tag unterwegs sein würden, wenn wir uns ohne Hilfe durch dieses Mistwetter vorwärtsschleppen mussten.

Auch so dauerte es noch ein paar Stunden, bis wir unser Ziel erreicht hatten, und zu diesem Zeitpunkt spürte ich kaum noch etwas in meinen Gliedmaßen. Ich sagte meinen Beinen immer wieder, dass sie sich vorwärtsbewegen sollten, und baute darauf, dass sie gehorchen würden. Ich war völlig erledigt. Trotz der magischen Unterstützung mussten wir immer noch durch den Schnee stapfen, und ich war längst noch nicht wieder

so in Form wie vor der Schwangerschaft. Seinem schweren Atem nach zu urteilen, hatte Roland auch so seine Mühe.

Die klobige Festung des Dornenlands kam in Sicht, als wir noch ein gutes Stück von ihr entfernt waren. Das Gelände an sich hatte sich unter der Plage nicht verändert, und die Landschaft war hier relativ flach, sodass sich der schwarze Steinbau schroff vom Schnee abhob. Wir waren bereits in Reichweite der Wachpatrouillen, und bald kam ein Soldat angeritten und wollte wissen, wer wir waren.

»Ich bin's.« Ich wappnete mich gegen die Kälte und nahm Mütze und Schal ab. Er starrte mich ein paar Sekunden lang an, bis sich auf seinem Gesicht Erkennen zeigte. Selbst dann konnte er eindeutig kaum glauben, was er sah. »E-eure Majestät? Seid Ihr es wirklich?«

»Eben dieselbe«, sagte ich und packte mich wieder ein. »Bloß ein bisschen kälter.«

Der Soldat wandte sich ab und rief etwas. Kurz darauf kam ein zweiter Soldat angeritten

und war ebenso verblüfft und aufgereggt wie sein Kamerad. »Reite zurück und sag ihnen, dass sie da ist«, sagte der erste. Er stieg ab und bot Roland und mir sein Pferd an. »Steigt auf und wärmt Euch. Ich folge zu Fuß.«

Ich wollte widersprechen, aber der Wachsoldat war warm angezogen und im Gegensatz zu uns wahrscheinlich längst an diese Temperaturen gewöhnt. Ich dankte ihm, und Roland und ich stiegen auf. Mein Körper erinnerte sich problemlos, wie das ging, und ich freute mich erneut, dass ich meine frühere Beweglichkeit zurückerlangte. Das Pferd kam mit zwei Reitern langsamer voran, aber unsere Geschwindigkeit war deutlich besser als zu Fuß. Der Soldat, der vorgeritten war, hatte uns längst abgehängt; darum wurden wir am Burgtor bereits erwartet.

Mein Absteigen geriet mir wenig elegant – und führte mir vor Augen, dass ich mich lieber *nicht* dermaßen meiner verbesserten Sportlichkeit rühmte. Meine Unbeholfenheit sprach wenig von der Würde des Königtums,

aber das spielte für die Zuschauer eindeutig keine Rolle, als sie mein Gesicht erblickten. Erstauntes Aufkeuchen war zu hören, und sie fielen einer nach dem anderen auf ein Knie in den Schnee und flüsterten: »Eure Majestät.« Ich hatte mich selbst unter den günstigsten Umständen nie mit solchen Loyalitätsbekundungen anfreunden können und hier in Schnee und Frost erst recht nicht. Ich wollte die Leute schon zum Aufstehen drängen, da bemerkte ich, dass eine Person noch stand.

»Jasmine!«, rief ich und eilte nach vorn.

Meine Schwester hatte sich in einen Umhang mit Pelzsäumen eingemummelt. Ihr Gesicht war bleich und lief über vor Erleichterung, als ich sie kräftig umarmte. Sie drückte mich fester, als ich erwartet hätte, weil wir normalerweise nicht so körperlich miteinander umgingen. »Gott sei Dank bist du wieder zurück«, sagte sie an meiner Schulter. »Jetzt kriegen wir das alles wieder hin.«

Ich konnte mich noch nicht dazu durchringen,

ihr zu sagen, dass ich gar nicht wusste, ob ich das Ganze überhaupt hinkriegen *konnte*. Aber als ich endlich alle davon überzeugt hatte, wieder hineinzugehen, war auch den Gesichtern der Diener anzusehen, wie fest sie damit rechneten, dass es jetzt, wo ich zurück war, wieder bergauf gehen würde. Dieses Vertrauen machte mich nervös. Außerdem fiel mir auf, dass außer den Wachsoldaten, die auf Patrouille gewesen waren, Jasmine die Einzige war, die angemessene hiesige Winterkleidung trug. Alle anderen hatten einfach alles Mögliche übereinandergezogen, um sich vor der Kälte zu schützen, ob es nun zusammenpasste oder nicht. Wahrscheinlich besser als nichts.

Nach einigen weiteren Begrüßungen und vagen Zusicherungen konnten Roland und ich die Menge hinter uns lassen und uns mit Jasmine in einem behaglichen Salon zusammensetzen. Als noch Aeson über dieses Reich geherrscht hatte, war das Land dem Wechsel der Jahreszeiten gefolgt;

entsprechend war die Burg so beschaffen, dass sie dem Winter trotzen konnte. Mit meiner Verwandlung des Landes in eine Wüste war man sich hier drin wie in einer Backröhre vorgekommen – kaum auszuhalten. Nun machte sich die Bauweise bezahlt. Der Salon war klein und fensterlos und hielt die Wärme, die das flackernde Kaminfeuer abgab. Es war bestimmt das erste Mal, dass ich einen der Kamine in Gebrauch sah.

Jasmine erklärte, dass sie die anderen schon benachrichtigt hätte, was immer das bedeutete. Dann trug sie den Dienern auf, Speisen und Getränke zu bringen, und setzte sich schließlich in einen Sessel. Sie war auf eine Art erwachsen, die ich vorher nicht an ihr bemerkt hatte und die wahrscheinlich daher rührte, dass sie so schnell für so viel die Verantwortung hatte übernehmen müssen. Sie behielt ihren Umhang an; ich dagegen wollte meine Kleidungsschichten lieber loswerden. Mir war immer noch kalt, aber ich

kam mir schwer und beladen vor. Roland schien es ähnlich zu gehen, denn auch er zog seine Wintersachen aus. Wir schoben uns jeder einen Sessel so dicht ans Feuer, wie es nur ging. Jasmine seufzte.

»Ich weiß nicht, ob es daran liegt, dass ich in der Wüste aufgewachsen bin oder bloß an diesem fiesen Wetter, aber ich schwöre –« Ihr fiel die Kinnlade herunter, als sie mich genauer ansah. »Du ... du bist ja gar nicht mehr schwanger!«

Eigentlich war das offensichtlich, aber vielleicht hatte die Jacke getäuscht. »Nein, seit Kurzem nicht mehr.«

»Aber du ...« Ihr war anzusehen, dass sie im Kopf nachrechnete. »Du müsstest doch eigentlich noch ein paar Wochen haben bis zum Geburtstermin. Hast du –«

»Es ist alles in Ordnung«, sagte ich rasch, bevor sie noch mehr in Panik geriet. »Sie sind einfach ein bisschen früher gekommen. Vor einem Monat ungefähr. Sie brauchten jede Menge medizinische Hilfe, aber sie

entwickeln sich prächtig.«

Jasmine entspannte sich, nur ihre blaugrauen Augen waren immer noch groß. »Dann bist du jetzt ... wow. Du bist Mutter. Und ich bin Tante.«

Ich lächelte. »Ja. Sie heißen Isaac und Ivy.« Ich hatte nicht vor, zu sagen, wo sie waren, nicht einmal ihr, aber ihre Namen konnte sie ruhig wissen.

Jasmines Reaktion auf diese Neuigkeit war sogar noch heftiger; sie platzte vor Freude. »Du hast das Mädchen nach mir benannt!«

Ich runzelte die Stirn, weil ich keine Ahnung hatte, woher dieser logische Sprung jetzt kam. Weil beide Namen aus der Botanik stammten? »Na ja, ich –«

»Oh, Eugenie ...« Sie sprang von ihrem Sessel auf und umarmte mich erneut. Der Umhang war liegen geblieben. »Du bist toll. Ich bin dir so dankbar!«

Angesichts ihrer übersprudelnden Freude hielt ich es für nicht weiter erwähnenswert, dass der Pflanzenname reiner Zufall war. Und

übrigens war ich ebenso verblüfft über ihre Figur wie sie gerade über meine. Ich konnte ihre Rippen spüren, als sie mich umarmte.

»Was ist denn mit dir passiert?«, fragte ich, sobald sie sich wieder setzte. »Du bestehst ja nur aus Haut und Knochen!«

Jasmine sah finster an sich hinab und zupfte an ihrem zu weiten Kleid. »Ach, das. Na ja, es gibt kaum noch was zu essen. Außerdem zehrt es mich ganz schön aus, die Länder am Leben zu halten.«

Schuldgefühle stiegen in mir auf. Ich wusste natürlich, dass die Zwiesprache mit dem Land einiges an Kraft kostete, aber ich war gar nicht auf die Idee gekommen, dass es unter diesen Bedingungen richtig an die Substanz ging – zumal Jasmine ja nur die Ersatzfrau gewesen war. Vielleicht war ihr Gewichtsverlust nicht ausschließlich auf die Verbindung zurückzuführen, aber dass Jasmine das Land im Griff halten musste, hatte bestimmt seinen Teil zu ihrem abgezehrten Äußeren beigesteuert.

»Jasmine, das tut mir echt leid –«

Sie winkte ab. »Ist schon gut. Es ging ja nicht anders, oder? Außerdem, sobald das Land aufgeladen ist, kommt es unter diesen Bedingungen eine Weile hin. Und du hast getan, was du tun musstest. Mit Isaac und meiner Namensvetterin ist alles in Ordnung, und genau darum ging es ja schließlich.«

Dann berichtete sie uns, was in den beiden Reichen passiert war. Sie verwendete nicht die technischen Ausdrücke und Statistiken, mit denen Shaya die Lage im Volk und bezüglich der Ressourcen beschrieben hätte, aber sie machte einen deutlich besseren Job, als ich erwartet hatte. Sie war nicht nur bei der Zwiesprache für mich eingesprungen, sondern hatte mit der Zeit noch mehr Zuständigkeiten übernommen. Ihr Bericht lieferte mehr Einzelheiten, aber das Gesamtbild unterschied sich nicht von dem, was Roland beschrieben hatte. Obwohl Jasmine und Pagiell so eng miteinander befreundet waren, hatte sie seine

gestohlenen Lebensmittel zurückgewiesen – wengleich sie gar nicht sagen konnte, ob es nun falsch war, was er tat, oder nicht.

Meine Königreiche hatten, obwohl das Jasmine gar nicht gefiel, einigen Handel mit dem Eibenland getrieben. Wir waren eines von wenigen Königreichen, die über Ressourcen verfügten, die nicht von der Kälte betroffen waren: unsere großen Kupfervorkommen nämlich. Nur konnten wir Kupfer natürlich nicht essen und verfügten über keinerlei bedeutende Nahrungsmittelquellen. Die Nutzpflanzen beider Reiche benötigten warmes Klima, und die Wildtiere des Dornenlands waren alle schlichtweg verendet. Im Vogelbeerland gab es einiges an Wild, das mit dem Winterwetter zurechtkam und der dortigen Bevölkerung etwas Fleisch lieferte, aber selbst diese Tiere waren am Verhungern. Da es wenig zu essen gab und sich niemand anders das reichlich vorhandene Kupfer leisten konnte, stellte der Handel mit dem Eibenland die einzige Option

dar.

»Tut mir leid«, sagte Jasmine. »Ich wünschte, uns wäre eine andere Wahl geblieben – zumal diese Drecksbande wahrscheinlich für die ganze Misere verantwortlich ist.«

»Ist schon okay«, versicherte ich ihr. »Du musstest die Bevölkerung satt kriegen, und das Kupfer lag nur unnütz rum.«

In diesem Moment trat ein Diener ein und verkündete, dass einige Gäste eingetroffen waren: Dorian, Shaya, Rurik und Pagiell. »Wie haben sie es so schnell hierhergeschafft?«, fragte ich, während der Diener sie holen ging. Sicher, Jasmine hatte sie benachrichtigen lassen, aber selbst bei magischer Übermittlung mussten sie doch erst noch von Dorians Reich hierherkommen.

»Sie waren alle im Vogelbeerland«, erklärte Jasmine. Sie nickte Roland zu. »Er hat uns vorgewarnt, dass du demnächst hier aufkreuzen dürftest, darum hat Dorian sich dort aufgehalten. Und Pagiell hat er mitgebracht, weil er davon ausgeht, dass du

dich einmal mit ihm unterhalten möchtest.«

»Da hat er recht«, sagte ich. Trotz seiner Launen hatte Dorian immer ein gutes Gespür dafür, was ich dachte.

Mein Herz machte einen Satz, als ich ihn erblickte. Nach der Trostlosigkeit der Plage bot Dorians Erscheinung einen Hauch von Leben und Aufregung. Er kam mit großer Geste hereingerauscht wie bei einem förmlichen Staatsbesuch. Den Mittelpunkt seiner typischen prächtigen, farbenfrohen Aufmachung bildete eine smaragdgrüne Samtrobe, die mit goldenen Stickereien verziert war. Sie passte zu seinen grünen Augen und ließ seine langen Haare aussehen wie eine Woge aus Feuer, was einem die Illusion von Wärme vermittelte. Weder er noch die anderen trugen schwere Überkleidung, also hatten sie sie wohl erst in einem Vorraum abgelegt. Wahrscheinlich war Dorian seine Winterkleidung nicht elegant genug.

Er sah mir einen Moment lang in die Augen,

und mir schossen plötzlich tausend Gedanken durch den Kopf. Wie wir uns voneinander verabschiedet hatten. Die Erinnerungen an seinen Körper, die mich in diesen letzten Monaten verfolgt hatten. Wie er mir gefehlt hatte. Und auch das Wissen, dass er mich vielleicht wieder liebte.

»Die eigensinnige Königin ist zurückgekehrt«, sagte er, als ob diese anderen Aspekte gar keine Rolle spielten. Er bemerkte auf einen Blick, wofür Jasmine etwas länger gebraucht hatte. »Merklich reduziert.«

Er sagte es leichthin, aber ich spürte, dass er sich ebenfalls fragte, was aus meiner Schwangerschaft geworden war.

»Das liegt daran, dass ich ohne meine Kinder gekommen bin.« Obwohl ich es beiläufig sagte, tat es weh. »Sie sind vor einem Monat auf die Welt gekommen, und es geht ihnen gut.«

Shaya machte ein ehrfürchtiges Gesicht. »Im Ernst? Sie entwickeln sich gut, obwohl sie so

früh geboren worden sind?« Sie schüttelte staunend den Kopf. »Menschenmedizin«, war alles, was sie dazu sagte. Seit wir uns kannten, hatte sie immer sehr deutliche Worte zu der »alles verdrehenden Technik« der Menschen gefunden, aber ich glaube, die jetzige Situation ließ sie noch einmal neu über eventuelle Vorteile nachdenken. Wobei sie sicher trotzdem noch nicht offen für Geschichten über Kaiserschnitte und Brutkästen war.

Ihr ehfürchtiges Staunen wich rasch der Freude. Sie umarmte mich, und selbst Rurik tat es ihr nach. Dorian und Pagiel dagegen blieben distanziert, wenn auch aus völlig unterschiedlichen Gründen. Sobald die Begrüßungen erledigt waren und wir uns alle gesetzt hatten, lehnte Rurik sich zurück und seufzte zufrieden.

»Also dann«, sagte er. »Nun, da Ihr zurück seid, können wir uns diese Plage vom Hals schaffen.«

Da war es wieder. Ich verzog das Gesicht.

»Warum denken alle, dass ausgerechnet ich das hinkriege?«

»Ihr seid die Tochter des Sturmkönigs«, erwiderte er. »Das Wetter gehorcht Euch.«

»Dieses Wetter nicht. Ich meine, die einzelnen Teilchen, ja, aber in seiner Gesamtheit? Dieser Zauber geht weit über ein Wettermuster hinaus. Er ist in den Kern des Landes eingedrungen ... und hat ihn verdorben.«

Dorian nickte. »Ich weiß genau, was du meinst. Und ich hatte diesen Verdacht auch schon – dass deine außerordentlichen Fähigkeiten nicht ausreichen dürften, um den Zauber zu brechen.«

Rurik ließ sich davon anscheinend nicht aus der Ruhe bringen. »Selbst wenn es nicht nur darum geht, das Wetter zu beherrschen, könnt Ihr Euch dann nicht einfach alle ... ich weiß nicht ... zusammenschließen und den Zauber brechen?«

Ich wartete ab, was Dorian antworten würde. Roland hatte angedeutet, dass etwas

Derartiges schon versucht worden war. »Einige von uns Monarchen haben versucht, unsere Kräfte zu vereinen und durchzubrechen«, gab Dorian zu. »Es hat keine Wirkung gezeigt, und ich hatte nicht den Eindruck, dass wir nahe daran waren und uns nur noch jemand gefehlt hatte. Dieser Zauber erfordert einiges mehr, fürchte ich.«

»Maiwenn war auch dabei«, sagte ich und versuchte, es nicht wie einen Vorwurf klingen zu lassen.

Er zuckte mit den Schultern. »Wie sagen die Menschen? ›Der Feind meines Feindes ist mein Freund.« Im Moment haben alle die Plage zum Feind. Maiwenn möchte sie ebenso dringend aus der Welt schaffen wie wir, und wir sollten auf ihre Hilfe nicht leichtfertig verzichten.«

»Sie wollte mich und meine Kinder ermorden lassen!«

»Ja«, sagte Dorian. »Ich bin mir darüber im Klaren, dass das für dich einen wunden Punkt darstellt.«

Ich zog eine Augenbraue hoch. Wunder Punkt war extrem milde ausgedrückt.

Shaya hatte zunächst ein ebenso optimistisches Gesicht gemacht wie Rurik, aber nun war sie ernst geworden. »Wir müssen etwas unternehmen. Wir können nicht so weitermachen.«

Mein Blick fiel auf Pagiel, der mich misstrauisch ansah. »Und Raubzüge in der Menschenwelt sind keine Lösung.«

Er richtete sich auf, und ich wusste, dass er sich dafür schon gewappnet hatte. »Warum denn nicht? Dort gibt es Nahrung in Hülle und Fülle! Sie liegt einfach herum. Und die meisten Menschen sind eh fett. Sie brauchen sie nicht.«

Ich seufzte. »Darum geht es nicht. Die meisten Menschen wissen nicht einmal, dass es diese Welt hier gibt. Sie sind ... nicht darauf vorbereitet. Außerdem stellt das, was du machst, schon fast einen kriegerischen Akt dar. Es ist moralisch falsch.«

Pagiel verschränkte die Arme vor der Brust

und lehnte sich zurück. »Moral spielt keine Rolle, wenn Freunde und Familie hungern. Und ich halte es auch nicht für falsch. Die Menschen haben mehr, als sie brauchen. Wir haben nichts. Es uns von ihnen zu holen, ist besser, als uns vom Eibenland ausbluten zu lassen. Was *die* machen, ist Raub.«

Gegen seine Robin-Hood-Logik ließ sich schlecht argumentieren, und als ich seine sture Miene sah, wusste ich, dass es mehr als »mich mal mit ihm unterhalten« brauchen würde, um ihn zu überzeugen. Dorian als sein König mochte sich da als nützlich erweisen, bloß ging ich davon aus, dass er die Raubzüge zwar vielleicht nicht gerade guthieß, sie aber sicher nicht als schwerwiegend genug einschätzte, um deshalb einschreiten zu wollen. Dorian zählte schließlich zu den Unterstützern der Prophezeiung. Was war ein gelegentlicher kleiner Diebstahl schon gegen eine regelrechte Invasion? Er betrachtete Pagiels Raubzüge wahrscheinlich als annehmbare

Aufwärmübungen.

Aber was Pagiel gesagt hatte, brachte mich gleich zum nächsten Thema. Ich sah mich unter den anderen um. »Das Eibenland. Was wissen wir darüber?«

»Dass dort ein Haufen Arschlöcher lebt«, sagte Jasmine.

»Zur Kenntnis genommen. Sonst noch etwas?«

Dorian stützte den Ellbogen auf die Armlehne und legte das Kinn in die Hand. »Alles deutet darauf hin, dass sie dahinterstecken, aber wir haben keine handfesten Beweise.«

Rurik schnaubte. »Keine Beweise? Diese Hexe von einer Königin hat verkündet, dass sie von allen, die ihr folgen, die Plage nehmen kann.«

»Ja«, sagte Dorian, »aber sie ist sehr vorsichtig mit ihrer Wortwahl. Sie sagt nicht, dass sie die Plage verursacht hat. Sondern nur, dass sie sie beenden kann – wenn wir das Knie beugen.«

»Kein Unterschied«, grollte Rurik.

»Da sind wir uns einig, nur ist das irrelevant«, sagte Dorian. »Wir wissen nicht genug über ihre Magie, um das sauber voneinander abzugrenzen.«

Die Lösung traf mich wie ein Schwall kaltes Wasser. »Volusian«, sagte ich.

Die anderen sahen mich fragend an. »Was ist mit ihm?«, fragte Dorian. »Ich nehme an, er ist so charmant wie eh und je, auch wenn *ich* das nicht wissen kann, da du so große Mühen darauf verwendet hast, ihn von uns fernzuhalten.«

Ich ignorierte die Spitze. »Volusian stammt aus dem Eibenland. Dort ist er verflucht worden. Das ist lange her, aber offensichtlich verfügt man dort immer noch über sehr beachtliche Magie. Vielleicht weiß er irgendwas.«

Jasmine beugte sich eifrig vor. »Siehst du? Ich hab doch gewusst, dass du dir etwas einfallen lässt.«

»Einfallen lassen ist zu viel gesagt. Aber nun wissen wir wenigstens, wo wir anfangen

können.« Ich stand auf und rief die Beschwörungsformel. Die vertraute Kälte breitete sich im Raum aus, aber dieses eine Mal war sie leicht abzuschütteln. Nachdem ich durch diese arktische Einöde draußen getrottet war, fühlte sich Volusians Ausstrahlung total soft an. Einen Moment später war er da. Er neigte den Kopf in meine Richtung.

»Willkommen zurück, Herrin.«

Um mich herum bewegten sich die anderen unbehaglich. Roland hatte von Anfang etwas gegen Volusian gehabt und war damit ausnahmsweise einmal derselben Meinung wie die Feinen. Die konnten meinen Hilfsgeist auch nicht leiden. Dorian hatte mir sogar seine Mithilfe dabei angeboten, ihn zu verbannen, da der Fluch von einer einzigen Person nicht zu brechen war.

Ich lehnte mich zurück. »Volusian, wir müssen uns mit dir über das Eibenland unterhalten.«

Seine Miene blieb unverändert, aber ich hatte auch jetzt wieder den Eindruck, dass

sein einstiges Heimatland nichts war, über das er gern redete. »Jawohl, Herrin.«

»Ist das Eibenland für die Plage verantwortlich?«

Eine Pause. Dann: »Höchstwahrscheinlich, Herrin.«

Die anderen sahen sich erstaunt an. Mir ging es auch nicht anders. Bei Volusian waren solche direkten Antworten selten. Obwohl er gezwungen war, mir zu gehorchen, hatte er es immer total drauf, einen Dreh zu finden, der Wahrheit auszuweichen.

»Das ist nicht ganz dasselbe wie ein Ja«, betonte ich.

»Wohl wahr«, gab Volusian mir recht. »Ich bin seit Jahrhunderten nicht im Eibenland gewesen. Ich habe nie mit Königin Varia gesprochen. Ich war nicht dabei, als der Zauber gewirkt worden ist. Also kann ich schlecht behaupten: Jawohl, sie waren es. Der Zauber, der diese Plage verursacht hat, fühlt sich genauso an wie die Zauber der Eibenleute. Gut möglich, dass sich jemand

anders ihre Magie angeeignet hat – aber unwahrscheinlich. Deshalb meine Antwort: höchstwahrscheinlich.«

»Gut, in Ordnung«, sagte ich. Volusians Argumentation konnte ermüdend sein. »Dann weißt du vermutlich auch nicht, wie man den Zauber brechen kann.«

Volusians Stimme blieb ausdruckslos. »Selbstverständlich weiß ich das, Herrin. Ich weiß es seit geraumer Zeit.«

Ich sprang fast aus meinem Sessel auf. Rurik tat es wirklich.

»Was?«, rief ich. »Warum zum Teufel hast du das nicht längst irgendjemandem gesagt?«

Sicher konnte ich mir nicht sein, aber ich glaubte, das allerwinzigste Zucken von Volusians Schultern zu sehen.

»Weil Ihr mich nie gefragt habt, Herrin.«

KAPITEL 13

»Gott. Ver. Dammich.«

Es war einer dieser Momente – und ehrlich, es hatte schon etliche davon gegeben –, in denen ich mir wünschte, ich könnte Volusian wirklich einfach in die Unterwelt schießen. Und normalerweise kamen diese Momente immer genau dann, wenn ich ihn dringend brauchte. Diesmal war keine Ausnahme.

In den Gesichtern der anderen stand fassungsloser Zorn. Ich kannte das Gefühl und musste mir in Erinnerung rufen, dass das hier die typische Vorgehensweise von Volusian war. Nach den Bedingungen seiner Knechtschaft hatte er tatsächlich nichts falsch gemacht. Obwohl ich ihn oft gebeten hatte, mir nützliche Informationen von sich aus zu geben, war er nicht verpflichtet, mit Neuigkeiten rauszurücken, nach denen ich nicht ausdrücklich gefragt hatte. Und hätte ich ihm den Dauerbefehl erteilt, mir alles

Wichtige umgehend mitzuteilen, hätte er mich garantiert die ganze Zeit vollgequatscht, aus reiner Boshaftigkeit. Sein Hass auf mich und auf das Eibenland musste ihn in eine ganz schöne Zwickmühle getrieben haben. Wen sollte er am meisten nerven?

Ich bleckte die Zähne. »Na schön, Volusian. Erzähl uns von dem Zauber.«

»Er entspringt dem Eibenland«, sagte er. »Das versteht sich von selbst. Und von dort aus wird er auch aufrechterhalten. Ich bin mit Königin Varia nicht vertraut, aber ich halte es für unwahrscheinlich, dass sie einen Zauber von dieser Größenordnung allein wirkt. Höchstwahrscheinlich wurde er durch einen Zusammenschluss zahlreicher Kräfte geschaffen, und selbst dann ließe sich ein so großer Zauber nicht ohne Weiteres über einen so langen Zeitraum aufrechterhalten. Diese Magie muss eine physische Komponente besitzen – also an Gegenstände geknüpft sein, die den magisch Begabten des Eibenlandes gestatten, sich mit den

betroffenen Ländern zu verbinden.«

Den letzten Teil verstand ich nicht richtig, die anderen anscheinend aber schon. »Daran hatten wir bereits gedacht«, sagte Dorian. »Wir haben all diese scheußlichen Skulpturen zerstört, die die Botschafterin hiergelassen hat. Es hatte keine Auswirkung auf die Plage.«

Ich hatte gar nicht mehr an die geschmacklosen grün-weißen Ungetüme gedacht, die wir alle geschenkt bekommen hatten. Hinterher ist man immer schlauer, und so war mir plötzlich sonnenklar, was für perfekte trojanische Pferde diese Skulpturen abgegeben hätten. Varia hätte sie mit der Plage verknüpfen können, und wir hätten sie unwissentlich für ihren Besuch bereitgehalten, nur aus lauter hirnloser Etikette. Es wäre die perfekte Erklärung gewesen – nur standen Dorians Worte dazu im absoluten Widerspruch.

»Weil es nicht diese Gegenstände sind, die man mit dem Zauber verknüpft hat,

Eichenkönig«, sagte Volusian. »Ein solcher Zauber erfordert viel Aufwand, und Varia und ihre Mitverschwörer würden die kritischen Komponenten wohl kaum dort lassen, wo Ihr an sie herankämet.«

»Und was sind nun die Komponenten?«, wollte Rurik wissen.

»Die *Gegengeschenke*«, hauchte ich. Ich hatte, ohne groß darüber nachzudenken, die Anweisung gegeben, der Botschafterin irgendein symbolisches Geschenk mitzugeben und das dann nicht weiterverfolgt. Und dementsprechend keine Ahnung, was meine Leute ihr mitgegeben hatten. »Ilania hat eine komplette Runde durch unsere Reiche gedreht und ihre kitschigen Plastiken verteilt, wodurch wir dann allesamt dazu verpflichtet waren, ihre Geschenke zu erwidern.« Ich wandte mich an Shaya. »Wir *haben* ihr doch eines mitgegeben, oder?«

Shaya blickte nachdenklich. »Ja. Wir haben ihr eine überaus kostbare Vase aus der ursprünglichen Kunstsammlung der

Vogelbeerburg geschenkt. Später sagte sie, dass sie auch gern etwas Typisches aus dem Dornenland mitnehmen würde, ganz gleich wie klein, also habe ich auch das in die Wege geleitet. Sie hat sehr darauf Wert gelegt, dass es aus diesem Land stammt. Ich glaube, es war irgendein Kupferteller, aber das lässt sich herausfinden.«

»Ist nicht nötig«, sagte ich. »Entscheidend ist nur, dass wir ihr etwas mitgegeben haben. Und du auch, richtig?« Das war an Dorian gerichtet.

Er zuckte mit den Schultern. »Mag sein. Ich schenke solchen Banalitäten keine Beachtung.«

Ich unterdrückte ein Augenrollen. Dorian kümmerte sich vielleicht nicht um die Alltagsangelegenheiten seines Hauses, aber es hatte garantiert irgendein kluger Diener dafür Sorge getragen, dass auf Seiten seiner Gnaden die Regeln der Etikette eingehalten wurden. Ich hätte sogar gewettet, dass sämtliche später von der Plage befallenen

Monarchen es so gehalten hatten.

»Das ist es, oder?«, fragte ich Volusian. Langsam ergab sich ein Bild. »Mithilfe dieser Gegengeschenke wird der Zauber des Eibenlands aufrechterhalten. Sie sind mit unseren Reichen verbunden und wurden freiwillig hergegeben. Die Freiwilligkeit muss entscheidend sein, sonst hätte Iliania einfach irgendwelche Kleinigkeiten mitgehen lassen. Über diese Geschenke ist der Zauber mit unseren Landen verknüpft. Und solange Varia diese Gegenstände besitzt, kann sie auch die Plage andauern lassen.«

»Das wäre auch meine Vermutung, Herrin.«

»Also hält sie diese Gegenstände dort bestimmt sicher unter Verschluss.«

»Auch diese Annahme ist begründet, Herrin.«

»Würde eine Zerstörung der Gegenstände den Zauber brechen?«, fragte ich.

»Gewiss. Ohne tatsächliche Verbindung zu Euren Reichen hätte man im Eibenland keine Möglichkeit, den Zauber aus solcher Ferne

aufrechtzuerhalten.«

Da ich wusste, dass es immer Potenzial für Infos gab, die zu liefern Volusian keine Lust hatte, zermarterte ich mir das Hirn nach weiteren relevanten Details. »Gibt es noch eine andere Möglichkeit, den Zauber zu brechen?«

»Ihr könntet die magisch Begabten töten oder handlungsunfähig machen.« Seine Wortwahl ließ Letzteres schlimmer klingen. »Die Talismane zu zerstören, dürfte jedoch die einfachste Lösung sein. Man wird sie alle an einem Ort aufbewahren. Die magisch Begabten können sich jederzeit zerstreuen, und es ist unklar, wie viele für den Zauber gebraucht werden. Wenn Varia das Ganze gut durchdacht hat, wird sie mehr Begabte zur Hand haben, als sie tatsächlich braucht – für den Fall, dass dem einen oder anderen etwas zustößt.«

»Gut, alles klar«, sagte Rurik. Er hatte eindeutig weniger Geduld mit Volusians Kommunikationsstil als ich. »Wir gehen da

rein und zerstören alle Geschenke.«

»Es fragt sich allerdings noch, wo genau ›da rein‹ ist«, bemerkte Dorian. Er sagte es fast beiläufig, aber in seinem Blick lag ein erwartungsvolles Glitzern. »Zumal von uns niemand je in Varias Reich gewesen ist. Volusian, kannst du uns eine genauere Ortsangabe liefern?«

»Nein«, sagte Volusian. »Es ist mir verboten, die Grenzen des Eibenlands zu übertreten. Der Bannfluch hindert mich daran.«

»Mist«, fluchte ich. Volusian nervte, aber im Kampf war er gut zu gebrauchen.

»Jedoch ...« Volusian zögerte, was ich selten erlebt hatte; anscheinend überlegte er, ob er es uns sagen sollte oder nicht. »Dieser Zauber ist alt. Wahrscheinlich lebt aus der Zeit, als er gewirkt wurde, niemand mehr. Die Zauber, die mich an Euch binden, Herrin, sind zwar nicht so stark wie der ursprüngliche Fluch, aber auf ihre Art ebenfalls machtvoll – und jünger.«

Ich runzelte die Stirn. »Was willst du damit

sagen?«

»Einen der grundlegendsten und mächtigsten Bestandteile meiner Knechtschaft Euch gegenüber stellt der Zwang dar, dass ich kommen muss, wenn Ihr mich ruft. Es besteht die Chance, dass das Band zwischen uns stark genug ist, dass Ihr mich auch im Eibenland zu Euch rufen könnt – und ich dadurch die Grenze überqueren kann.« Er machte erneut eine Pause, diesmal für den dramatischen Effekt. »Oder auch nicht.«

»Na ja, diese zweideutige Antwort einmal beiseitegelassen, ist im Moment am wichtigsten, dass wir überhaupt nicht wissen, wo genau im Eibenland sich diese Gegengeschenke befinden«, sagte ich. »Wenn wir also Leute dort hinschicken, wäre es eine Mission mit unbekanntem Ziel.«

»Besser als überhaupt keine«, sagte Rurik. Dorian lächelte ihn an. »Etwas schroff ausgedrückt, aber dennoch wahr. Unsere Lande halten nicht mehr lange durch. Wir müssen etwas unternehmen – ganz gleich,

wie gering unsere Chancen sind.«

Ich seufzte und lehnte mich in den Sessel zurück, schaute in die tanzenden Flammen im Kamin. Es waren einige unschöne Entscheidungen zu treffen. Ich glaubte nicht großartig an Vorherbestimmung, aber mir wurde klar, dass ich für diese Aktion in die Anderswelt zurückgekehrt war. »Ich werde gehen.«

Roland setzte sich auf. »Eugenie –«

»Nicht.« Ich lächelte ihn freundlich an. »Ich weiß, dass du dir Sorgen machst, bloß hast du bei meiner Rückkehr auch schon gewusst, dass ich mich für etwas in der Art melden würde.«

»Eigentlich«, sagte er trocken, »hatte ich gehofft, dass du bloß irgendeinen Hokuspokus abziehst und die Sache am selben Tag in Ordnung bringst.«

»Würde ich, wenn ich könnte.« In meinem Bauch zog sich etwas zusammen. Ich war keine Expertin für das Eibenland, noch nicht – trotzdem war mir klar, dass die gefährliche

Reise, die wir da vorhatten, deutlich länger als einen Tag dauern würde. Es konnte uns schon Tage – oder sogar Wochen – kosten, dort hinzukommen. Lauter Tage, die ich von Isaac und Ivy getrennt sein würde.

»Ich werde dich natürlich begleiten«, sagte Dorian. »Es gibt nichts, das ich mehr liebe als eine Winterreise.«

Daraufhin wechselte Shaya einen Blick mit Rurik. »Eure Majestäten ...«, sagte sie vorsichtig. »Ist es klug ... ist es klug, wenn Ihr beide geht? Für jeden von Euch? Die Risiken ...«

»Ich will lieber versuchen, mein Reich zu retten, als untätig mit anzusehen, wie es allmählich vergeht«, sagte Dorian in einer seltenen Zurschaustellung von Hitzigkeit. »Sollte ich bei dem Versuch sterben, wird das Land schlicht jemand anderen finden, an den es sich binden kann. Vielleicht wird ihm oder ihr dann mehr Erfolg beschieden sein. So oder so, ein triumphales Ende.«

Ich war mir nicht so sicher, dass ich das

triumphal nennen würde, aber ich konnte Dorian schlecht davon abhalten, wenn ich bereit war, dasselbe Risiko einzugehen. Weniger aufgeschlossen war ich, als sich Jasmine freiwillig meldete.

»Wieso nicht?«, fragte sie, als ich Einspruch erheben wollte. »Ich kann eine knallharte Kämpferin sein, das weißt du.«

Ich schüttelte den Kopf. »Da gibt es nichts zu diskutieren. Jemand muss hierbleiben und mit den Ländern Zwiesprache halten. Da kommst nur du infrage.«

»Dorian verlässt auch sein Reich. Und er hat keinen Ersatz.«

Das war ein Argument – eines, zu dem mir so schnell nichts einfiel. »Das Land kann mehr als einen Monat ohne mich auskommen«, bemerkte er. »Zumal unter diesen Bedingungen.«

»Braucht es denn unter diesen Bedingungen nicht eher noch mehr Hilfe?«, wollte ich wissen.

»Ach, es braucht dich, keine Frage. Aber

das Land blüht und gedeiht ja nicht wie sonst. Es liegt in einer Art Kälteschlaf. Wenn wir länger fortbleiben als erwartet, dann werdet ihr einander fehlen, du und das Land ... aber machen wir uns doch nichts vor: Viel schlimmer kann es mit dem Land kaum noch kommen, falls wir uns ein paar Wochen verspäten.« Jasmine hatte so etwas auch schon angedeutet, fiel mir jetzt wieder ein. Das lakonische Lächeln auf Dorians Gesicht stand in einem seltsamen Kontrast zu seinen nächsten Worten: »Außerdem überleben diese Königreiche ohnehin keine zwei Monate mehr. Was also soll es schaden.«

»Donnerwetter, du malst wirklich alles in den fröhlichsten Farben aus«, fluchte ich.

Er grinste mich an und nickte Jasmine zu. »Auch aus praktischer Sicht wäre es kein Fehler, zwei wetterwirkende Schwestern dabeizuhaben. Wir werden teilweise in recht scheußlichem Wetter unterwegs sein.«

Noch ein guter Punkt. Schließlich hatte ich Roland und mir auch die Reise erleichtern

können. Jasmynes Spezialität war Magie, die mit Feuchtigkeit zusammenhing, was bei diesem Schnee sicher auch gelegen kam. Dorians Bemerkung lieferte mir außerdem noch Deckung für etwas anderes, auf das ich zu sprechen kommen wollte. Ich sah Pagiel an.

»Ich glaube, er hat recht. Und aus demselben Grunde könnten wir auch dich gut brauchen, falls deine Luftmagie etwas gegen das hier ausrichten kann.« Ich zögerte und runzelte die Stirn. »Allerdings gefällt es mir gar nicht, dich da mit hineinzuziehen. Wenn mir deine Mutter schon die Arztbesuche vorwirft, dann weiß allein Gott, was sie *dazu* sagen wird.«

»Ich bin zu alt dafür, dass sie mir sagen kann, was ich tun oder lassen soll!«, brauste Pagiel auf. »Es ist mir gleich, ob es gefährlich ist. Ihr braucht mich, also komme ich mit.«

Es war schwer, eine ernste Miene zu behalten. In Dorians Blick blitzte Belustigung auf, und ich wusste, dass er meine List durchschaut hatte. Eins zu null für Eugenie

und die Umkehrpsychologie. In Wahrheit schmeckte es mir natürlich nicht, Pagiel solchen Gefahren auszusetzen. Nur war es einfach eine Frage des kleineren Übels. Wenn Pagiel mitkam, konnte er keine Raubzüge in der Menschenwelt machen. Ich hatte gefürchtet, dass er Verdacht schöpfen würde, wenn ich ihm vorschlug, dass er uns ins Eibenland begleitete, aber nun war er anscheinend durchaus davon überzeugt, dass das Ganze seine Entscheidung gewesen war. Hoffentlich war das ein gutes Zeichen für mein künftiges Geschick bei der Erziehung der Zwillinge.

Am Ende des Gesprächs waren Roland und Shaya die Einzigen, die nicht mitkamen. Roland hatte, obwohl er kein Freund der Anderswelt war, seine Mithilfe angeboten. Ich hatte sie abgelehnt und ihm mit Blicken gesagt, dass ich es später erklären würde. Was ihm genügte. Shaya dagegen war viel schwerer zu überzeugen. Obwohl sie stark und eine gute Heilerin war, wollte ich sie

lieber zurücklassen, damit sie sich um die heikle Lage in meinen Reichen kümmerte. Rurik wollte als Macho und treusorgender Ehemann einfach nur, dass sie sicher war. Und das regte sie auf.

»Ich bin nicht aus Glas!«, fauchte sie ihn an. »Ich war einmal Kriegerin in der Königlichen Wache des Eichenlands.«

»Und jetzt bist du meine Frau, also vertraue mir, wenn ich sage, dass du hier besser aufgehoben bist«, sagte Rurik. Ich glaube, er hatte die besten Absichten, aber seine Wortwahl hätte geschickter sein können. Shaya regte sich nur noch mehr auf und kam erst auf meine Anweisung wieder runter. Die Art und Weise, wie sie ihn anfunktete, ließ mich vermuten, dass Rurik heute auf dem sprichwörtlichen Sofa schlafen würde.

Sobald feststand, wer von uns – begleitet von einigen handverlesenen Kriegern – gehen würde, löste sich das Meeting auf. Wir wollten am Morgen aufbrechen, und alle hatten noch ihre Vorbereitungen zu treffen. Roland wollte

gleich zurück nach Tucson und ließ sich widerstrebend davon überzeugen, dass ihn einige meiner Wachsoldaten zum Tor eskortierten, sodass er dorthin reiten konnte.

»Ich hätte dich wirklich gern im Eibenland dabei«, erklärte ich, während ich ihn nach draußen brachte. »Aber ehrlich gesagt befürchte ich, dass jetzt, wo Pagiell weg ist, einer von seinen Kumpels auf die Idee kommt, ›Besorgungen‹ in der Menschenwelt zu machen.«

Roland verzog das Gesicht. »Hoffentlich nicht. Er ist ein heller Kopf, ein Anführer ... Hoffentlich hat von den anderen keiner die Entschlusskraft, selbst aktiv zu werden. Aber ich werde die Augen offen halten.«

Draußen herrschte natürlich immer noch diese bittere Kälte. Roland war wieder komplett eingepackt, aber ich war naiverweise einfach in Jeans und Pulli rausgegangen. Nicht weit vom Tor entfernt wartete diskret und geduldig Rolands Eskorte. Ich schlang die Arme um meinen

Oberkörper.

»Roland ... wenn mir irgendwas zustößt ...«

»Eugenie ...«

»Ich weiß, ich weiß. Es klingt pessimistisch, aber ... na ja ... jetzt ist alles anders. Wir müssen auch an die Zukunft denken.«

»An die Zwillinge, meinst du«, sagte er grimmig.

Ich nickte. »Wenn mir etwas zustößt, dann habt ihr mein vollstes Vertrauen, dass ihr das Richtige tun werdet. Wenn ihr die beiden dort lassen wollt, wo sie sind, gut. Wenn ihr sie zu euch nehmen wollt, auch gut. Was immer ihnen ein gutes Leben ermöglicht und wo sie sicher vor meinen Feinden sind.«

Roland war deutlich anzusehen, dass ihm dieses Gespräch nicht gefiel, er es aber als notwendig empfand. »Ich höre mich nur ungern an wie Dorian, aber wenn dir etwas zustößt, dann gibt es wahrscheinlich nicht mehr viele Feinde, die nach ihnen suchen.«

»Also hat das Ganze dann auf jeden Fall etwas Gutes, hm?«

Er schüttelte traurig den Kopf. »Pass auf dich auf, Eugenie, damit wir nie erfahren müssen, was dann passieren würde.« Er umarmte mich und scheuchte mich nach drinnen. »Sieh zu, dass du wieder warm wirst. Und wenn du daran denkst, dann schick ab und zu diesen Teufel zu mir, damit er mich auf den neuesten Stand bringt.«

»Mach ich«, sagte ich. Es fiel mir schwer, ihn wegzuweichen zu sehen. Er war meine letzte Verbindung zur Menschheit. Ab jetzt war ich wieder einmal voll in die Angelegenheiten der Anderswelt verstrickt.

Bevor ich wieder hineinging, fiel mir eine Wachsoldatin auf, die ein Stück weiter unten in der Halle stand. Sie neigte höflich den Kopf, als ich zu ihr sah. »Eure Majestät.«

Ich warf einen Blick zurück zum Tor und runzelte die Stirn. »Am Anfang meiner Herrschaft hier, als es wegen der neuen Wüste kaum noch zu essen und zu trinken gab, da sind hier ständig Flüchtlinge angekommen. Warum bleiben sie diesmal

aus? Es geht ihnen jetzt doch genauso schlecht, oder?«

Die Soldatin sah mich ernst an. »Ich würde sagen, es geht ihnen deutlich schlechter, Eure Majestät. Die Plage hat mehr dahingerafft als jede Dürre. Für viele wäre die Reise hierher, durch dieses Wetter, deutlich lebensgefährlicher, als mit dem auszukommen, was es dort gibt, wo sie gerade sind – ganz gleich, wie schlecht es ihnen dort geht.«

Ich dankte ihr und ging nach oben. Ihre Worte hallten noch in mir nach.

Da wir vorhatten, am nächsten Morgen vom Dornenland aus aufzubrechen, machte ich am Abend noch rasch einen Abstecher ins Vogelbeerland, um zu schauen, ob ich ihm noch etwas Gutes tun konnte. Eine Eskorte begleitete mich, und wir ritten wieder, um Zeit zu sparen. Ich setzte auch diesmal meine Magie ein, um den Schnee zu beseitigen. Zwar machte ich mir schon ein bisschen Sorgen, damit meine Kraft zu vergeuden,

aber ich hatte noch genug davon und konnte es nicht mit ansehen, wie die Männer und die Pferde sich abmühten.

Auch die Bewohner der Vogelbeerburg sahen mich aus leuchtenden Augen an. Ich war froh, ihnen in diesen finsternen Zeiten ein bisschen Hoffnung geben zu können, fragte mich aber zugleich, ob ich nachher auch wirklich würde liefern können. Die Feinen hier freuten sich ebenfalls, dass meine Kinder sicher auf die Welt gekommen waren und ich sie bei den Menschen versteckt hatte. Sie nickten dazu, als wäre das ganz normal, und mir fielen wieder die alten Märchen ein. Vielleicht basierten sie ja auf tatsächlichen Geschehnissen.

Zwiesprache mit dem Land musste im Freien gehalten werden, also mummelte ich mich ein, während meine Männer sich drinnen aufwärmten, und setzte mich in den Hof. Ich dehnte meine Sinne nach dem Land aus und bekam Antwort – und verstand jetzt besser, was Jasmine und Dorian erzählt hatten. Es

kostete enorme Kraft, das Herz des Landes zu erreichen und irgendeine Art Verbindung herzustellen; damit war auch geklärt, warum Jasmine so fertig ausgesehen hatte. Aber ich konnte auch spüren, was sie damit gemeint hatte, dass das Land die Energie nicht sonderlich schnell verbrannte. Es brauchte sie und nahm meine Unterstützung gerne an, aber im Winterschlaf der Plage benutzte es meine Energie vor allem dafür, die Stärke seines Kerns zu bewahren. Nichts wurde in die lebende, atmende, alltägliche Erhaltung des Reiches gesteckt. Das machte mich traurig, aber es bedeutete hoffentlich, dass das Land wirklich eine Zeit lang ohne mich überleben konnte.

Es galt, keine Zeit zu vertrödeln, also ritten wir gleich danach wieder zurück ins Dornenland, und ich hielt dort in der abendlichen Dunkelheit auch mit ihm Zwiesprache. Die Antwort war dieselbe, und als ich endlich in mein Schlafgemach schlurfen konnte, war ich sicher, dass ich auf

der Stelle einschlafen würde. Normalerweise machte es mich nervös, wenn schon Diener auf mich warteten, aber heute Abend war ich heilfroh, dass andere das Packen übernahmen und den Proviant zusammenstellten.

Man hatte auch ein prasselndes Feuer angemacht, was die Temperatur dermaßen hochgehen ließ, dass es später vielleicht sogar zu heiß sein würde – aber im Moment war es herrlich. Außerdem hatte das Personal einen Berg Decken und Kissen auf dem Bett bereitgelegt. Ganz bestimmt aber hatte es mir nicht Dorian aufs Bett gelegt.

Ich seufzte. »Was machst du denn hier?«

Er lag ausgestreckt oben auf den Decken, gegen einige Kissen gelehnt, mit den Händen hinter dem Kopf. Den Blick zur Zimmerdecke gerichtet, sah er aus wie jemand, der sich in Träumen und Fantastereien verlor. Oder in Plänen zur Erlangung der Weltherrschaft.

»Darauf warten, dass wir uns unterhalten können, natürlich.« Er blieb, wo er war, und

ich setzte mich auf einen Stuhl beim Bett. »Du glaubst doch nicht im Ernst, dass ich mich mit deiner oberflächlichen Erklärung zufriedengebe, wo du die ganze Zeit gewesen bist?«

»Du weißt, wo ich gewesen bin. Und auch, warum ich dort gewesen bin.«

Er brachte ansatzweise ein Schulterzucken zustande. »Ja, schon. Aber was ist mit deinen Kindern? Willst du mir nicht mehr von ihnen erzählen? Ich hatte gehofft, Shaya würde das Frauenthema aufgreifen und dich ausfragen, aber sie hat mich im Stich gelassen. Und natürlich konnte *ich* dich vor den anderen nichts dergleichen fragen.«

»Natürlich nicht.« Ich verdrehte die Augen. »Willst dir ja nicht deinen Ruf als harter Mann ruinieren.«

»Um den zu ruinieren, bräuchte es weit mehr als ein Gespräch über kleine Kinder, meine Liebe.«

Ich streckte die Beine aus und war überrascht, dass sie von oben bis unten leicht

wehtaten. »Schön. Was möchtest du wissen? Ich werde dir *nicht* sagen, wo sie sind.«

»Würde mir im Traum nicht einfallen.« Er richtete seinen Blick wieder nachdenklich nach oben. »Ich weiß nicht. Erzähl mir das Wichtigste. Wie heißen sie? Sind sie wirklich guter Gesundheit, nachdem sie so früh gekommen sind?«

»Sie heißen Isaac und Ivy.«

»Isaac?«

»Das ist ein schöner Name. Ein Menschenname.«

»Dessen bin ich mir bewusst. Aber es ist nicht der Name, den ich einem Eroberer von Welten gegeben hätte.« Er überlegte. »Ich hätte Thundro oder Ragnor genommen. Vielleicht nenne ich ihn einfach trotzdem Thundro.«

»Das ist lächerlich, und das weißt du auch. Sie heißen Isaac und Ivy. Und mein Sohn wird kein Eroberer von Welten.«

»Sagst du. Nun erzähl weiter.«

Ich dachte an seine Fragen, und mir wurde

ganz anders, als ich plötzlich die Gesichter der Zwillinge vor Augen hatte. »Sie sehen aus wie ... na ja, sie kommen nach mir. Bis jetzt. Keine Spur von ... von *ihm*. Davon abgesehen lässt sich total schwer einschätzen, wie sie mal sein werden. Und sie sind natürlich winzig klein. Kleiner, als es gut wäre. Aber es ist alles dran – und alles ist gut geraten. Und sie wachsen jeden Tag. Bald können sie nach Hause.« Ich führte nicht weiter aus, wo zu Hause war – weil ich das eigentlich selbst nicht so genau wusste –, sondern fing an zu erzählen, was in der Frühchenstation alles passiert war. Dorian machte das typische erstaunte und verwirrte Gesicht eines Feinen, der sich Technikram anhören muss, aber als ich fertig war, wirkte er richtig beeindruckt.

»Ja, nun, das hört sich an, als wäre es ein Segen gewesen, dass sie an einem Ort waren, wo man ihnen helfen konnte, das Ganze durchzustehen«, sagte er. »Aber erzähl, wie geht es *dir* mit alledem?«

Ich unterdrückte ein Gähnen. »Ich bin nicht gerade scharf darauf, eine lange Reise durch Schnee und Eis zu unternehmen. Und genauso wenig finde ich es toll, dass wir nicht sicher wissen, wo wir hinmüssen, aber verglichen mit der Alternative ist das wohl –«

»Nein, nein«, unterbrach er mich und setzte sich auf, damit er mir in die Augen sehen konnte. »Ich meine nicht mit dieser dummen Eibenlandgeschichte. Sondern damit, von Ivy und Thundro getrennt zu sein. Wie kommst du damit zurecht? Es muss dir doch schwerfallen, nicht bei ihnen zu sein, wo sie beide noch so zart sind.«

Meine Antwort ließ lange auf sich warten. Von Roland abgesehen – der ja miterlebt hatte, wie schwer mir der Abschied von den Zwillingen gefallen war – hatte mich bis jetzt niemand großartig gefragt, wie es mir damit ging, dass ich sie hatte zurücklassen müssen. Alle hatten etwas über ihre Geburt hören wollen und dass sie sicher waren und man sich um sie kümmerte, aber meine Gefühle

bei der ganzen Sache waren nie Thema gewesen. Ich war Eugenie, Königin von Vogelbeere und Dorne, die Tochter des Sturmkönigs. Von mir wurde erwartet, dass ich bereitwillig in dieses neue Abenteuer zog und meine Pflicht tat.

»Es ist schrecklich«, sagte ich schließlich und konnte ihm nicht in die Augen sehen. Ich hasste es, wenn er total ernst wurde. »Ich wollte nicht zurückkommen, nicht mal, als Roland mir erzählt hat, wie schlimm hier alles ist. Von ihren Bettchen wegzugehen, war wahrscheinlich das Schwierigste, was ich je gemacht habe. Aber mich anders zu entscheiden, hätte mir auch totale Schuldgefühle gemacht. Ich hasse mich dafür, dass ich sie zurückgelassen habe, und ich hätte mich dafür gehasst, euch alle im Stich zu lassen. Ich hab das Gefühl, zwischen den Welten zerrissen zu sein.«

Dorian schwang die Beine über die Bettseite. »So hast du dich schon gefühlt, als wir uns zum ersten Mal begegnet sind.«

Ich ließ mir das durch den Kopf gehen. »Da ist was dran.«

»Nun, Sorge dich nicht. Ich werde dir helfen, das Problem mit dieser Plage zu lösen, damit du rasch zu ihnen zurückkehren kannst.« Er stand auf und nahm meine Hand. »Versprochen.« Seine Lippen streiften meinen Handrücken, dann ließ er wieder los. Ich starrte ihm verblüfft hinterher, als er zur Tür ging. Bevor er sie hinter sich schloss, warf er einen Blick zu mir zurück. »Ach, und falls es dich interessiert – ich bedaure, dass du unter diesen Umständen zurückkommen musstest, aber ich freue mich trotzdem, dich wiederzusehen.«

»Danke«, sagte ich dümmlich, ohne auch nur einen richtigen Satz bilden zu können. Ich wollte ihm gern hundert andere Dinge sagen, zum Beispiel, dass ich sein Mitgefühl zu schätzen wusste und auch, dass er versucht hatte, mir zu helfen, bevor ich aufgebrochen war. Ich wollte ihm sagen, wie schade es war, dass ich ihm nicht mehr vertraute ... aber die

Worte blieben mir im Hals stecken.

Er verließ mich, und ich war verblüfft. Keine Spötteleien, keine versteckten Anspielungen. Nur Ernsthaftigkeit und Aufrichtigkeit. Er hatte meinen Schmerz gesehen und mir seinen Trost angeboten. Ich glaubte nicht, dass es so leicht sein würde, diese »dumme Geschichte«, wie er es nannte, in Ordnung zu bringen, aber der dahinterstehende Gedanke bedeutete mir trotzdem viel. Das war nicht der Dorian, den ich vor zwei Monaten verlassen hatte.

Aber so sehr mich sein Verhalten auch berührte, ich konnte nicht länger darüber nachdenken. Wir hatten morgen viel vor, und ich war todmüde. Ich besaß noch genug Geistesgegenwart, um meine Oberbekleidung auszuziehen und erst dann unter die vielen Decken zu kriechen. Kurz bevor ich einschlief, glaubte ich noch den Duft von Äpfeln und Zimt zu erschnuppern, wo Dorian gelegen hatte.

Am nächsten Morgen war er wieder so zu

Scherzen aufgelegt, wie man ihn kannte. Allerdings ohne jeden beißenden Sarkasmus, und ich merkte, dass er eigentlich nur alle mit seinen witzigen und geistreichen Bemerkungen aufmuntern wollte. Die anderen waren zwar angespannt, aber ich glaube, sie freuten sich auch auf unser Abenteuer. Sie waren zu lange untätig gewesen und heilfroh, endlich etwas *unternehmen* zu können, das das Problem vielleicht löste.

Außer Dorian, Jasmine, Pagiell und Rurik waren noch drei Wachen dabei, ein Mann und eine Frau aus meiner und ein Mann aus Dorians Truppe. Alle drei waren erfahrene Kämpfer, und Dorians Mann, Alistir, war außerdem noch Heiler. Shaya kam zu unserem Abschied, und da Rurik und sie sich richtig voneinander losreißen mussten, war klar, dass sie ihre Differenzen von gestern Abend längst beigelegt hatten.

Wir ritten in den wieder einmal eisigen und stürmischen Tag hinaus. Jasmine, Pagiell und ich wollten alle drei unsere Magie dazu

verwenden, unser Vorankommen zu erleichtern, aber Dorian riet davon ab. »Auf der Straße werden wir zurechtkommen. Die Pferde sind ausgeruht und wir auch. Fangt nicht so früh an, eure Kräfte zu verbrauchen – zumal wir nicht wissen, ob uns nicht noch schlechteres Wetter erwartet.«

Wir kamen tatsächlich leichter voran, sobald wir eine der Hauptstraßen erreichten; darum beherzigte ich seinen Rat. Nach dem, was ich gehört hatte, steigerte sich die Plage gelegentlich zu heftigen Schneestürmen. Dann würden wir unsere Magie noch dringend brauchen.

Wir waren ungefähr einen halben Tag unterwegs, noch immer in guter Stimmung, als wir ins Zedernland wechselten. Sein König gehörte zu meinen Verbündeten, obwohl ich nur selten Zeit dort verbracht hatte. Die Schneelandschaft sah genauso aus wie überall, darum bemerkte ich erst, dass weiter vorn jemand auf die Straße getreten war, als wir schon fast bei ihm waren.

Ich erkannte ihn sofort. Ich rief die Beschwörungsformel für Volusian und schwang mich vom Pferd. Als meine Füße den Boden berührten, hatte ich schon die Pistole und das Silberathame gezogen. Im Vorwärtsstürmen zog ich die Kräfte der Luft um mich zusammen. Sie bauten sich auf, voller Spannung, vibrierend, und warteten nur darauf, dass ich sie losließ. Ich hörte, wie hinter mir Schwerter gezogen wurden, aber ich achtete nicht weiter darauf, als ich vor dem Neuankömmling zum Stehen kam.

Es war Kiyo.

Bei unserer letzten Begegnung hatte er versucht, mich zu töten. Er sah noch genauso aus wie immer mit seiner gebräunten Haut und den kinnlangen schwarzen Haaren. Ein Anorak von North Face bedeckte seinen muskulösen Körper. Er sah mich gelassen an und zuckte nicht mit der Wimper, nicht einmal als ich die Klinge an seine Kehle hielt.

»Du hast ja keine Ahnung, in was du gerade hineingelaufen bist«, sagte ich mit einer

Stimme, die auch nicht wärmer war als unsere Umgebung.

Die Wachsoldaten waren jetzt hinter mir in Position, aber auf einmal meldete sich Dorian. »Meine Liebe, vielleicht möchtest du ihn noch nicht jetzt gleich aufschlitzen.«

»Wieso nicht?«, fragte ich, ohne Kiyos Augen zu lassen.

Dorians Stimme war sorglos und unbekümmert. »Weil ich ihn gebeten habe, sich uns anzuschließen.«

KAPITEL 14

Es brauchte einige Selbstbeherrschung, damit ich mich nicht umdrehte und schaute, ob Dorian einen Witz machte. Aber meine Erfahrungen mit Kiyo – sein Mordversuch zum Beispiel – waren Mahnung genug, ihn im Auge zu behalten.

Kiyo für seinen Teil blieb ruhig und rührte sich nicht, obwohl seine exzellenten Reflexe zweifellos sofort übernehmen würden, wenn ich angriff. Sein Blick hob sich von meinem Gesicht zu einem Punkt hinter mir, zu Dorian wahrscheinlich.

»Dorian«, wollte ich wissen, »was soll das heißen?«

Ich hörte, wie jemand vom Pferd sprang, und einen Moment später kam Dorian und stellte sich neben Kiyo. »Genau das, wonach es sich anhört. Ich habe dir schon mehrmals gesagt, dass die Plage eine Angelegenheit aller betroffenen Königreiche ist. Also wollte

Mai wenn ihren Teil beisteuern.«

»Wir brauchen ihre Hilfe nicht«, knurrte ich.
»Wir werden auch allein damit fertig.«

Dorian zog seine Robe enger um sich. Sie war violett, mit Hermelinsaum. Anscheinend erforderten selbst Gefahrenmomente einen königlichen Stil. »Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Ich habe ihr gesagt, dass sie sich an der Aktion beteiligen kann, und sie bot mir den Kitsune hier an, da er in seiner Fuchsgestalt einen hervorragenden Kundschafter abgeben wird. Es schien vernünftig, die Differenzen beizulegen und für das größere Wohl einen Waffenstillstand zu schließen.«

Ehrlich, ich wusste gar nicht, wo ich anfangen sollte. Es stellte zugegebenermaßen einen Vorteil dar, Kiyo als Kundschafter einzusetzen. Er war der Sohn einer japanischen Fuchsnympe, also zur Hälfte Kitsune. Als solcher konnte er nach Belieben die Gestalt eines Fuchses annehmen und war uns anderen dann in Sachen Schnelligkeit

und Widerstandsfähigkeit gegen die Kälte überlegen. Sinnvoller Plan hin oder her, ich hatte trotzdem meine Vorbehalte.

»Differenzen beilegen?«, rief ich. »Er hat versucht, mich zu töten! Warum vergessen das eigentlich ständig alle?«

»Niemand hat das vergessen«, sagte Dorian. In seinem Blick glitzerte Stahl, seinem trägen Tonfall zum Trotz. Es gab mir die Hoffnung, dass er nicht völlig den Verstand verloren hatte. »Wobei er im Grunde versucht hat, deine Kinder zu töten. Da sie nicht hier sind, kannst du dich in relativer Sicherheit wiegen.«

Nun sagte auch Kiyo etwas. »Du hast mein Wort, Eugenie. Ich werde auf dieser Reise nichts tun, um dir zu schaden. Ich will bloß, dass diese Plage ein Ende findet.«

Ich sah fassungslos zwischen den beiden Männern hin und her. »Dein Wort ist nichts wert.«

Rurik trat plötzlich neben mich, das Schwert in der Hand. »Mein Herr, der Eichenkönig, hat

sich zweifelsohne von der Politik der Diplomatie verwirren lassen, Eure Majestät«, sagte er zu mir. »Gestattet mir, die Sache zu korrigieren, indem ich dieses erbärmliche Geschöpf aus der Welt schaffe, damit es Euch nicht länger lästig sein kann und wir wieder vorankommen. Eine Enthauptung dürfte die effizienteste Methode sein.«

Es waren die höflichsten Sätze, die ich von Rurik je gehört hatte. Es war auch das allererste Mal, dass er sich gegen seinen Herrn auf meine Seite stellte. Obwohl er schon vor langer Zeit in meine Dienste getreten war, hatte es immer so ausgesehen, als ob er sich mir zwar unterordnete, seine wahre Treue aber seinem einstigen König gehörte.

»Und wenn er's nicht macht, mach ich's!«, rief Jasmine.

Falls diese Drohungen Kiyō einschüchterten, so ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken. Er blieb, wo er war, das Gesicht ernst. Wir anderen spürten nun, da wir uns nicht mehr

bewegten, die Kälte, aber Kiyos unerschütterliche Haltung besagte, dass er hier den ganzen Tag lang herumstehen konnte.

»Ihr seid Narren, allesamt«, schalt uns Dorian. »Und melodramatisch obendrein.« Das Ironische daran, dass Dorian anderen vorwarf, melodramatisch zu sein, entging mir nicht. »Varia steht – die angeschlossenen Lande einmal beiseitegelassen – für ein einziges Königreich. Wir sind viele. Gebt mir keinen Anlass, abgedroschene Plattitüden abzusondern, als da wären ›vereint gegen den Feind‹ und ›Bruderkriege führen in den Untergang‹. Klischees öden mich an, und wenn ich noch länger hier herumstehe, kühle ich aus.«

Kiyo sah mich unverwandt an. »Ich habe jeden Grund der Welt, euch dabei zu helfen, dieser Plage ein Ende zu machen, und keinen einzigen, euch in den Rücken zu fallen. Und nun gehe ich auf Erkundung.« Was das mit dem In-den-Rücken-fallen anging, war ich mir

nicht so sicher, aber bevor ich weiter protestieren konnte, verwandelte sich Kiyō in einen kleinen Rotfuchs. Im nächsten Moment huschte er schon die Straße hinunter. Man konnte nicht sagen, dass der Schnee ihn verlangsamte.

»Das ist keine gute Idee«, warnte ich Dorian.

»Man könnte einwenden, dass unser ganzer Plan keine gute Idee ist«, erwiderte er.

Wir setzten uns wieder in Bewegung, aber die Unternehmungslust und die gute Stimmung waren dahin. Bis auf Dorian waren alle entweder verblüfft über diese Wendung oder stinksauer. Ich sah, wie Rurik zu meinen Wachen – Keeli und Danil – hinübertrötete und leise etwas zu ihnen sagte, das mit einem grimmigen Nicken quittiert wurde. Ich hatte den Eindruck, dass er ihnen entweder befohlen hatte, mich nicht aus den Augen zu lassen oder Kiyō, sobald sich die Gelegenheit ergab, irgendwohin zu locken, wo sie mit ihm allein waren, und ihn einen Kopf kürzer zu machen. Bei Rurik war es

schwer zu sagen, welche Strategie ihm mehr zusagte.

»Volusian«, sagte ich. Er geisterte hier immer noch herum, seit ich ihn gerufen hatte. »Geh du auch vor – und schau, was Kiyo macht. Überzeuge dich davon, dass er wirklich allein ist und sich nicht mit Weidensoldaten trifft.« Volusian verschwand.

Das Wiedersehen mit Kiyo hatte mich total aufgewühlt. Ich konnte nicht fassen, dass ich mich gerade dazu hatte bringen lassen, ihn als Verbündeten zu akzeptieren. Und wie sollte ich ihm *nicht* übel nehmen, was ich seinerwegen hatte durchmachen müssen? Er hatte versucht, mich und meine Kinder zu töten. Maiwenn und er waren schuld daran, dass ich das letzte halbe Jahr praktisch auf der Flucht hatte verbringen müssen. Das waren Dinge, die ich ihm nicht vergeben würde. Ich wusste nicht einmal, ob ich sie »für das übergeordnete Wohl« vorübergehend beiseiteschieben konnte.

Gleichzeitig war ich mir bewusst, dass Kiyo

und ich uns einmal sehr nahegestanden hatten. Zwischen uns hatte es eine tiefe Verbindung gegeben. Ich hatte ihn geliebt. Aber ich hatte mit diesen Gefühlen inzwischen auch abgeschlossen, und sie würden mich keinen Moment lang zögern lassen, falls er mich noch einmal attackierte. Bloß ging mir nicht aus dem Kopf, dass der eigentliche Grund für unseren Konflikt darin lag, dass Kiyo der Vater meiner Kinder war. Sie waren ein Wunder für mich, das Aufregendste beider Welten. Aber sie waren zur Hälfte seine Kinder. Was bedeutete das? War etwas Gutes in ihm? Etwas Böses in ihnen?

Weder noch, Eugenie, wurde mir klar. Niemand ist eine Kopie seiner Eltern. Jedes Individuum ist eine eigenständige Persönlichkeit, ganz egal, von wem er oder sie abstammt. Jasmine und ich bewiesen das. Kiyo stellte in keiner Weise eine Vorlage dafür dar, wie Isaac und Ivy waren oder werden würden.

»Nun schau doch nicht so finster«, bemerkte

Dorian und lenkte sein Pferd neben mich.
»Was geschehen ist, ist geschehen.«

Ich fixierte ihn mit dem eben beschriebenen Blick. »Tja, schön, wäre halt nett gewesen, du hättest mich vorgewarnt. Aber nein. Wie immer hast du Informationen zurückgehalten und beschlossen, die Fäden zu ziehen, ohne dich vorher mit jemandem abzustimmen.«

»Es war anmaßend, gewiss.« Für Dorian war das ein riesiges Zugeständnis. »Aber ich wusste, dass es dir so oder so nicht gefallen würde. Hättest du es vorher gewusst, hättest du schlicht mehr Zeit gehabt, Streitigkeiten zu forcieren. Wie die Dinge liegen, hat er sich uns angeschlossen und ist jetzt weit vorn und erkundet hilfreicherweise in seiner behaarten, müffelnden Gestalt die Lage. Also in seiner Fuchsgestalt, meine ich. Das muss man ja dazu sagen.«

Ich schüttelte den Kopf und konnte über seine lässige Haltung nur staunen. »Und du glaubst ernsthaft, damit wäre das abgehakt? Alles ist vergeben und vergessen, und er findet es jetzt

auf einmal ganz schick, dass ich die Enkel des Sturmkönigs großziehen werde, weil wir ja alle in einem Superteam vereint sind? Das ist naiv.«

Da wurde Dorians Miene hart. »Ebenso naiv ist es, zu glauben, dass ich ihm leichtfertig die Möglichkeit geben würde, dir oder deinen Kindern etwas anzutun. Wie oft muss ich dir noch versichern, dass ich dich beschütze? Glaubst du ernsthaft, dass ich einfach danebenstehen werde, wenn er versuchen sollte, euch auch nur ein Haar zu krümmen? Eugenie, wenn er dich auch nur schief ansieht, werden Rurik und seine Verschwörer dort drüben keine Gelegenheit zum Handeln haben, weil ich dieses Kitsune-Halbblut dann längst selbst durchbohrt habe.« Zu meinem Erstaunen wurde Dorians Ton gleich wieder ruhig und entspannt. »Wie dem auch sei. Ich frage mich, wo wir heute unser Nachtlager aufschlagen werden.«

Er ritt zu den Soldaten hinüber, um mit ihnen zu plaudern. Ich blieb in verblüfftem

Schweigen zurück.

Den Großteil des restlichen Tages über saßen wir im Sattel, was mir reichlich Gelegenheit gab, über Dorian und Kiyō nachzudenken, die mir beide aus total unterschiedlichen Gründen Kopfschmerzen bereiteten. Obwohl ich so eingepackt war, spürte ich die Kälte immer mehr, besonders als die Sonne unterging. Die Pferde stapften unerschütterlich voran, aber wir wussten alle, dass sie nicht so lange durchhalten würden wie normalerweise, unter wärmeren, angenehmeren Bedingungen.

Volusian kehrte zurück und berichtete mir, dass Kiyō nichts anderes getan hatte, als wie versprochen die Straße auszukundschaften. Außerdem betonte mein Hilfsgeist, dass Kiyōs Beobachtung die langweiligste Tätigkeit aller Zeiten gewesen war und eine Verschwendung seiner mächtigen Fähigkeiten darstellte. Wenig später kam auch Kiyō wieder angetrottet und verwandelte sich in seine Menschengestalt zurück, als

unser Trupp anhielt. Er deutete über seine Schulter nach hinten.

»Zwei weitere Länderwechsel voraus. Es müssten das Ulmen- und das Palmenland sein, aber das ist hier draußen schwer zu sagen.«

Ulme und Palme. Beides keine Länder in meiner »Gegend«. Tatsächlich waren wir schon seit ein paar Stunden durch keine bekannten Königreiche mehr gekommen. Von diesen beiden Ländern hatte ich immerhin gehört – sie gehörten nicht zu Varias Verbündeten –, aber es führte mir deutlich vor Augen, dass wir weitab von unseren üblichen Wegen unterwegs waren.

»Gleich hinter der zweiten Grenze kommt ein Dorf«, sagte Kiyō. Er zögerte, dann setzte er hinzu: »Vielleicht können wir dort unser Lager aufschlagen ...«

»Von wegen vielleicht.« Rurik trieb sein Pferd zu einem leichten Trab an. »Besser verbringen wir die Nacht in irgendeiner noch so dürftigen Behausung als hier draußen im

Freien.«

Kiyo runzelte die Stirn. »Ja, aber dieses Dorf ... also, es ist in keiner guten Verfassung.«

Dorian begriff – im Gegensatz zu mir. »Glaubst du, sie sind verzweifelt genug, uns wegen unseres Proviantes anzugreifen?«

»Das nicht.« Kiyo deutete auf die bewaffneten Soldaten. »Der Zustand dieser Leute ist zu schlecht, als dass sie mit ihnen fertig werden könnten, und ich glaube, das wissen sie auch. Ich wollte nur, dass ihr euch darüber im Klaren seid, in was wir da hineinspazieren.«

»Recht so«, sagte Dorian. »Nur haben wir kaum eine Wahl.«

Wir ritten weiter, und die innere Ruhe, die ich während Kiyos Abwesenheit hatte erreichen können, löste sich jetzt, wo er wieder bei uns war, in nichts auf. Ich glaube, das Einzige, was seine Anwesenheit für mich erträglich machte, war, dass er uns in seiner Fuchsgestalt begleitete, in der er ja besser vorankam.

Wir stießen tatsächlich nicht weit hinter der zweiten Grenze, also im Palmenland, wie Dorian bestätigte, auf ein Dorf. Es lag ein Stück von der Straße entfernt und sah aus wie eine Kulisse aus dem Musical *South Pacific*, mit leicht gedeckten Hütten, die sich mitten in dieser Winterlandschaft total absurd ausnahmen. Die Palmen, die dem Land seinen Namen gegeben hatten, waren unnatürlich groß, aber das hatte sie nicht vor dem Erfrieren retten können. Sie waren allesamt abgestorben, hatten sich nicht ans Leben klammern können wie die Bäume im Vogelbeerland. Einige Bewohner des Palmenlands kamen nach draußen, um sich unsere Ankunft anzuschauen; andere beobachteten uns aus der Sicherheit ihrer schneebedeckten Hütten heraus. Einen befremdlichen Moment lang hatte ich das Gefühl, in die Zeit kurz nach der Übernahme des Dornenlands zurückversetzt worden zu sein, als meine Dörfer unter einer Dürre gelitten hatten.

Manchen war es ziemlich dreckig gegangen, aber den Leuten hier ging es noch viel schlimmer. Im Dornen- und im Vogelbeerland wurden Lebensmittel derzeit rationiert, aber verglichen mit diesen Hungergestalten gab es in meinen Reichen noch jeden Tag ein Festessen. Auch nahm sich die zusammengestoppelte Winterkleidung meines Volkes gegen die armseligen Lumpen der Leute hier geradezu luxuriös aus. Die Kleidung bedeckte kaum ihre Leiber. Unbehagen erfüllte mich.

»Geht es meinen Dörfern auch so?«, fragte ich niemanden Bestimmtes. Seit meiner Rückkehr hatte ich nur mit Leuten gesprochen, die in meinen Burgen arbeiteten, aber nicht mit denen, die woanders lebten. In den Burgen ging es den Leuten immer ein bisschen besser als in den Dörfern und Städten.

»Nein, Eure Majestät«, sagte Danil, der Wachsoldat, und kam nach vorn an meine Seite. »Ich bin früher schon in diesem Reich

gewesen – vor der Plage. Es blühte und gedieh. Das Wetter war so mild, dass überall die üppigsten Früchte wuchsen. Man konnte einfach vors Haus treten und sich seine Mahlzeit pflücken. Niemand musste etwas für den Winter oder den Handel beiseitelegen.«

»Und darum«, vermutete ich, »hatte auch niemand etwas, als die Plage kam.« Leicht war die Lage auch in meinen Reichen nicht gewesen, aber ein paar Dinge hatten die Katastrophe etwas abgefedert. Normalerweise musste das Dornenland einen Großteil seiner Nahrung importieren; entsprechend große Mengen waren eingelagert gewesen. Als dann ein Großteil der Ernten ausfiel, konnten diese Vorräte unter beiden Reichen verteilt werden. Ebenso hatte das wechselhaftere Klima des Vogelbeerlands zur Folge, dass dort laufend wärmere Kleidung und so weiter produziert wurde, die sich mit dem Dornenland teilen ließ, deren Einwohner normalerweise (wie die des Palmenlands) nur die allerleichteste

Kleidung benötigten.

»Sie müssen schreckliche Angst vor uns haben«, sagte ich leise, als wir in der Dorfmitte angelangten. »Die meisten scheinen sich zu verstecken.«

Rurik warf mir kurz einen Blick zu, dann stieg er ab. »Die meisten dürften tot sein.«

Er ging los, um das Verhandeln zu übernehmen. Ich fragte mich, ob er diplomatiertechnisch unsere beste Wahl war, aber von den anderen hatte niemand etwas dagegen. Ich bekam nur einen Teil des Gesprächs mit, aber jemand, der so aussah, als ob er etwas zu sagen hatte, deutete zu einigen Hütten, während er mit Rurik redete. Derselbe Mann warf auch immer wieder einen misstrauischen Blick auf unsere Waffen.

»Er verlangt für die Unterkunft wahrscheinlich etwas zu essen«, sagte Pagiel. »Und weiß aber zugleich, dass er nichts ausrichten kann, wenn wir seine Forderungen nicht erfüllen.«

»Ich wünschte, wir hätten etwas zu essen für

sie«, sagte ich. Ein paar Kinder schauten uns aus den Hütten heraus an, und ihr Anblick brach mir das Herz. Ich musste an Isaac und Ivy denken und wie es wäre, wenn sie auch unter solchen Bedingungen leiden würden. »Ich könnte meine Rationen kürzen.«

»Ich würde dich dazu ermuntern«, sagte Dorian nicht unfreundlich. »Das heißt, wenn ich genau wüsste, wie lange unsere Reise noch dauert. Wir haben ja nur geschätzt, wie viele Tagesrationen wir mitnehmen müssen. Wenn unsere Einschätzung stimmt, wäre es nicht schlimm, wenn du ein, zwei Tage von gekürzten Rationen leben müsstest. Aber es kann ebenso gut sein, dass wir zwei Wochen lang nicht genug zu essen haben. Wir dürfen kein Risiko eingehen – nicht wenn wir die Chance haben, der Plage ein Ende zu machen.«

Ich nickte. Ich wusste, dass er recht hatte, aber davon ging das schlechte Gefühl auch nicht weg.

Rurik kam zurück und machte ein verwirrtes

Gesicht. »Sie sagen, wir können in ein paar Hütten übernachten, die sie haben. Sie stehen leer.« Er brauchte nicht auf den bitteren Grund hinzuweisen, warum es so viel freien Wohnraum gab.

»Was wollen sie im Gegenzug dafür?«, fragte Kiyo.

»Das ist ja das Merkwürdige«, sagte Rurik. »Sie haben um nichts gebeten – wir sollen sie nur beschützen, solange wir hier sind.«

Ich zog eine Augenbraue hoch. »Und wovor genau sollen wir sie beschützen?«

»Nun, da haben sie sich nicht allzu klar ausgedrückt. Im Wesentlichen haben sie nur gesagt, vor dem ›Sturm‹«, antwortete Rurik. Das ließ uns natürlich alle in den Himmel schauen. Oben zeigte sich nichts, was wir nicht schon kannten, und meine Sinne bekamen auch nichts von einem herannahenden Schneesturm mit. Angesichts der Natur der Plage war es schwer zu sagen, was passieren würde. »Ich habe einfach Ja dazu gesagt.« Rurik sah uns fragend an.

»Richtig so«, versicherte ich ihm. Ich stieg vom Pferd und war wenig überrascht, wie steif und wund sich mein Körper anfühlte. Ich wusste, dass ich mich in ein paar Tagen wieder ans Reiten gewöhnt haben würde, aber es würden lange Tage werden. »Dann wollen wir uns unsere Unterkünfte mal ansehen.«

Es gab mehr als genug Hütten. Wir hätten jeder eine eigene nehmen können, aber Jasmine versicherte schnell, dass wir uns eine teilen würden. Ich glaube wirklich, sie wollte mich, da Kiyo mit dabei war, nicht allein lassen. Die Hütten schienen nur so klein, denn als wir unsere betraten, zeigte sich, dass sie einmal eine Familie beherbergt hatte. Es gab jede Menge Platz und sogar Trennwände, mit denen sich Gemeinschafts- und Schlafräume abteilen ließen. Wir hatten saubere Feldbetten und einen Esstisch, und glücklicherweise waren nirgendwo persönliche Gegenstände der verschwundenen Familie zu sehen. Die

Wände und das Dach reichten aus, um Windböen oder Tropenregen abzuhalten, aber von Wärmeisolierung konnte keine Rede sein. Eine Feuerstelle, die eigentlich zum Kochen gedacht war, stellte unsere einzige Heizmöglichkeit dar.

Wir waren da höchstens eine Minute lang drin, als eine junge Frau hereingeschlüpft kam. Sie schien nicht älter zu sein als Jasmine, aber das harte Leben hatte sie gezeichnet. Sie ging vor der Kochstelle in die Hocke und machte flink Feuer.

»Ach«, sagte ich, »diese Mühe brauchst du dir nicht zu machen. Wir wissen, wie man ein Feuer macht.« Ohne diese Fertigkeit kam man in einer Welt, in der es weder Feuerzeuge noch Grillanzünder gab, gar nicht aus.

»Es ist keine Mühe, Mylady«, erwiderte das Mädchen, ohne mich anzusehen.

»Eugenie. Ich heiße Eugenie.«

»Ich weiß, wer Ihr seid, Mylady.«

Das Feuer erwachte prasselnd zum Leben

und loderte so rasch auf, dass unsere Helferin wohl über eine Art Feuermagie verfügen musste. Definitiv eine Fähigkeit, die man in diesen Zeiten gebrauchen konnte.

»Wie heißt du?«, fragte ich.

»Rhona«, sagte sie und stand auf. Jetzt, wo sie mich anschaute, konnte ich sie besser sehen und bekam einen Eindruck davon, wie schwer ihr die Plage zugesetzt hatte. Ihre Wangen waren eingefallen, und sie hatte dicke Tränensäcke unter den Augen. Die Lumpen, mit denen sie sich warm zu halten versuchte, taugten überhaupt nicht für dieses Wetter und offenbarten eine Figur, die hauptsächlich aus Knochen bestand. Außerdem fiel mir auf, dass ihr an der linken Hand zwei Finger fehlten, und ich fragte mich, ob sie ihr abgefroren waren. Die Hand war verbunden, was auf eine kürzliche Verletzung hindeutete.

In diesem Moment wollte ich ihr so dringend etwas zu essen geben, dass meine Hände wie von selbst nach meinem Reisegepäck

griffen. Mir fiel wieder ein, was Dorian gesagt hatte, und ich zwang mich dazu, vorauszudenken. Ihr etwas zu geben – und sei es ein Streifen Trockenfleisch –, schien mir keine große Sache zu sein. Aber was, wenn dieses Stück Fleisch jemanden von uns am Leben erhielt, wenn wir im Eibenland ankamen? Was, wenn dieses Stück den Unterschied machte, ob wir der Plage ein Ende setzten oder scheiterten?

Ich fällte eine Entscheidung, griff in mein Gepäck – und zog einen Pullover hervor.

»Hier. Nimm den.«

Rhonas braune Augen wurden groß. »Herrin, das darf ich nicht. Er ist zu gut.«

Gut? Er zählte zu den Sachen, die ich in einem Secondhandladen in Tucson aufgetrieben hatte, ein roter weihnachtlich gemusterter Pulli aus Wolle mit weißen Schneemännern darauf.

»Ich bestehe darauf«, sagte ich mit meiner gebieterischsten Stimme. »Es stellt eine schwere Beleidigung der Königin dar, wenn

du ihn nicht annimmst.«

Mein Bluff funktionierte. Rhona schnappte sich den Pulli und presste ihn an ihre Brust. »Habt Dank, Mylady. Habt Dank«, sagte sie immer wieder und bewegte sich unter Verbeugungen rückwärts zur Tür. Als sie weg war, seufzte Jasmine.

»Das hättest du nicht tun sollen. Wenn du ihn nun später brauchst?«

»Ich hab noch ein paar andere. Und sie braucht ihn wesentlich dringender.« Als ich Jasmynes skeptischen Blick sah, fügte ich hinzu: »Wie schaffst du es, das alles zu sehen und dich nicht davon fertigmachen zu lassen?«

»Ich versuche, es eben nicht zu sehen«, sagte sie unverblümt. »Oder nicht darüber nachzudenken. Nur so habe ich die letzten Monate überstehen können.« Es klang brutal, aber dann wurde mir klar, dass ich ihre Argumentation verstehen konnte – und dass mir das gar nicht gefiel. Sie warf ihr Gepäck kurzerhand auf den Boden und streckte sich.

»Ich geh mal ein bisschen rüber zu Pagiel.«

Ich wusste, dass Pagiel für die Nacht eine eigene Hütte hatte, und fragte mich, ob ich versuchen sollte, die Anstandsdame zu spielen. Am Ende ließ ich sie gehen, ohne etwas zu sagen. Sie war über unsere gemeinsame Zeit hinweg immer verantwortungsbewusster geworden, und außerdem, wer war ich denn, dass ich ihr in diesen Zeiten ein bisschen Glück missgönnen wollte? Ich zog einen Stuhl so dicht an die Feuerstelle heran, wie es ging, und wärmte mich, während ich gleichzeitig versuchte, nicht in Grübeln darüber zu verfallen, was Isaac und Ivy wohl gerade machten.

Es klopfte hinter mir, und ich rief »Herein«, ohne mich auch nur umzudrehen. Was dumm war, wie sich herausstellte.

»Eugenie?«

Ich sprang auf und wirbelte herum, als Kiyo eintrat. Ich hatte die meisten Waffen bereits abgelegt, aber ein Athame steckte noch in meinem Gürtel. Ich zog es und hielt es

zwischen uns. »Keinen Schritt näher«, warnte ich ihn.

Er schloss die Tür und streckte flehend die Hände vor. »Ich will keinen Ärger machen. Ich bin nur gekommen, um zu reden.«

»Ich habe kein Interesse daran, mit dir zu reden. Ich will keine weiteren Beteuerungen hören, dass du nur mit auf die Reise gekommen bist, um uns zu helfen, und das Kriegsbeil begraben hast, um die Welt zu retten.«

»Also deshalb bin ich jetzt eigentlich nicht gekommen.«

»Ach. Dann willst du dich wohl dafür entschuldigen, dass du versucht hast, mich zu töten? Weil ich das nämlich auch nicht hören will.«

»Deshalb bin ich auch nicht gekommen.« Er verschränkte die Arme vor der Brust.

Autsch. Ich hatte gemeint, dass ich nicht hören wollte, wie er rumbettelte, und tatsächlich konnte keine Entschuldigung wiedergutmachen, was er getan hatte.

Trotzdem hätte der Versuch, Reue zu zeigen, irgendwie etwas, na ja, *Anständiges* gehabt. »Dann weiß ich wirklich nicht, warum du hier bist.« Ich setzte mich wieder auf den Stuhl und rückte ihn herum, damit ich Kiyō sehen konnte, und das Athame behielt ich in der Hand. Ich hatte nicht vor, in meiner Wachsamkeit nachzulassen, aber ich wollte kühles Selbstbewusstsein zeigen.

»Ich wollte mit dir über deine Kinder reden«, sagte er. »Es heißt, sie sind zu früh gekommen.«

Ich deutete auf meinen Bauch. »Offensichtlich.«

»Und sie sind am Leben?« Die klinisch-distanzierte Art, wie er das fragte, war ein Schock.

»Ja. Sie sind am Leben, und es geht ihnen gut.«

Kiyō seufzte bestürzt. Hätte er »Mist« gesagt, ich hätte ihm an Ort und Stelle eine verpasst. Stattdessen sagte er: »Eugenie, du musst dir doch darüber im Klaren sein, wie gefährlich

sie sind. Besonders der Junge.«

»Nein. Darüber bin ich mir ganz und gar nicht im Klaren. Ich weiß nur, dass es unschuldige Kinder sind, die ihr Leben noch vor sich haben; ein Leben, das sie selbst gestalten werden und nicht irgendeine Prophezeiung, und ich habe vor, ihnen einen guten, glücklichen Start zu geben.«

»Das klingt nett, aber auch naiv. Ich bin mir sicher, dein Vater hat auch mal als unschuldiges Kind angefangen. Aber was ist aus ihm geworden!«

Zorn loderte in mir auf, deutlich heißer als das Küchenfeuer. »Sie sind nicht wie er. Ich auch nicht. Und nichts, was du sagen kannst, wird mich vom Gegenteil überzeugen. Das hat nicht funktioniert, als ich schwanger gewesen bin. Und es wird auch jetzt nicht funktionieren.«

Wieder holte er tief Luft; er schien sehr um einen ruhigen und vernünftigen Eindruck bemüht zu sein. »Es geht mir nicht darum, grausam zu sein. Ich möchte das alles nicht.

Ich versuche nur, dieser Welt und der Menschenwelt einen Haufen Leid und Zerstörung zu ersparen.«

»Du möchtest nicht grausam sein?«, rief ich.
»Du zielst auf nichts anderes als den Tod eines Kindes ab – eines Säuglings! Und weshalb? Wegen einer Prophezeiung, die wahrscheinlich ohnehin nicht stimmt? Die beiden werden nicht einmal wissen, dass es die Anderswelt überhaupt gibt! Sie haben mit alledem hier nichts zu tun, und ich bin fest entschlossen, dass das auch so bleibt.«

In seinen Augen zeigte sich eine Spur von Verärgerung. Vielleicht funktionierte das Aggressionsbewältigungstraining, das er anscheinend absolviert hatte, ja doch nicht so gut. »Genau diese Einstellung haben alle, wenn sie versuchen, das Eintreffen einer Prophezeiung zu verhindern. Du kennst die alten Geschichten doch. So zu tun, als ob es eine Prophezeiung nicht gibt, führt dazu, dass sie wahr wird. Das Schicksal erfüllt sich immer auf eine Weise, mit der man nicht

rechnet.«

»Unsere Handlungen und Entscheidungen formen unsere Schicksale«, knurrte ich. »Ansonsten kann man ja gleich in die Grube springen. Ich kann nicht fassen, dass dir das nicht in den Kopf will! Du warst doch früher immer so vernünftig – jedenfalls bevor du beschlossen hast, deine eigenen Kinder umzubringen. Dir steht es überhaupt nicht zu, zu sagen, dass mein Sohn hier das Monster ist.«

Das hatte gesessen, und darauf hatte ich ja auch abgezielt. Ein seltsamer Ausdruck, aus dem ich nicht recht schlau wurde, trat in sein Gesicht. Er drückte weder ein schlechtes Gewissen noch Ärger aus, wie ich erwartet hätte. Bevor ich weiter darüber nachdenken konnte, öffnete sich ohne Anklopfen die Tür, und Dorian kam hereinspaziert, als würde er hier schon seit Jahren ein und aus gehen.

»Ja, so was«, sagte er munter. »Ich hoffe, ich habe euch nicht bei irgendetwas unterbrochen. Ich kam nur gerade vorbei und

dachte, ich schaue einmal, ob deine charmante rustikale Behausung irgendwelches Flickwerk benötigt. Meine Magie eignet sich hervorragend zum Beschwören von Steinen und Erde für kleine Ausbesserungsarbeiten an Haus und Hof.«

Er hatte diesen typischen harmlosen Blick und Tonfall drauf, aber ich ließ mich keine Sekunde lang täuschen. Dorian schaute nicht zufällig vorbei. Er hatte entweder gesehen, wie Kiyo hier hereingekommen war, oder jemand hatte es ihm erzählt. Mein Verdacht bestätigte sich, als Dorian seine Hände so auf die Hüften legte, dass seine Robe aufklaffte und das Schwert an seiner Seite enthüllte.

»Es ist alles bestens«, sagte ich mit einem schmalen Lächeln. »Kiyo hat mir nur wieder mal erklärt, warum mein Sohn ein Schrecken ist, vor dem es sich zu fürchten gilt.«

Dorian riss spöttisch die Augen auf. »Klein-Thundro? Ein Schrecken? Wohl kaum, es sei denn, wir reden hier von Windeln.«

Kiyo entglitt seine harte Miene für einen Moment. »Moment mal. Du hast deinen Sohn Thundro genannt?«

Ein lauter Schrei zerriss die Nacht und verhinderte, dass ich antwortete. Mir stellten sich die Nackenhaare auf. Es hatte weder nach Mensch noch nach Feinem geklungen. Ich sprang auf und schnappte mir meine Waffen. Dorian und Kiyo bewegten sich bereits zur Tür.

»Was zum Teufel war das?«, fragte ich, dabei war klar, dass sie auch keine Ahnung hatten.

Draußen war es inzwischen stockdunkel, und nur wohl platzierte Fackeln gaben Licht. Das schreckliche Gebrüll erklang von Neuem, gefolgt von den leiseren Angstschreien der Dörfler, die panisch Schutz suchten. Ich sah einen roten Flecken vorbeihuschen und hielt die fliehende Rhona am Arm fest.

»Was ist los?«, fragte ich drängend. Selbst im flackernden Fackelschein konnte ich sehen, dass sie so blass war wie der Schnee

um uns herum.

»Der Sturm«, rief sie. »Der Sturm kommt.« Sie wehrte sich verzweifelt gegen meinen Griff, und ich ließ sie los, noch verwirrter als vorher. Weitere Dörfler liefen vorbei, und binnen Minuten stand niemand mehr im Freien – außer meinen Reisegefährten und mir.

»Was ist denn los?« Rurik trat neben mich. »Werden sie überfallen?«

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Sie sagen immer wieder bloß, dass der –«

Wieder erklang dieses Brüllen, und diesmal kam sein Urheber in Sicht. Mir fiel die Kinnlade herunter.

»Das ist der Sturm?«, fragte ich.

Wenn man jedes Klischee und jede Karikatur des Schneemenschen nehmen und sie zu einem archetypischen Schneemonster vermengen würde, dann käme so etwas dabei heraus, was jetzt vor uns stand. Das Vieh war ungefähr sechs Meter groß und mit zotteligem weißen Fell bedeckt. Drei

gebogene Hörner ragten von seinem Kopf weg – eines auf jeder Seite und eines vorn. Seine Augen waren groß und schwarz, genau wie die zehn Zentimeter langen Klauen an seinen Händen. Als es brüllte, bekam ich kurz ein Maul voller rasiermesserscharfer Zähne zu sehen.

Dorian zog sein Kupferschwert. »Rurik, mein Freund. Wenn du das nächste Mal um unsere Unterkunft feilschst, dann erkundige dich ein bisschen genauer, worin genau unsere Bezahlung besteht.«

Da wir draußen im Freien standen, hätte ich gedacht, dass der Sturm – er verdiente diesen Namen wirklich – auf uns losstürzen würde. Stattdessen blieb er bei einer der Hütten stehen und riss mit einem Griff das Dach ab. Mir kam der Gedanke, dass Frost und Hunger vielleicht nicht die einzigen Ursachen für die geringe Einwohnerzahl waren.

Dorian machte eine winzige Handbewegung, und unter diesem Vieh begann der Boden zu

beben. Zwar nicht genug, um es umzuwerfen, aber es geriet ins Stolpern und vergaß die Hütte und ihre Bewohner kurz. Die Kämpfer unserer Truppe – Rurik, Alistir, Keeli und Danil – vergeudeteten keine Zeit und griffen an. Sie stachen dem Sturm mit ihren Schwertern ins Bein – oder versuchten es jedenfalls. Woraus seine Haut auch immer bestand, sie war für eine Kupferklinge zu zäh und zu dick. Vielleicht hätte nicht einmal eine Stahlklinge sie durchstoßen. Das Monster sah verärgert nach unten und fegte Danil und Rurik mit einer lässigen Handbewegung beiseite. Kiyo, der gleich hinter den Kämpfern kam, hatte sich in einen riesigen Fuchs verwandelt und versuchte, dem Sturm seine Fänge ins Bein zu treiben. Das Vieh schleuderte auch ihn beiseite.

Dann kam es auf uns Übrige zugestampft. Dorian verlangsamte es, indem er wieder den Erdboden manipulierte. Gleichzeitig spürte ich, wie Jasmines Magie aufloderte, und dem Ungeheuer flog eine Platte Schnee in die

Augen und blendete es für einen Moment. Ein cleverer Schachzug. Jasmynes Magie sprach zum Wasser, das auch in gefrorenem Zustand auf sie reagierte. Trotzdem war klar, dass das nicht reichte.

»Wir regen das Vieh nur auf«, sagte ich.

»Kannst du es in die Unterwelt verbannen?«, fragte Dorian.

»Nicht so einfach.« Wesen in Welten, wo sie nicht hingehörten – Feine und Geister etwa –, wurden durch ein Tor zurück in ihre eigene Welt gezogen. Ich konnte sie auch woandershin zwingen, in die Unterwelt etwa, was ihren sofortigen Tod bedeutete. »Bei seiner Größe muss ich ihn mit einem Todessymbol markieren. Ich weiß nicht, ob ich dicht genug rankommen und ihm dann auch noch das Symbol verpassen kann. Oder ihr. Keine Ahnung.«

Wie um meine Aussage zu unterstreichen, sprang die tapfere Keeli vor und versuchte erneut, das Vieh mit ihrem Schwert zu erwischen – was sich ein weiteres Mal als

ineffektiv erwies. Immerhin schaffte sie es diesmal, seinem wütenden Schlag geschickt auszuweichen, was sie vor allem weiteren Ablenkungsmanövern von Dorian und Jasmine zu verdanken hatte.

»Eugenie«, sagte Pagiel und berührte mich am Arm. »Ich habe eine Idee.« Er erklärte sie mir rasch.

Ich verzog das Gesicht. »Primitiv. Könnte aber klappen«, gab ich zu. »Welchen Baum?«

Wir sahen uns im Dorf um, und ich verfluchte die Nacht, da sie unsere Sichtweite einschränkte. »Diesen dort«, sagte Pagiel und zeigte dorthin. »Es ist der größte.«

»Okay.« Zu Jasmine und Dorian sagte ich: »Macht ihr beiden mal einfach weiter, damit dieses Vieh nicht merkt, was los ist.«

Ich zog die volle Kraft meiner Sturmmagie zusammen und zwang jedes Luftmolekül, das ich (bildlich gesprochen) in die Finger kriegen konnte, dazu, mir zu gehorchen. Neben mir spürte ich, wie auch Pagiel seine Luftmagie

herbeirief. Sie fühlte sich ganz ähnlich an wie meine, und wir waren in der Lage, unsere Kräfte aufeinander abzustimmen. Als ich mit ihm verbunden war, staunte ich, wie stark er war. Vielleicht hätte es mich nicht überraschen sollen, da Jasmine auch ziemlich geschickt mit der Luft war. Ich war zwar stärker, aber durch seine Unterstützung kam ich mir fast gottgleich vor.

Gemeinsam rissen wir eine der toten Palmen aus dem Boden, und zwar so, dass die Wurzeln zurückblieben und eine abgesplitterte Spitze hinterließen. Selbst unter ihren ungewöhnlich großen Artgenossen war diese Palme noch ein Riese. Vorsichtig stimmten wir uns aufeinander ab und hoben die Palme mithilfe der Luft an und kippten sie so, dass sie parallel zum Boden in der Luft schwebte.

»Wir müssen dafür sorgen, dass das sitzt«, sagte ich. »Wir brauchen einen Windstoß von der Wucht eines Hurrikans oder Tornados; sonst wirft er dieses Vieh bloß um. Ziele und mach dich bereit. Auf drei?« Pagiel nickte

knapp; sein Gesicht war voller Falten vor Anspannung, als er versuchte, in Sachen Magie mit mir mithalten. »Eins. Zwei ...« Die Luft knisterte vor Ladung, als ich mich bereitmachte, sie auf einen Schlag zu entfesseln. »Drei!«

Pagiel und ich ließen die Palme los. Sie schoss mit einer Wahnsinnsgeschwindigkeit auf das Vieh zu. Und sie war schwer. Der Stamm war zwar nicht geschärft wie eine Pfeilspitze, aber wenn etwas so Großes, so Schnelles und so Schweres einen trifft, dann richtet es auch Schaden an. Besonders, wenn es direkt auf die Brust gezielt ist.

Und mit dieser schroffen Spitze gelang es uns, die zähe Haut zu durchstoßen. Pagiels Hoffnung war es gewesen, dass die Palme das Vieh komplett durchbohrte, aber so gut waren wir nun auch wieder nicht. Trotzdem blieb der Stamm in der Brust des Viehs stecken, was vollauf reichte, um es zu töten. Der Sturm brüllte noch einmal, aber diesmal klang es völlig anders. Diesmal war es ein

Todesröcheln. Es machte noch ein paar unsichere Schritte, dann fiel es um. Es zuckte ein paarmal und bewegte sich nicht mehr.

»Cool«, sagte Jasmine.

»Und jetzt«, bemerkte Kiyo wieder in seiner menschlichen Gestalt, »wissen wir auch, wie wir mit eventuell auftauchenden Vampiren fertig werden.«

Die Dörfler kamen aus ihren Hütten und hatten es eilig, sich die Überreste des Monsters anzusehen, das sie terrorisiert hatte. Ich sah zu Pagiell hinüber, der sichtlich zitterte. »Alles in Ordnung mit dir?«, fragte ich.

Er lächelte matt, aber seine Augen leuchteten. »Ja. Ich hatte keine Ahnung, dass ich so etwas kann. Ich meine, eigentlich war ich es auch gar nicht. Das meiste habt ja Ihr getan.«

»Du warst auch nicht so schlecht«, sagte ich. »Du hast mehr Kraft, als du denkst. Ich glaube nicht, dass ich den Stamm ohne dich in das Vieh reingekriegt hätte.« Pagiell strahlte.

Neben ihm machte Jasmine ein finsternes Gesicht. »Die sind ja so was von undankbar.« Sie zeigte zu den Dörflern. Sie standen alle um das gefallene Monster herum; wir sahen nur ein paar Rücken. »Nicht mal ein Dankeschön.«

»Sie sind zu sehr beschäftigt«, sagte Kiyo, der von uns allen die schärfsten Augen hatte.

»Womit denn?«, wollte Jasmine wissen.

Kiyo grinste sie an. »Mit Schlachten. Das Vieh gibt ihnen Fleisch für Wochen.«

KAPITEL 15

Je weiter wir reisten, desto mehr lernten wir. Extreme Kälte und Hunger waren nicht die einzigen Probleme, vor die sich die Bewohner der Anderswelt gestellt sahen. Diese Welt wimmelte von allen möglichen Albtraumgeschöpfen, die den zivilisierten Königreichen in der Regel fernblieben. Ungeheuer, die an klimatische Kaltzonen angepasst waren, blieben normalerweise eher im Verborgenen, da die Monarchen es vorzogen, in ihren Reichen angenehme Lebensbedingungen zu schaffen.

Nun hatte sich das auf einen Schlag geändert. Monster, die in Eis und Schnee zu Hause waren, sahen sich dank Varia einer gewaltigen Vergrößerung ihres Lebensraums gegenüber. Sie kamen aus ihren Verstecken und suchten die frierenden Feinen heim. Da ein so großer Teil der Infrastruktur zusammengebrochen war, konnten die

Monarchen ihrem Volk kaum helfen, die Bedrohungen abzuwehren. Dieser ›Sturm‹ war nur das erste von vielen Winterungeheuern, denen wir begegneten. Eisdämonen, Albinotrolle, noch mehr Schneemenschen ... die Vielfalt erschien uns schier grenzenlos.

»Wieso sind in unseren Reichen noch keine solchen Monster gesichtet worden?«, fragte ich Dorian eines Tages. Es war Nachmittag, und wir ritten Seite an Seite. Ein paar Sekunden lang antwortete er nicht, und zum ersten Mal seit sehr langer Zeit wirkte er zwar noch nicht *erledigt*, aber doch müde. Wir waren jetzt eine Woche unterwegs, und das zehrte an uns allen.

»Aus verschiedenen Gründen, denke ich«, sagte er schließlich. »Zum einen ist es eine Frage der Logistik. Diese Wesen neigen dazu, in entlegenen Gebieten zu leben. Es braucht einfach seine Zeit, bis sie begreifen, dass die Plage ihnen die Tafel reich gedeckt hat, und dann müssen sie sich natürlich erst

einmal ausbreiten. Vielleicht haben sie unsere Lande schlicht noch nicht erreicht.«

Das war eine entmutigende Antwort, deren Ernst von seiner nüchternen Miene noch unterstrichen wurde. »Und zum anderen?«

»Wir haben uns im Kriegszustand befunden, als sich diese Katastrophe ereignet hat. Unsere Heere waren gut aufgestellt; es gab regelmäßige Patrouillen. Dabei ist es größtenteils geblieben, obwohl unsere Streitkräfte durch die Plage einige schwere Schläge einstecken mussten. Aber andere Königreiche? Wie das Palmenland? Die haben ein idyllisches, friedliches Leben geführt. Ihre Heere waren auf ein Minimum reduziert; also fehlte es ihnen schon an Mannstärke, als die Plage über sie kam, und jetzt, wo die Monster aus ihren Verstecken kommen, haben sie ihnen kaum etwas entgegenzusetzen.«

»Und wir?«, fragte ich. »Werden unsere Streitkräfte in der Lage sein, unser Volk zu beschützen?«

Er sah mich für einen langen Moment an, und ich hatte den Eindruck, dass er überlegte, ob er die Wahrheit sagen oder mich beruhigen sollte. Er entschied sich für Ersteres. »Ich weiß es nicht. Wir sind besser gestellt als die meisten, und es ist ein Gesetz der Natur, dass Raubtiere leichte Beute bevorzugen. Ich wünsche keinem dieser Lande Böses, aber sie sind für Schneemonster wahrscheinlich attraktiver als wehrhafte Lande wie unsere.«

Seine Behauptung wurde durch die Tatsache bestätigt, dass etliche der Wesen versuchten, sich zurückzuziehen, wenn sie merkten, was wir ihnen entgegensetzen hatten. Unsererseits wäre es klug gewesen, sie flüchten zu lassen ... aber ob es nun klug war oder nicht, wir verfolgten sie meist und brachten sie zur Strecke. Wir konnten uns das schlecht verkneifen, wo wir doch immer wieder an verwüsteten Dörfern vorbeikamen. Diese Leute schutzlos zu lassen, wäre grausam gewesen. Es spielte keine Rolle, ob es unsere Königreiche waren oder nicht. Wir

waren alle Opfer von Varias Machenschaften. Außerdem brachte ein gelegentlicher Kampf auch Abwechslung in unsere Reise. Volusian und unsere eigenen Erkundungen bestätigten uns, dass wir auf dem richtigen Weg waren, aber unsere Tage waren lang und eintönig. Wir wussten nicht genau, wie lange die Reise noch dauern würde, und unser Proviant ging allmählich zur Neige. Ich hörte zufällig mit an, wie Rurik und die Soldaten darüber debattierten, ob sie die Rationen noch einmal verkleinern sollten, um sicherzustellen, dass wir bis zum Ziel etwas zu Essen hatten. Wir waren bereits vom Hunger geschwächt, und so entschieden sie sich zu diesem Zeitpunkt dagegen – aber ich hatte den Eindruck, dass sich das sehr bald ändern konnte. Es gefiel mir nicht, aber die Vorstellung, dass uns der Proviant völlig ausgehen konnte, gefiel mir noch viel weniger.

Kiyo stellte auch weiterhin eine konstante Belastung für mich dar. Jedes Mal, wenn er mich allein erwischte, versuchte er, mir wieder

seine ›vernünftigen‹ Gründe dafür nahezubringen, warum Isaac eine solche Bedrohung darstellte. Zum Glück erwischte er mich nur selten allein, weil fast alle anderen sehr darauf achteten, seine Bemühungen zu unterbinden. Dorian tat dann immer so, als müsste er mich unbedingt etwas Wichtiges fragen, was sich fast jedes Mal als lachhaft herausstellte – zum Beispiel, ob sich das Purpur in seiner Robe nicht mit dem Braun seines Pferdes biss. Andere griffen nicht zu solchen Finten. Rurik etwa drängte sich einfach in das Gespräch und starrte Kiyo finster an, bis er sich verkrümelte.

Von seiner Nerverei einmal abgesehen, gab sich Kiyo ansonsten alle Mühe, einen auf ›Wir sind doch alle zivilisierte und freundliche Leute‹ zu machen. Was besser war, als sich aggressiv und gemeingefährlich zu geben; bloß kam es mir nach allem, was er mir angetan hatte, trotzdem albern vor. Ich konnte wirklich nicht fassen, dass er anscheinend von mir erwartete, alles zu vergeben und zu

vergessen.

Bei Tageslicht kundschaffte er meistens die Umgebung aus, sodass ich ein bisschen Ruhe hatte. Eines Nachmittags kam er in seiner Fuchsgestalt zu uns zurückgesaust und strahlte eine Dringlichkeit aus, die ihm sogar als Tier noch anzusehen war. Wir blieben sofort stehen, zogen die Waffen und wappneten uns gegen eine Meute Schneemenschen hinter der nächsten Biegung. Kiyō gelangte bei uns an und verwandelte sich in einen Menschen.

»Was ist los?«, wollte ich wissen. Ich war müde und hatte Kopfschmerzen – wahrscheinlich vor Hunger –, war aber bereit zu kämpfen, wenn es sein musste.

Kiyō holte keuchend Luft, was bedeutete, dass er ganz schön gerannt war. In seiner Fuchsgestalt geriet er nicht so schnell außer Puste. »Das ... das müsst ihr euch ansehen. Ihr werdet es nicht glauben.« Er bemerkte unsere Anspannung. »Und ihr braucht eure Waffen nicht.«

»Was ist denn?«, fragte Rurik und machte keinerlei Anstalten, sein Schwert wegzustecken.

»Das müsst ihr mit eigenen Augen sehen«, sagte Kiyo voller Staunen. »Es ist unglaublich.« Er verwandelte sich wieder in einen Fuchs und trottete los. Nach ein paar Metern blieb er stehen und sah sich um, ob wir ihm auch folgten. Wir schlugen ein vorsichtiges Tempo an und behielten alle unsere Waffen in der Hand.

»Nun hat der Kitsune den Verstand verloren«, sagte Dorian mit gespielter Traurigkeit. »Ich habe gewusst, dass es früher oder später so kommen würde. Wenn nicht vor Kälte oder vor Hunger, dann einfach aus seiner Natur heraus. Man sieht so etwas kommen, wisst ihr. Ich habe es schon seit Langem kommen sehen, aber auf mich wollte ja niemand hören.«

Ich musste trotz meiner Besorgnis grinsen. »Richtig. Du bist wahrlich ein –«

Dann blieb mir die Spucke weg. Das Land

um uns herum hatte sich verändert, wie es jeden Tag ein paarmal passierte. Aber diesmal ... war nirgendwo mehr etwas von der Plage zu sehen.

Strahlender Sonnenschein und ein knallblauer Himmel ließen mich fast zusammenzucken, nachdem wir eine so lange Zeit in den trostlosen Landschaften der Plage zugebracht hatten. Statt klirrender Kälte war Vogelgesang zu hören und das Schnattern anderer Tiere. Bäume – mit *Blättern* daran – breiteten sich so weit das Auge reichte aus, leuchtend grün und lebendig. Und die Temperatur ... die war das Erstaunlichste an der ganzen Sache. Wahrscheinlich waren es nur ungefähr einundzwanzig Grad, aber nach der Plage kam es mir so vor, als wären wir plötzlich in den Tropen.

»Hier gibt es keine Plage!« Jasmine riss ihre grauen Augen auf. »Das sieht aus wie – Pflaumen! Ich fass es nicht! Pflaumen!«

Schwupps, war sie von ihrem Pferd heruntergesprungen und rannte zum

nächstbesten Baum. Mit einer Gewandtheit, die ich von ihr gar nicht kannte, huschte sie am Stamm nach oben und fing an, lila und gelbe Früchte zu pflücken, sobald sie an die Äste herankam. Sie warf mehrere Pflaumen nach unten und hüpfte dann hinterher, mit einer ganz großen für sich selbst in der Hand. Sie biss hinein, der Saft lief ihr das Kinn hinab, und sie machte ein Gesicht, als würde sie gleich vor Ekstase in Ohnmacht fallen.

Wir anderen verschwendeten keine Zeit. Wir stiegen auch ab und schwelgten ebenfalls in Pflaumen. Das Verrückte war, dass ich Pflaumen eigentlich gar nicht mochte, aber in diesem Moment waren sie das Köstlichste, was ich je gegessen hatte. Unser Proviant hatte vor allem aus getrockneten und gesalzenen Lebensmitteln bestanden, die unterwegs gut hielten. Etwas so Süßes und so Frisches zu essen, war überwältigend. Außerdem gab es keine Rationierung. Wir konnten so viel essen, wie wir wollten – und das machten wir auch. Ich zweifelte nicht

daran, dass ich es später bereuen würde, aber jetzt gerade war es herrlich, sich den Bauch vollzuschlagen. Als ich fertig war, streckte ich mich im Gras aus und konnte über die Wärme nur staunen. Andere schlossen sich an und genossen ebenfalls den Moment. Erst Dorian wies uns auf das Naheliegende hin.

»Ihr begreift freilich, warum es hier keine Plage gibt?«, fragte er. Niemand antwortete. »Dies ist eines der Vasallenreiche Varias. Wenn nicht sogar das Eibenland.«

Diese Enthüllung dämpfte absolut die Stimmung. Ich rief Volusian herbei, auch wenn das an einem so schönen Tag eine Schande war. Das einzig Gute daran war, dass ihm diese fröhliche, helle Umgebung sichtlich nicht behagte.

»Meine Herrin hat gerufen.«

»Wo sind wir?«, fragte ich. »Doch noch nicht im Eibenland, oder?«

»Nein, Herrin. Wir sind im Buchenland.«

»Bist du sicher?«, fragte Jasmine

mampfend. »Also mir sieht es wie das Pflaumenland aus.«

Volusian kniff die Augen zusammen. »Ich bin mir durchaus sicher. Dieses Reich ist jedenfalls nicht weit vom Eibenland entfernt.«

»Du hattest recht«, sagte ich zu Dorian. »Es *ist* eines der Vasallenreiche.«

Dorian lag im Gras ausgestreckt, die Augen geschlossen und das Gesicht zur Sonne gerichtet. »Natürlich hatte ich recht.«

Kiyo warf einen Pflaumenstein beiseite. »Ich habe geschaut, wohin die Straße führt. Sie wendet sich ein paar Meilen weiter vorn wieder zurück in die Plage und anschließend wieder hierher in dieses Land. Ab da lässt es sich noch nicht genau sagen.«

»Trotzdem«, sagte ich. »Es ist ein gutes Zeichen dafür, dass wir auf dem richtigen Weg sind. Wir sollten hier kurz bleiben. Proviant aufstocken, uns waschen ...«

Ein paar hatten ihre dicken Sachen schon ausgezogen, und nun zeigte sich deutlich, dass wir schon eine ganze Weile nicht mehr

gebadet hatten.

Jasmine setzte sich auf und sah uns alle an. Sie zeigte in eine Richtung. »Ich hab da drüben irgendwelches Wasser ge–«

Wir schreckten alle hoch, als von der Straße her Hufgetrappel zu hören war. Das improvisierte Pflaumenpicknick hatte für eine faule, gemütliche Stimmung gesorgt, aber wir waren in der letzten Zeit zu oft bedroht gewesen, um die Disziplin völlig schleifen zu lassen. Wir waren alle auf den Beinen, als eine Gruppe Reiter auftauchte. Genau wie die Landschaft sahen auch diese Feinen ganz und gar nicht nach Plage aus. Sie waren sauber, gut angezogen und offensichtlich wohlgenährt. Sie sahen gesund und stark aus – und hatten ihre Waffen gezogen. Wir taten es ihnen nach, wobei ich hoffte, dass sich eine Auseinandersetzung vielleicht vermeiden ließ.

Da Ruriks Verhandlungsstil in solchen Situationen nicht unbedingt ideal war, trat ich vor, bevor er noch versuchen konnte, die

Sache in die Hand zu nehmen. Dorian stellte sich neben mich, und ich war bemüht, einen freundlichen und wenig bedrohlichen Eindruck zu machen, als ich mich den Reitern zuwandte.

»Wir wollen keinen Ärger«, rief ich ihnen zu.

»Wir möchten hier nur friedlich durchziehen.«

»Wir können für die Pflaumen bezahlen, falls es euch darum geht«, fügte Dorian hilfsbereit hinzu.

»Wir wissen, wer ihr seid«, fauchte eine Reiterin. Sie hatte grau melierte, lockige Haare und strahlte die Autorität von jemandem aus, der die Befehlsgewalt hatte.

»Und wir wissen, warum ihr hier seid.«

Damit hatte ich nun gar nicht gerechnet, und ich fragte mich, was uns verraten hatte. Hatte Varia irgendwie von unseren Plänen erfahren? Waren Steckbriefe verbreitet worden? Hatte sie ihre sämtlichen Reiche in Alarmbereitschaft versetzt?

»Also macht schön wieder kehrt«, fuhr die Reiterin fort. »Euresgleichen wollen wir hier

nicht haben.«

Ich blinzelte verwirrt. Wenn Varia damit rechnete, dass wir irgendeinen Trick versuchten, würde sie uns doch wohl kaum einfach durch ihre Leute wegschicken lassen.

»Ich ... ich verstehe nicht«, sagte ich.

»Ihr seid wie alle anderen«, sagte sie abfällig. »Schleppt euch hier aus euren elendigen Landen rein und versucht, unsere Nahrungsmittel zu stehlen. Geht wieder dahin, wo ihr hergekommen seid, und löffelt aus, was ihr euch eingebrockt habt, als ihr unsere Königin nicht als eure Herrin anerkennen wolltet.«

Dorian begriff sofort, was los war. »Sehen wir wie Flüchtlinge aus, die hier einfach nur Nahrungsmittel stehlen wollen?« Das war vielleicht keine besonders angebrachte Frage, wo wir doch gerade Obst gestohlen hatten und ziemlich abgerissen aussahen. Trotzdem gab es einen großen Unterschied zwischen uns und den Feinen, denen wir auf dieser Reise begegnet waren. »Wir sind ja

eben gerade hier, um uns der Gnade eurer Königin auszuliefern. Unser König schickt uns mit einem Bittgesuch hierher.«

Die Reiter wechselten fragende Blicke miteinander. »Es stimmt ... Ihr seht nicht aus wie der übliche Pöbel«, gab die Sprecherin zu. Dass wir aber auch nicht nach Adel aussahen, wies deutlich darauf hin, wie mitgenommen wir aussahen. Wir hatten definitiv mehr von Dienern als von Herren. »Aus welchem Königreich kommt ihr?«

»Aus dem Fliederland«, sagte Dorian rasch. Das wurde mit leeren Blicken quittiert, wohl vor allem darum, weil es dieses Königreich meines Wissens nicht gab. »Wir kommen von weither. Wir sind schon lange unterwegs und möchten schlicht und einfach unser Land von dem Fluch befreien.«

Die Reiter berieten sich leise miteinander und gelangten zu einer Entscheidung. »Wir werden euch bis zur Grenze eskortieren«, sagte die grauhaarige Frau. »Nur um sicherzugehen. Sobald ihr jedoch in das

nächste getreue Reich überwechself ... lasst euch warnen. Vielleicht werdet ihr dort nicht so freundlich empfangen. Das Limettenland und seine Einwohner sind nicht auch nur annähernd so entgegenkommend.«

Das jetzt gerade war freundlich und entgegenkommend? Das ließ für das nächste Königreich nichts Gutes ahnen. Außerdem fand ich es traurig, dass eine Gegend, die Limettenland hieß, unfreundlich sein sollte. Wo der Name doch so nach Cocktailparty klang.

»Vielen Dank«, sagte Dorian in dem demütigsten Tonfall, den ich bei ihm je gehört hatte. »Dürfen wir hier kurz rasten? Wir werden auch nicht lange brauchen, versprochen. Wir möchten Eure kostbare Zeit keinesfalls verschwenden, holde Dame.« Dann konterkarierte er seine Unterwürfigkeit etwas, indem er sie mit seinem charmanten, einladenden Lächeln bedachte. Zu meiner Verblüffung wurde sie tatsächlich rot. Nicht zu fassen.

Uns wurde eine Pause zugestanden, aber es sprang bei Weitem nicht das ausgedehnte Bad dabei heraus, auf das ich gehofft hatte. Ich konnte mir gerade mal den schlimmsten Reiseschmutz abwaschen; darum beschloss ich, die Kleidung anzubehalten, die ich schon trug. Kiyos Bericht zufolge waren wir noch nicht ganz aus der Plage heraus; da brachte es noch nichts, auf die warmen Sachen zu verzichten. Tatsächlich musste unser Trupp einige knifflige Manöver durchziehen, um sie auf der restlichen Reise rasch aus- und anzuziehen. Für das Buchenland waren die Wintersachen zu dick, wurden aber dringend benötigt, sobald uns die Straße wieder in die Plage führte. Nach vielleicht drei Wechseln kamen wir aus dem Buchenland in ein neues Königreich. Es war inzwischen Abend, und ich konnte in der Dunkelheit nicht viel erkennen. Die Hitze und die Feuchtigkeit waren jedoch sofort wahrnehmbar. Sie erinnerten mich ziemlich an Ohio.

»Dies ist das Limettenland«, erklärte die

Buchenfrau. Wir wussten immer noch nicht, wie sie hieß, obwohl Dorian immer wieder versucht hatte, ihr durch schamloses Flirten ihren Namen zu entlocken. »Und hier trennen sich unsere Wege. Wenn die Straße sich so verhält wie in der letzten Zeit, dann dürftet ihr nicht noch einmal in die Plage überwechseln.«

»Ich danke Euch«, sagte Dorian mit einer Verneigung. »Eure Freundlichkeit wird unvergessen bleiben. Eure Schönheit ebenfalls. Das Strahlen Eurer Augen und der Glanz Eures Haars werden mich bis in meine Träume verfolgen.«

Sie grunzte nur, doch als die Reiter kehrtmachten, bekam ich kurz mit, wie sie sich in einem zaghaften Stylingversuch die Haare zurückstrich. »Das war Quatsch«, sagte ich zu Dorian, als sie weg war. »Diese Sorte Frau lässt sich nicht von dir einwickeln.«

»Im Gegenteil«, sagte Dorian. »Gerade eine Frau wie sie lässt sich davon einwickeln. Ich

weiß, wie es in solchen Kriegerinnen aussieht, weißt du. Sie führen ein hartes Leben voller Kälte und müssen ständig aufpassen, dass sie mit den Männern mithalten ... wo sie doch in Wahrheit nur jemanden brauchen, der ihnen das Gefühl gibt, eine Frau zu sein. Und das ist – wie nicht anders zu erwarten – ein Gebiet, auf dem ich brilliere wie kein anderer. Wäre ich nur zehn Minuten allein mit ihr gewesen –«

Ich ächzte, musste aber lachen. »Hör auf. Ich will es gar nicht erst hören.« Dorian grinste mich an und war über die Maßen zufrieden mit sich.

»Wir müssen ein Lager aufschlagen«, sagte Kiyo barsch und wirkte ganz und gar nicht amüsiert. Tatsächlich schaute er regelrecht missbilligend. »Und Wachposten aufstellen, wenn es stimmt, was sie gesagt hat und dieses Land feindselig ist.«

Die Leichtigkeit war dahin, und wir waren wieder auf dem Boden der Tatsachen angelangt. Schon allein die Plage bewies

deutlich genug, dass wir Varia und ihre Spießgesellen besser nicht unterschätzten. Wir verdoppelten unsere Nachtwache, und selbst diejenigen, die nicht auf Posten waren, schliefen so rasch nicht ein. Die tropische Landschaft war voller Nachtgeräusche, und ich fuhr bei jedem einzelnen Insekt oder Blätterrauscheln auf, weil ich schon einen von Varia ausgesandten Kombattanten dahinter witterte.

Und doch kam ohne Zwischenfälle der Morgen. Ich wusste nicht, ob unsere Anwesenheit unbemerkt geblieben war oder ob die Einwohner des Limettenlandes doch nicht so gefährlich waren, wie die Hauptfrau des Buchentrupps behauptet hatte. Da dieses Land anscheinend nicht an Länder grenzte, die von der Plage betroffen waren, bestand vielleicht auch kein sonderlich großer Bedarf, es gegen Flüchtlinge zu sichern. Jedenfalls fanden wir, dass wir dann ruhig einmal richtig Pause machen und in einem nahe gelegenen See ein ausgedehntes Bad nehmen konnten.

Das taten wir – auch wenn die meisten Feinen das albern fanden – nach Geschlechtern getrennt; während die einen badeten, sammelten die anderen Nahrung. Im Limettenland wuchsen die Früchte nicht gleich an der Straße, aber besonders anstrengen musste man sich bei der Suche auch nicht gerade.

Sobald ich ausgezogen und im Wasser war, konnte ich mir zum ersten Mal seit einer ganzen Weile meinen Körper richtig anschauen. Von meiner Schwangerschaft war nicht mehr viel zu sehen. Leider lag das hauptsächlich an der strikten Lebensmittelrationierung der letzten Wochen. Zwar schauten bei mir die Rippen nicht so durch wie bei den anderen, aber Fitnessstraining wäre eindeutig der bessere Weg zu meiner alten Figur gewesen, als beinahe zu verhungern. Egal; vorausgesetzt, wir überlebten dieses Abenteuer, dann gab es auch bald wieder anständig zu essen, und ich konnte zu meiner alten Form

zurückkehren. Die Narbe von meinem Kaiserschnitt war immer noch deutlich zu sehen, aber das würde wohl für den Rest meines Lebens so bleiben. Fürs Erste reichten dieser Moment des Friedens und der Luxus, mich ins Wasser sinken lassen zu können.

»Eugenie.«

Jasmines Stimme klang seltsam, als ich wieder auftauchte und meine nassen Haare zurückwarf. Blinzeln schaute ich zu ihr rüber und sah, dass Keeli und sie sich auf etwas am Ufer konzentrierten. Ich folgte ihren Blicken und sah zunächst nichts. Dann offenbarte eine leichte Bewegung eine geschmeidige Frauengestalt. Ich hatte sie nicht bemerkt, weil sie sich buchstäblich in ihre Umgebung einfügte.

Anscheinend verfügte sie über dieselben Vorzüge wie jede attraktive Menschen-oder Feinenfrau. Aber das Bemerkenswerte an ihr waren die Farben. Sie hatte kräftig smaragdgrüne Haare und Augen und

nussbraune Haut. Angezogen war sie lediglich mit einem kurzen Kleid aus Blättern und Blumen. Sie sah nervös zu uns herüber, wie ein Reh, das jeden Moment fliehen würde.

»Eine Dryade«, stellte Keeli fest.
»Normalerweise harmlos.«

In der Menschenwelt waren Dryaden selten, aber gelegentlich schaffte es mal eine hinüber. Ich selbst war noch nie einer begegnet, wusste aber, dass ›normalerweise harmlos‹ eine zutreffende Beschreibung darstellte. Dryaden waren Baumnympfen und zogen es vor, dass man sie in ihren Wäldern in Ruhe ließ. Wurden sie bedroht, konnten sie aggressiv werden. Ansonsten waren sie eher scheu, und die größte Gefahr drohte ihnen durch zufällig vorbeikommende Männer, die von ihrer andersweltlichen Schönheit angezogen wurden. Dryaden schätzten solche Annäherungsversuche wenig und konnten sehr feindselig auf das andere Geschlecht reagieren.

»Ich frage mich, ob sie uns vielleicht

Informationen über dieses Land geben kann«, sagte Jasmine. Ich zog eine Augenbraue hoch. Die Idee war gut, und es überraschte mich, dass sie von Jasmine kam, die doch eher zu Radikallösungen neigte.

»Viel dürfte sie nicht wissen. Es ist unwahrscheinlich, dass sie auf Varias Seite steht«, fügte Keeli hinzu. »Dryaden halten sich normalerweise aus unseren Angelegenheiten heraus.«

Wir sagten gerade ganz schön oft ›normalerweise‹, aber es war einen Versuch wert. Ich setzte ein hoffentlich freundliches Lächeln auf und machte ein paar Schritte aufs Ufer zu. »Hallo da drüben«, sagte ich. »Wir wollen dir nichts tun. Wir sind nur auf der Durchreise.«

Jasmine beschloss, sich ebenfalls nützlich zu machen. »Schöne, ähm, Bäume, die ihr hier habt.«

Die Dryade betrachtete uns nachdenklich unter ihren langen Wimpern hervor. »Ihr seid Menschen«, sagte sie mit einer Stimme, die

an murmelnde Bäche denken ließ. Sie legte den Kopf zur Seite. »Glaube ich.«

Ich deutete auf Jasmine und mich. »Wir sind zur Hälfte Mensch.«

»Ich bin noch nie einem Menschen begegnet«, sagte die Dryade.

»Wir tun dir nichts. Versprochen. Wie heißt du? Ich bin Eugenie. Das sind Jasmine und Keeli.«

Wieder dachte die Dryade erst einmal darüber nach. »Astakana.« Das war ein großer Name für jemand so Zartes, aber gleichzeitig passte er zu ihr.

»Und jetzt lasst sie einfach«, sagte Keeli leise. »Sie kommt von allein. Oder eben nicht.«

Also lächelten wir noch einmal freundlich und plätscherten dann wieder herum, ohne weiter auf Astakana zu achten. Inzwischen hatte ich auf Reisen in der Anderswelt immer eine kleine Kulturtasche dabei, und sobald ich mich ausreichend sauber geschrubbt hatte, setzte ich mich auf einen Felsen und fing an,

meine Haare mit einem Plastikamm zu entwirren. Ich kam mir fast wie eine Meerjungfrau vor. Und wenn man bedachte, dass ich hier zusammen mit anderen Frauen nackt war, kam ich mir außerdem vor wie in einer Geschichte aus einem Brief an *Penthouse*.

»Du hast wunderschönes Haar.«

Ich sah auf und stellte überrascht fest, dass die Dryade näher gekommen war. Ich hatte es gar nicht bemerkt. Keeli auch nicht, und obwohl sie fand, dass Astakana »normalerweise harmlos« war, schwamm die Soldatin nun trotzdem dichter an mich heran. Jasmine ebenfalls.

»Ähm, danke«, sagte ich. »Du aber auch.«

»Darf ich dir Zöpfe flechten?«, fragte Astakana.

Ich sah die anderen an. Sie zuckten mit den Achseln. Zöpfe flechten? Mit so etwas hatte ich nicht gerechnet. Das wurde hier ja langsam eine Art Pyjama-Party. Aber die Dryade sah mich so hoffnungsvoll an, dass

ich ihr den Kamm hinhielt. »Leg los.«

Sie schüttelte den Kopf und setzte sich hinter mich. »Den kann ich nicht anfassen. Und ich brauche ihn auch nicht.«

Was stimmte. Mit flinken Fingern ordnete und arrangierte sie meine Haare und entwirrte die verhedderten Strähnen ohne jedes Werkzeug. Jasmine und Keeli kamen fasziniert näher.

»Ist ja cool«, sagte Jasmine und reckte den Kopf, um besser zusehen zu können. »Machst du danach meine?«

»Aber ja«, sagte die Dryade sanft.

Astakana massierte mich nicht oder so, aber als sie anfang, mir dünne Zöpfe zu flechten, war das fast genauso wohltuend. Ich seufzte zufrieden und entspannte mich so gut wie seit Monaten nicht, und sie war schon halb fertig, als mir einfiel, dass ich ihr doch ein paar Informationen entlocken wollte.

»Lebst du schon lange im Limettenland?«

»Mein ganzes Leben«, antwortete sie.

»Scheint nett zu sein hier.«

»Ist es, ja.«

»Viel besser als in anderen Landen. Dort leiden sie gerade unter einem schrecklich harten Winter.«

»Ich bin noch nie woanders gewesen. Ich habe diese Lichtung nie verlassen.«

Ich unterdrückte ein Gähnen und war ein bisschen enttäuscht. Wenn sie immer hier in der Gegend geblieben war, konnte sie ja nicht viel über die Welt draußen wissen.

»Weißt du irgendetwas über Varia?«, fragte ich.

»Varia.« Astakana sprach den Namen mit einem leicht verwunderten Unterton aus. »Sie herrscht in einem Nachbarreich über die Glanzvollen.«

»Und über dieses Reich hier auch, nach allem, was ich höre.«

»Vielleicht war es das, was die Glanzvollen gesagt haben. Mein Volk hält sich aus ihren Angelegenheiten heraus.«

Ich sah zu Keeli und Jasmine, weil ich wissen wollte, ob sie vielleicht irgendetwas zu ergänzen hatten, das uns mehr Infos

einbrachte. Bis jetzt sah es so aus, als ob Astakana nicht viel zu bieten hatte. Aber die beiden schienen nicht mal zuzuhören. Sie waren total auf Astakanas Flechtkünste fixiert und hatten verträumte, müde Gesichter. Als die Dryade schließlich fertig war, stellte ich fest, dass ich längst getrocknet war. Sie machte mit Jasmine weiter, während ich saubere Sachen suchte. Nachdem ich so lange dermaßen eingepackt gewesen war, war es nett, einmal nur Jeans und T-Shirt anzuziehen. Als ich zu den anderen zurückkehrte, sah ich Astakanas geschickten Händen zu und ertappte mich dabei, genauso fasziniert zu sein wie die anderen.

Jasmines Haare waren länger als meine, darum brauchte Astakana eine Weile, um sie zu frisieren. Als Keeli an die Reihe kam, gab sich die Dryade auch mit ihr eine Riesenmühe, obwohl ihre Haare nur kinnlang waren. Ich seufzte glücklich und sah zu, wie die Haarsträhnen von außen nach innen wanderten und von innen nach außen. Es war

hypnotisch. Meine Augenlider wurden schwer, und die Wärme und Feuchtigkeit des Nachmittags machten mich schläfrig.

Des Nachmittags?

Ich kämpfte mich in den Wachzustand und blinzelte zum knallblauen Himmel hinauf. Die Sonne stand an ihrem höchsten Punkt, und einen Moment lang glaubte ich, mir das nur einzubilden. Wir waren am frühen Morgen hierhergekommen, und selbst mit dem ›gemütlichen Bad‹ hatten wir nur vielleicht eine Stunde verbringen wollen.

»Wie ... wie lange sind wir jetzt schon hier?«, fragte ich. Angesichts der Tatsache, dass ich diese Frage überhaupt stellen musste, stieg erste Panik in mir auf. Ich war mir wirklich nicht sicher.

»Keine Ahnung«, sagte Jasmine, ohne ihre Augen von Astakanas Händen in Keelis Haaren zu lassen.

Ich fing an, auf und ab zu gehen, um wieder klar denken zu können. »Warum ist denn keiner von den Männern nach uns gucken

gekommen?«

»Sie wollten uns wahrscheinlich nicht stören«, sagte Keeli. »Sie wissen, wie Ihr über männliche und weibliche Nacktheit denkt.«

»Aber nach, was, vier Stunden? Da hätten sie es doch bestimmt riskiert.« Mit jedem Schritt kam ich wieder mehr zu mir. Keeli und Jasmine dagegen schienen in ihren eigenen Welten verloren zu sein. »He, Leute? Was ist denn los mit euch?«

Astakana sah von ihrer Arbeit auf und runzelte ihre schöne Stirn. »Warum bist du so außer dir? Komm und setz dich wieder zu uns. Wenn ich mit ihr fertig bin, suche ich ein paar Blumen, mit denen ich dein Haar schmücken kann.«

»Dafür haben wir keine Zeit!«, rief ich. »Wir haben überhaupt keine Zeit. Leute ... wir müssen los.«

Die beiden regten sich nicht. Ich lief zurück und riss Jasmine auf die Füße, zerrte sie von der Dryade weg. »Hey!«, rief Jasmine und

klang endlich wieder einmal energisch. »Was machst du denn?«

»Du musst dich hier losreißen. Wir müssen zurück ins Lager. Wir sind schon den halben Tag hier!«

Zuerst machte Jasmine ein ungläubiges Gesicht. Dann sah sie sich um und erkannte ebenfalls, wie spät es geworden war. Sie runzelte die Stirn, und ihre Augen wurden wieder klar. »Was zum Teufel?«

Ich warf ihr ihre Packtasche zu. »Keeli«, sagte ich laut. »Keeli, wir müssen gehen.«

Keeli antwortete nicht, und ich ging auf die Dryade zu, zog mein Silberathame. »Was hast du mit ihr gemacht? Was hast du mit uns gemacht?«

»Nichts«, antwortete Astakana wieder mit einem sanften Lächeln. Sie war mit Keelis letztem Zopf fertig und stand auf. »Nur einen angenehmen Morgen mit euch verbracht. So machen wir das. Wir bringen Frieden und Freude und lassen glückliche Erinnerungen zurück – jedenfalls bei den Frauen. Bei den

Männern lassen wir überhaupt nichts zurück.«
Die Männer. »Was ist mit ihnen passiert?«
Mir wurde ganz anders. »Warum hast du uns abgelenkt? Egal. Geh einfach von ihr weg, verdammt.«

Ich näherte mich, das Athame vorgereckt, aber Astakana bewegte sich mit der Schnelligkeit des Rehs, das ich schon am Anfang in ihr gesehen hatte. Sie sprang davon und lachte vergnügt.

»Wir haben euch einen Gefallen getan«, rief sie. »Ihr braucht diese Männer nicht. Männer machen Krieg. Nun könnt ihr in aller Ruhe unser Land durchqueren und Varias Frieden einhalten.«

Bevor ich auch nur ansatzweise begriff, was das zu bedeuten hatte, war Astakana im Wald verschwunden. Keine Ahnung, ob sie einfach zwischen die Bäume geschlüpft war oder sich selbst in einen Baum verwandelt hatte; sie war jedenfalls weg. Ich wandte mich wieder zu meinen Freundinnen um. Jasmine war angezogen, und Keeli kam wackelig auf die

Beine.

»Wir müssen zurück«, sagte ich, dann rannte ich, so schnell ich konnte, zu der Stelle, wo wir die Männer zurückgelassen hatten.

Wenn unser Erlebnis etwas von einer Pyjama-Party gehabt hatte, dann war das, was mit den Männern passierte, schon fast eine Orgie. Ich fand die fünf noch genau an derselben Stelle wie heute früh vor – nur dass sie nicht allein waren. Ein halbes Dutzend Dryaden ließ ihnen eine ganz ähnliche Wellnessbehandlung angedeihen wie Astakana vorhin uns. Kiyō saß mit freiem Oberkörper da, während eine Dryade ihm mit irgendeinem Blumenöl den Rücken massierte. Eine andere Dryade flocht Blumen in Dorians Haar, während sein Kopf im Schoß einer zweiten Dryade lag, die ihm etwas zugurte. Eine dritte massierte ihm die Füße. Alle Männer hatten denselben verträumten, glasigen Blick wie wir vorhin am See.

Ich lief weiter, das Athame nach vorn gereckt, und war mir nicht ganz über meine Strategie

im Klaren – nur dass ich ein paar Dryaden ordentlich in den Hintern treten würde. »Geht weg von ihnen!«, rief ich und baute darauf, dass sie sich entweder vom Silber oder von dieser stinkwütenden Frau verjagen lassen würden. »Lasst sie in Ruhe!«

Die Dryaden leisteten keinen Widerstand, sondern stoben auseinander wie ein Vogelschwarm und verschwanden unter vergnügtem Kichern zwischen den Bäumen. Nach Astakanas Andeutungen über Männer hatte ich mit einem Kampf gerechnet, mit Dryaden, die gerade eifrig Kehlen durchschnitten. Aber die Männer schienen alle noch lebendig zu sein, und ich atmete erleichtert auf. Wir waren noch rechtzeitig gekommen. Jasmine und Keeli schien ebenfalls ein Stein vom Herzen zu fallen.

»Puh, das hätte deutlich schlimmer enden können.« Ich steckte das Athame ein. »Ich bin überhaupt nicht auf die Idee gekommen, dass das die Gefahr sein könnte, die uns von den Leuten hier drohte.«

Keiner der Männer antwortete. Keiner sah auch nur in meine Richtung. Ich hatte angenommen, dass sie genau wie wir wieder zu sich kommen würden, sobald die einschläfernden Dryaden nicht mehr da waren. Doch die Männer starrten alle benebelt ins Leere und bekamen weder von uns noch von der Welt irgendwas mit.

»Was stimmt denn nicht mit ihnen?«, fragte Jasmine.

»Weiß nicht genau.« Ich lief zu Rurik und schüttelte ihn an der Schulter. »He! Aufwachen! Beweg dich, dann wird es wieder, okay?« Er tat und sagte nichts. Frustriert versuchte ich, die anderen zu wecken, mit demselben Ergebnis. Mir fiel wieder ein, was Astakana gesagt hatte: *Wir bringen Frieden und Freude und lassen glückliche Erinnerungen zurück – jedenfalls bei den Frauen. Bei den Männern lassen wir überhaupt nichts zurück.*

Ich sah mich fassungslos um und hatte keine Ahnung, was ich machen sollte. Die Männer

lebten noch, aber eigentlich waren sie im Tiefschlaf.

KAPITEL 16

»Das ist doch Schwachsinn«, sagte Jasmine. Ihre übliche Arroganz war jedoch von einer gewissen Unsicherheit getrübt. »Du versuchst es nur nicht fest genug.« Sie stürzte zu Pagiel hinüber. Eine Dryade hatte ihm den freien Oberkörper massiert, und er war dort ausgestreckt liegen geblieben. Jasmine packte ihn beim Arm und zog ihn in eine sitzende Haltung. Sie beugte sich an sein Ohr. »He! Wach auf!« Mit einiger Mühe schaffte sie es tatsächlich, ihn auf die Füße zu bekommen. Zu meinem Erstaunen blieb er nicht nur stehen, sondern machte auch ein paar Vorwärtsschritte.

Ich konnte nur glotzen. Jasmine lag richtig. Ich *hatte* es nicht fest genug versucht. Nur, dass Pagiel gleich wieder stehen blieb. Er stand einfach mit ausdruckslosem Gesicht da und bekam nichts mit von der Welt. Wie ein Schlafwandler. Jasmine verging ihr

triumphierendes Grinsen, und sie sah mich flehend an.

»Eugenie?«

Da war sie wieder, die Vorstellung, dass ich schon alles hinbiegen würde. Ich seufzte und musterte unsere Männer, suchte nach einem Hinweis darauf, wie sich das hier beenden ließ. Vielleicht brachte es ja etwas, die Blumen und das Blumenöl zu entfernen. Bloß hatten nicht alle so etwas am Körper. Es waren einfach die Dryaden gewesen; die hatten irgendetwas Giftiges und Tödliches an sich, das diesen Zauber schuf. Ich hatte es ja am eigenen Leibe gemerkt.

Da ich auch ratlos war, rief ich Volusian. Er erschien im Schatten eines Magnolienbaums und erfasste die Lage mit einem Blick.

»Meine Herrin hatte Besuch von Dryaden.«

Ich bekam fast weiche Knie vor Erleichterung. Dass er diese Verbindung zog, *konnte* nur ein gutes Zeichen sein. »Weißt du, wie man das wieder hinbekommt? Können wir sie zurückholen?«

»Ich hätte gedacht, meine Herrin wüsste die Ruhe und den Frieden zu schätzen.«

»Volusian! Antworte auf meine Fragen, verflucht!«

Seine Augen verengten sich – ob aus Nachdenklichkeit oder Verärgerung, konnte ich nicht sagen. »Ich weiß es nicht, Herrin. Viele Männer erholen sich von Dryadenmagie nicht mehr. Es gibt Mittel zu ihrer Bekämpfung, aber sie wirken nicht zuverlässig. Dryadenopfer verhungern üblicherweise oder brechen sich bei einem Sturz den Hals.«

»Himmel«, sagte Jasmine. »Die müssen ja wirklich einen Hass auf Männer schieben.«

»Wie gehen wir am besten vor?«, fragte ich Volusian.

»Ihr könntet damit anfangen, dass Ihr ihnen Mistelbeeren unter die Zunge legt. Jeweils eine sollte genügen.«

Ich runzelte die Stirn. »Ich bin in Botanik nicht so bewandert, aber sind Misteln nicht giftig?«

»Sie führen nicht zwangsläufig zum Tod«,

sagte Volusian. »Zumal nicht bei einer so winzigen Menge. Den Männern dürfte vor allem erstaunlich übel werden, aber das kann kaum schlimmer sein als ihr gegenwärtiger Zustand.«

»Erstaunlich übel. Ist ja eine tolle Vorstellung«, sagte ich. »Und wie weiter? Dann sind sie geheilt?«

»Nein. Mistel schwächt die Magie der Dryaden nur – aber sie kann sie nicht brechen. Um die Männer vollständig aus dem Zauber zu holen, müsst Ihr ihnen einen Grund zur Rückkehr bieten. Dryaden weben einen Zauber der absoluten Zufriedenheit. Diesen Zustand möchten die wenigsten wieder verlassen.«

Ich dachte an unsere Pyjama-Party am See zurück. Ich würde nicht gerade sagen, dass ich absolut zufrieden gewesen war, aber simples Zöpfeflechten hatte mich dermaßen entzückt, dass ich mehrere Stunden damit vergeudet hatte, ohne es zu merken. Wenn schon ein Hauch Dryadenmagie das

ausgelöst hatte, was richtete dann erst die volle Breitseite mit einem an?

»Also ... wenn du sagst, wir sollen ihnen einen Grund zur Rückkehr bieten, dann meinst du, mit ihnen reden? Können sie uns denn überhaupt hören?« Ich sah in die leeren Gesichter ringsum. »Sieht jedenfalls nicht so aus.«

»Wenn das, was Ihr ihnen zu sagen habt, bedeutungsvoll genug ist, dann wird es zu ihnen durchdringen. Im Zusammenspiel mit der Mistelbeere könnte sie das aus ihrer Verzauberung befreien. Viel hängt von der jeweiligen Willenskraft ab. Die Schwachen schaffen es selten.«

Was er da andeutete, gefiel mir nicht. »Also, das sind alles eher willensstarke Männer. Wenn sich jemand befreien kann, dann sie ... Gut, dann brauchen wir Mistelbeeren und aufmunternde Worte.«

Keeli trat auf Volusian zu und verschränkte die Arme vor der Brust. »Geist, welche Sorte Misteln brauchen wir? Weißbeerige?«

»Die dürften am besten wirken«, bestätigte er.

Donnerwetter. Ich hatte noch nicht mal gewusst, dass es verschiedene Sorten gab. Ich kannte nur die, unter der man sich zu Weihnachten küsste, und die war meiner Erfahrung nach meistens aus Plastik. »Du kennst dich mit Pflanzen aus?«, fragte ich Keeli.

»Genug, um mich zurechtzufinden«, sagte sie. »Und genug, um zu wissen, dass wir in diesem Klima keine Weißbeerige Mistel finden werden.«

»Sie wächst im Eibenland«, sagte Volusian. »Und wir sind ganz in der Nähe.«

»Wie nahe denn?«, fragte ich einigermaßen bestürzt über diese Nachricht.

»Vielleicht fünf Meilen die Straße hinunter. So war es damals zumindest. Die Straße mag ihren Lauf geändert haben.«

»Eure Majestät«, sagte Keeli eifrig. »Gestattet mir, vorzureiten und eine Mistel zu holen. Ich weiß, wie sie aussieht.«

Ich schüttelte den Kopf. »Du kannst doch nicht allein in feindliches Territorium reiten.«

»Aber wir können sie auch nicht allein lassen.« Sie wies zu unseren schlaff dastehenden Männern. »Wenn ich mich allein dort hineinschleiche, ziehe ich auch weniger Aufmerksamkeit auf mich.«

Ich überlegte. Wir brauchten diese Mistel, aber Keeli hatte recht, wir durften die Männer nicht allein lassen. Wer wusste schon, was für Wesen hier als Nächstes aufkreuzten? Ich wägte unsere jeweiligen Fähigkeiten gegeneinander ab und kam dann mit der besten Arbeitsteilung heraus, die mir einfiel.

»Jasmine wird dich begleiten. Volusian und ich bleiben hier bei den Männern und versuchen, sie wieder wach zu kriegen.« Trotz ihrer tapferen Worte konnte ich Keeli nicht allein losschicken, genauso wenig wie ich Jasmine hier allein zur Verteidigung der Männer zurücklassen konnte. Dies schien mir die besten Option zu sein. »Aber ich, äh, könnte erst noch eure Hilfe brauchen, um sie

in Bewegung zu bringen.«

Genau wie Pagiel ließen sich auch die anderen Männer dazu bringen, aufzustehen und zu gehen, solange nur die ganze Zeit jemand mit ihnen mitging. Wir schafften sie nach hinten zum See, weil der einigermaßen geschützt war und nicht gleich an der Straße lag. Als Nächstes brachten wir die Pferde und den Proviant dorthin, und ich stellte überrascht fest, dass ich dank der Hitze inzwischen durchgeschwitzt war. Eine willkommene Abwechslung nach der Plage. Keeli und Jasmine stiegen auf ihre Pferde.

»Seid vorsichtig«, warnte ich sie.

»Sind wir«, sagte Jasmine. Sie sah zu den Männern hinüber, die wir in einem fast schon kunstvollen Arrangement am Ufer platziert hatten. »Weißt du, das wäre der ideale Moment, um Kiyō loszuwerden.«

»Was?«, rief ich.

Sie zuckte mit den Achseln. »Ich mein ja nur. Du weißt genau, dass er auch weiterhin total nerven wird. Wirf ihn in den See und

behauptete, er wäre da reinspaziert und ertrunken. Niemand würde es wissen, und wir würden es niemandem verraten.« Keeli nickte nachdrücklich.

»Tut mir leid«, sagte ich. Das Schlimme war, dass mir ihre Argumentation durchaus einleuchtete – nur kam so etwas überhaupt nicht infrage. »Glaubt mir, ich würde ihn mir liebend gern vom Hals schaffen. Aber ihm das in diesem Zustand anzutun, wäre genauso finster wie alles, was er mir hatte antun wollen.«

Die beiden ritten los, und ich war mit Volusian allein. Ich wies ihn an, in der Umgebung zu patrouillieren und mir sofort Bescheid zu geben, wenn er etwas Besorgniserregendes hörte oder sah. Natürlich ließ sich nur schwer etwas vorstellen, das besorgniserregender war als meine gegenwärtige Lage. Trotz aller geräuschvollen Lebendigkeit des Waldes um uns herum herrschte am See gespenstische Stille. Es fühlte sich einfach nicht richtig an,

dort zusammen mit fünf anderen »Leuten« zu sitzen, die keinen Ton von sich gaben. Diese leeren Blicke waren auch total gruselig.

Trotzdem, ich hatte ja etwas zu tun. Ich musste ihnen allen einen Grund zur Rückkehr bieten. Das klang eher nach einer Aufgabe für meine Mutter, die Therapeutin. Ich war zwar nicht gerade eine Kratzbürste, aber ich hatte auch nicht diese locker-vertrauliche Art drauf, mit der man Gefühle sondierte und dafür sorgte, dass andere sich besser fühlten. Die Männer hatten anscheinend noch Nahrung sammeln können, bevor die Dryaden gekommen waren; jedenfalls hatten wir eine entsprechende Ernte mit zum See geschafft. Das meiste war Obst, aber mir steckte die Plage noch zu sehr in den Knochen, um auch nur auf die Idee zu kommen, schon wieder Trockenfleisch zu kauen. Ich nahm mir eine Banane, setzte mich im Schneidersitz hin, sah mir jeden der Männer genau an und versuchte, darauf zu kommen, was ihn wohl locken würde.

Als ich aufgegegessen hatte, beschloss ich, meine Therapiesitzung mit Rurik anzufangen. Ich setzte mich zu ihm und kam mir ein bisschen blöd vor, aber ich wusste, ich musste zur Sache kommen.

»Rurik, ich weiß genau, dass dich diese Dryaden in Wirklichkeit gar nicht so begeistert haben. Du bist viel zu sehr nach Shaya verrückt, als dass diese Baumschlampen irgendeine Wirkung auf dich haben könnten. Wenn Shaya hier gewesen wäre, ich wette, sie hätte diese Weiber allesamt vermöbelt. Ich meine, sie beherrscht Pflanzenmagie ... die müsste bei Dryaden auch wirken, weil sie doch mit Bäumen verbunden sind. Oder vielleicht hätte sie ihnen auch einfach nur was auf die Nase gegeben. Das würde ich wohl tun. Ihnen dieses Grinsen aus den kleinen Nymphengesichtern wischen. Du musst dich echt anstrengen, um es wieder zu ihr zurückzuschaffen, weißt du. Ich habe nach wie vor keine Ahnung, wie du es angestellt hast, dass sie dich heiraten wollte,

aber es muss ein Haufen Arbeit gewesen sein. Die kannst du jetzt doch nicht einfach wegwerfen, und egal, wie ›frivol‹ Shaya so was findet, ich finde echt, ihr zwei solltet in die Flitterwochen fahren. Ich werde es euch befehlen, sobald wir dieser Plage ein Ende gesetzt haben und wieder zu Hause sind. Ich kann das, weil ich ja schließlich die Königin bin. Jedenfalls, wenn Shaya nicht Grund genug ist, dass du dich da rauskämpfst, dann weiß ich auch nicht. Ich meine, mir würdest du auch fehlen, wenn du hier jetzt sterben würdest. Du hast nicht immer die höflichste Art, aber du kriegst Sachen geregelt. Ich gebe es nur ungern zu, aber ich hätte große Probleme, passenden Ersatz für dich zu finden. Ich schätze, ich müsste Davin deinen Posten geben.«

Ich brach ab, weil ich mich plötzlich fragte, ob mein Vorgehen nicht eher schadete als nützte. Rurik war mein Heeresführer und Davin gewissermaßen sein einziger ernst zu nehmender Rivale. Ich hatte Davin zusammen

mit dem Vogelbeerland geerbt, und er hatte sich als außerordentlich loyal und kompetent erwiesen – und mehr als deutlich zu verstehen gegeben, dass er der Ansicht war, bessere Arbeit als Rurik leisten zu können. Verschärft wurde der Konflikt noch dadurch, dass sie ziemlich gegensätzliche Naturen waren. Rurik war mit Leib und Seele Soldat, rau und zupackend. Davin war ein guter Offizier, verstand sich aber auch auf höfische Feinheiten, über die Rurik nur lästerte. Ich sah Rurik an, der während meines ganzen Monologs noch keine einzige Reaktion gezeigt hatte, und überdachte meine Zweifel noch einmal. Rurik besaß gerade Widerspruchsgeist genug, dass es vielleicht die richtige Taktik war, ihn ein bisschen zu piesacken.

»Natürlich«, fuhr ich fort, »wäre dir das auf lange Sicht vielleicht sogar lieber. Ich weiß doch, wie sehr du es hasst, wenn dein Beruf dich zwingt, dich in Schale zu werfen und zu diplomatischen Terminen zu gehen. Davin

dagegen stört das gar nicht. Hast du mal seinen Kleiderschrank gesehen? Der ist ziemlich beeindruckend. Ich glaube, Davin verwendet mehr Zeit auf seine Frisur als ich auf meine. Vielleicht sollte ich ihn diese Sachen auf höchster Ebene ohnehin machen lassen, auch wenn du aus dieser Verzauberung doch noch rauskommst. Damit würde ich dir ja geradezu einen Gefallen tun, wo du sie doch sowieso nicht draufhast. Ach, und dann hasst du es ja auch, mit Shaya zu diesen Bällen und Festen zu gehen. Ich glaube, Davin hätte nichts dagegen, sie zu begleiten. Die beiden passen vom Kleidungsstil her wahrscheinlich sogar richtig gut zusammen. Und du könntest dann einfach zu Hause bleiben oder auf die Jagd gehen oder so was.«

Immer noch keine Reaktion. Vielleicht brauchte es ja doch erst die Mistelbeeren zur teilweisen Aufhebung der Magie. Aber zu warten kam mir wie Zeitverschwendung vor. Ich beschloss, Rurik eine Pause zu gönnen

und mit den anderen weiterzumachen. Ich würde meine Runden drehen, und vielleicht klopfte ich den Dryadenzauber damit ja Stück für Stück weich.

Als Nächstes knöpfte ich mir Danil vor. Ich probierte es nicht wie bei Rurik mit dieser fiesen Umkehrpsychologie, sondern legte dieselbe Emphase auf Danils Angehörige. Er war bei mir, seit ich das Dornenland übernommen hatte, darum wusste ich einigermaßen über sein Leben Bescheid, also etwa auch, dass er seit einem Jahr verheiratet und vor Kurzem Vater geworden war. Ich erzählte ihm von seiner Familie und betonte, wie sehr sie sich freuen würde, ihn wiederzusehen. Ich erwähnte sogar kurz Isaac und Ivy und wie toll es wäre, wenn unsere Kinder eines Tages miteinander spielen könnten.

Alistir hätte ich fast übersprungen. Er gehörte zu Dorian, und ich wusste kaum etwas über ihn. Trotzdem nahm ich mir die Zeit, über das zu plaudern, was ich wusste, zum Beispiel,

wie sehr Dorian ihn schätzte und dass wir ihn brauchten, damit wir unsere Königreiche retten konnten. Hoffentlich wusste Keeli ein bisschen mehr; sie hatte sich während unserer Reise oft mit ihm unterhalten. Oder vielleicht konnte Dorian ja mithelfen, wenn er erst einmal wiederhergestellt war.

Kiyo war ein Problem, und ich übersprang ihn fast, allerdings aus völlig anderen Gründen. Jasmynes Abschiedsworte waren auch eher hinderlich, weil sie mir ständig durch den Kopf gingen, als ich bei Kiyo saß. Er war jetzt zwar vielleicht unser Verbündeter, aber er hatte deutlich gemacht, dass das mit der Prophezeiung für ihn noch nicht gegessen war. Selbst wenn wir es schafften, die Plage zu beenden, was dann? Frieden war mir dann immer noch nicht vergönnt. Wie viel einfacher wäre es gewesen, mir Kiyo jetzt, wo Dorian ihm nicht beispringen konnte, ein für alle Mal vom Hals zu schaffen.

Aber wie ich zu Jasmine gesagt hatte – wenn ich Kiyos Lage jetzt ausnutzte, war ich auch

nicht besser als er. Auf dieses Niveau würde ich mich nicht herablassen, und meine Kinder sollten zwar definitiv ohne ihn aufwachsen, aber er war doch immer noch ihr Vater.

»Maiwenn wird dich bestimmt wiedersehen wollen«, begann ich unbeholfen. Hatten sie eine Liebesbeziehung miteinander? Bei den beiden ging es immer hin und her, und ich war klatschmäßig nicht auf dem neuesten Stand. Maiwenn war nicht gerade mein Lieblingsthema, aber über ihre gemeinsame kleine Tochter zu reden, fiel mir vielleicht leichter. »Und Marta garantiert. Sie muss schon ganz schön gewachsen sein. Kann sie schon laufen und sprechen? Vielleicht bekomme ich sie ja eines Tages mal zu sehen. Egal, auf jeden Fall musst du diesen Zauber brechen, damit du zu ihr zurückkehren kannst. Schon allein diese Reise jetzt muss ganz schön hart sein. Du verpasst wahrscheinlich alle möglichen tollen Sachen, die sie gerade macht. Ich weiß, wie es dir damit geht. Ich denke ständig an Isaac und Ivy

und dass ich jeden Tag irgendwas Tolles verpasse. Also beeil dich und kämpf dich da raus, damit wir dich wieder ins Weidenland schaffen können.«

Mir kam die zynische Idee, dass ich ihn wahrscheinlich damit locken konnte, dass er doch den Zauber brechen musste, damit er weiter Jagd auf meine Kinder und mich machen konnte. Das zog vielleicht mehr als alles andere, bloß konnte ich mich unmöglich dazu überwinden – selbst wenn ich ihm damit vielleicht das Leben rettete. Jasmines Vorschlag, ihn auf der Stelle zu töten, hatte ich abgelehnt, aber ich ließ ihn lieber an der Magie der Dryaden sterben, als dass ich auch nur ansatzweise seine kranke Haltung in Sachen Prophezeiung anerkannte.

Also beschränkte ich mich auf Marta und Maiwenn und dass Kiyō uns helfen musste, Varia zu besiegen. Ich erwähnte sogar die Menagerie von Haustieren, die er in Arizona gehabt hatte. Als ich den Eindruck hatte, mich redlich bemüht zu haben, machte ich mit

Pagiel weiter, was mir ein bisschen leichter fiel. Ich lobte seinen Mut und seine Loyalität und redete von seiner Familie; ich sagte sogar Nettos über Ysabel und Edria. Seit Kiyo rangierten die beiden Frauen nicht mehr ganz so weit oben auf meiner Liste verachtungswürdiger Personen.

Blieb noch Dorian. Es war komisch, weil ich ihn wahrscheinlich am besten kannte, und doch ... Ich war mir wirklich nicht sicher, welche Worte zu ihm durchdringen würden. Tatsächlich fiel es mir sogar schwer, überhaupt irgendwas zu ihm zu sagen. Es war total seltsam, ihn so unlebendig zu erleben. Dorian war eigentlich ständig in Bewegung. Selbst wenn er täuschend ruhig war, knisterte er förmlich vor Energie. Er dachte ständig über irgendwas nach, plante irgendwas. Aber jetzt? Das war nicht richtig. So sollte er nicht sein. Wie viele Male hatte mich sein kleines süffisantes Grinsen zur Weißglut gebracht? Aber lieber das als diese Teilnahmslosigkeit – tausendmal lieber.

Ich starrte ihn lange an. Panik stieg in mir auf, vor allem weil ich plötzlich Angst hatte, zu versagen. Zwischen uns gab es so viel, das ich weggeschoben hatte. Hatte ich meine Chance für immer verspielt? Ich brauchte drei Anläufe, bis ich endlich etwas sagen konnte, weil sich mir immer wieder die Kehle zuschnürte.

»Wir schaffen das nicht ohne dich«, brachte ich schließlich heraus. »Alle reden von meinen Kräften, aber du bist hier der knallharte Kämpfer. Wenn wir das hier durchziehen wollen, dann brauchen wir dich – und nicht bloß wegen deiner Magie. Wer sonst ist gerissen genug, uns bis zu diesen Talismanen zu bringen? Nicht einmal Volusian ist sich sicher, wo die versteckt sind. Wir brauchen dich für die Planung – und ich weiß, dass du auf keinen Fall zulassen wirst, dass diese Hexe Varia dich kriegt. Dafür bedeutet dir das Eichenland zuviel. Es bedeutet dir alles.«

Ich holte alles aus diesem Thema raus, was

ich konnte, lobte seine Stärke und Klugheit. Sicher, es gab persönlichere Themen, aber ich konnte mich nicht dazu durchringen, sie anzuschneiden. Ich wollte mir gerade zum zweiten Mal Rurik vorknöpfen, als zu hören war, wie sich vom Wald her in halsbrecherischem Tempo Reiter näherten. Ich fuhr herum und verfluchte Volusian im Stillen dafür, dass er mich nicht gewarnt hatte. Aber es waren Jasmine und Keeli. Keeli stieg praktisch ab, bevor ihr Pferd auch nur zum Stehen gekommen war, und zeigte mir stolz mehrere Mistelzweige.

»Mehr als genug«, sagte ich anerkennend. »Gab es irgendwelchen Ärger? Hat man euch gesehen?«

»Wir sind niemandem begegnet«, sagte Jasmine und stieg ebenfalls ab. »Wir hatten Glück und haben gleich kurz nach der Grenze ein paar Eichen gefunden, an denen das Zeug wächst.«

Ich nahm einen der Zweige. »Gut, dann los. Versuchen wir es mal. Denkt daran – nur eine

Beere. Wir zielen auf ›verstaunlich übel‹ ab, nicht auf tot.«

Wir gingen herum und steckten jedem Mann vorsichtig eine Beere unter die Zunge. Es war ein bisschen ekelig, aber auch nicht viel schräger als das meiste Zeug, das ich so jeden Tag tat. Ich hatte ein bisschen darauf gehofft, im gleichen Moment eine wundersame Verwandlung mitzerleben, aber es wurde rasch deutlich, dass dieser Zauber noch lange nicht gebrochen war.

»Wir sollten ihnen weiter etwas erzählen«, sagte ich zu Jasmine und Keeli. »Weiß eine von euch irgendwas über Alistir? Also über sein Leben?«

»Er ist verliebt«, sagte Keeli, und ihre Züge wurden weicher. »In ein Mädchen im Eichenland. Sie liebt ihn auch, aber ihr Vater ist dagegen. Darum hat Alistir sich der königlichen Wache angeschlossen – um sich zu bewähren.«

»Hat ja die reinsten Kinoqualitäten«, murmelte ich. »Kannst du mit ihm reden? Und

ihn an alles erinnern, was er hat?«

Sie tat es, und Jasmine nahm sich Pagiel vor. Ich beschloss, meinem Muster treu zu bleiben, und fing wieder bei Rurik an. Hoffentlich sorgte die Mistelbeere dafür, dass Shaya und Davin ihn nun mehr beeindruckten. Wir wanderten reihum von Mann zu Mann und bauten darauf, dass uns etwas einfiel, das sie aus dem Zauber herausholte. Nur zu Kiyo wollten die beiden nicht sprechen. Das blieb komplett an mir hängen.

Der Himmel färbte sich bereits rot, als wir endlich eine Imbisspause einlegten. Wir waren alle drei geistig und körperlich erschöpft. Wir hatten hier im Limettenland einen ganzen Tag verloren, aber das war noch nichts gegen die Tatsache, dass unsere Mühen bis jetzt völlig vergeblich gewesen waren. Die Männer saßen unverändert nur herum. Wir hatten keine Zeit gehabt, auf Nahrungssuche zu gehen; darum bestand auch das Abendessen wieder einfach aus Früchten.

»Ich rufe nachher mal Volusian und schaue, was wir sonst noch tun sollten«, sagte ich und biss in eine Papaya. »Vielleicht müssen wir die Beeren immer wieder durch neue ersetzen oder so.« Das klang selbst für meine Ohren lahm, aber ich hatte keine Ahnung, was wir noch tun konnten.

»Ich hoffe, diese Dryaden kommen noch mal zurück«, knurrte Jasmine. »Dann lasse ich sie erst das hier in Ordnung bringen, und danach reiße ich ihnen die Haare aus und zerschlage ihnen die süßen Unschuldssratzen.« Jasmine war sogar so weit gegangen, auf dem Ritt zum Eibenland und zurück einige ihrer Zöpfe wieder aufzulösen. Die waren aber fest geflochten gewesen, und durch Jasmines blindes Herumfummeln sahen ihre Haare jetzt reichlich zerzaust aus. Aber ich wusste die Entschlossenheit zu schätzen. Keeli und ich waren zu beschäftigt gewesen, um an unsere Haare zu denken.

»Ich glaube nicht, dass die sich hier noch mal blicken lassen«, sagte ich. »Sie haben ja

geschafft, was sie wollten. Sich an Männern gerächt und zugleich Landesfremde unschädlich gemacht.«

Darauf nickten sie nur. Wir waren alle zu entmutigt, um viel zu reden, und aßen einfach nur schweigend, während es Abend wurde. Das Brausen des Waldes im Hintergrund war wie weißes Rauschen, das ich kaum noch bemerkte; darum war es auch ein totaler Schock, als aus den Schatten plötzlich jemand sagte: »Ihr werdet mich *nicht* durch diesen Schönling Davin ersetzen.«

Ich wäre fast an meinen Beeren erstickt. Ich schluckte rasch runter und wirbelte zu Rurik herum. Er saß immer noch da, aber nicht mehr auf diese eingefrorene, ausdruckslose Art. Er setzte sich anders hin, bewegte die Arme und blinzelte, um wieder klar sehen zu können.

»Rurik!« Ich lief zu ihm und kniete mich hin, Keeli und Jasmine gleich hinter mir. »Rurik, geht es dir gut?«

Er wollte etwas sagen, dann verzog er das

Gesicht. Er wandte sich ab und spuckte aus.

»Was war das in meinem Mund?«

»Ein notwendiges Übel«, sagte ich und grinste wie blöde. »Oh mein Gott. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie froh ich bin, dich zu sehen.«

»Das höre ich von Frauen ständig«, sagte er und zuckte zusammen, als er die Schultern bewegte. Sie waren sicher total verspannt.

»Erinnerst du dich an irgendwas?«, fragte Jasmine. »Von heute Morgen an?«

»Ich erinnere mich an ...« Er runzelte die Stirn und guckte verwirrt. »Diese Frauen ... die grünhaarigen Frauen. Ich weiß noch, dass sie zu uns gekommen sind, und dann ... keine Ahnung. Es war, als wäre ich in einem Tunnel, und von weither sind Stimmen gekommen.« Er sah uns drei an. »Eure Stimmen.«

Ich war dermaßen erleichtert, dass ich nicht wusste, ob ich lachen oder weinen sollte. »Das ist die beste Nachricht aller Zeiten. Jetzt, wo wir wissen, dass der Zauber gebrochen werden kann, können wir die

anderen auch da rausholen.«

»Die anderen ...« Rurik sah sich um und bemerkte seine Kameraden. Die Sonne war fast untergegangen, aber unser Lagerfeuer brannte hell genug, um die statuenhafte Starre der anderen hervorzuheben. Für jemanden, der den ganzen Tag katatonisch gewesen war, sprang Rurik verblüffend schnell auf. »Was zum – ? Mylord! Mylord, was ist mit Euch?«

Er eilte mit solcher Ergebenheit zu Dorian, dass mir fast die Tränen kamen. Genau wie wir anfangs schüttelte er Dorian, um ihn wach zu bekommen.

»Das funktioniert nicht«, sagte ich.

Rurik drehte sich zu mir um, und ich glaube, ich hatte noch nie so viel Angst in seinem Gesicht gesehen. »Was stimmt nicht mit ihm? Mit ihnen?«

Wir erklärten es ihm, und er wollte keine Zeit verlieren. Ich drängte ihn, sich noch einen Moment von seinen Qualen zu erholen, aber davon wollte er nichts hören. Seine

Entschlossenheit riss uns mit – und die Tatsache, dass er wieder aufgewacht war.

Und wie durch ein Wunder erwachten die Männer in den nächsten Stunden einer nach dem anderen wieder. Zum Glück wurde nur Danil von der Mistelbeere schlecht, und von ›erstaunlich übel‹ konnte keine Rede sein. Genau wie Rurik wollte jeder gleich helfen, und so dauerte es nicht lange, bis alle wieder die Alten waren – nur Dorian nicht.

»Warum will er nicht aufwachen?«, fragte ich. Das flackernde Lagerfeuer warf seltsame Schatten über sein Gesicht. »Volusian hat gesagt, es hängt von der Stärke und vom Willen ab. Ich kenne niemanden, der willensstärker ist als Dorian.«

Alistir runzelte die Stirn und trank einen Schluck Wasser aus einem Schlauch. »Ich meine mich zu erinnern ... Sind da nicht *zwei* Dryaden bei ihm gewesen?« Unsicherheit lag in seinen Worten, aber sie lösten eine Erinnerung aus.

»Du hast recht«, sagte ich. »Beinahe. Es

waren sogar drei. Liegt es vielleicht daran? Drei Dryaden – dreimal so starker Zauber?«

»Klingt einleuchtend«, sagte Keeli. »Zumal, wenn sie ihn als den Willensstärksten erkannt haben.«

»Dann müssen wir unsere Anstrengungen eben verdreifachen«, sagte Rurik. Er stopfte den letzten Rest einer Banane in sich hinein. Die Männer waren alle total hungrig und durstig gewesen. »Ich knöpfe ihn mir mal vor.«

Rurik legte sich richtig ins Zeug, und danach wechselten wir uns alle ab. Als Mitternacht kam, ließ der Eifer ein wenig nach, hauptsächlich vor Erschöpfung. Wir stellten Wachen auf, der Rest legte sich zum Schlafen hin. Keeli und Jasmine hatten angeboten, die erste Wache zu übernehmen. Sie waren müde, fanden aber, dass erst die Männer etwas richtigen Schlaf brauchten. Als ich an Kiyos Schlafstelle vorbeikam, hielt er mich an.

»Wenn es ihm morgen früh nicht besser geht, werden wir ein paar schwere Entscheidungen

fällen müssen.« Er nickte zu Dorian hinüber, der steif und stumm dasaß.

Ich brauchte einen Moment. »Was? Nein. Wir machen erst weiter, wenn es ihm besser geht.«

»Aber was, wenn nicht? Ihr habt es schon den ganzen Tag lang versucht.«

»Er hat dreimal so viel abbekommen wie ihr anderen! Er braucht einfach länger, um sich davon zu erholen«, sagte ich und musste aufpassen, dass ich nicht laut wurde.

»Oder er erholt sich überhaupt nicht«, sagte Kiyō düster. »Hängt davon ab, wie stark die Magie ist. Was dann? Wie lange wollen wir hier warten?«

»So lange er eben braucht! Wir haben genug zu essen.«

Kiyō seufzte. »Und noch mal – was, wenn er schlicht und einfach nie mehr aufwacht? Wie viel Zeit wollen wir vergeuden? Jeder Tag ist ein Tag mehr, an dem andere unter der Plage leiden.«

»Wir können ihn nicht hierlassen«, sagte ich

unbeirrt. »Ich weiß, du kannst ihn nicht leiden, aber das steht nicht zur Debatte.«

Ärger huschte über Kiyos Gesicht. »Meine persönlichen Gefühle haben nichts damit zu tun! Er stellt auf dieser Reise einen Aktivposten dar. Ich gehe nur ungern ohne ihn ins Eibenland. Aber ich verschwende auch ungern kostbare Zeit.« Kiyo legte eine Hand auf meinen Arm. »Eugenie, bitte. Seien wir doch vernünftig.«

Ich riss mich los. Jedes Mal, wenn er mir damit gekommen war, dass wir doch vernünftig sein sollten, war es gegen meine Kinder gerichtet gewesen.

»Dorian geht es bald besser. Warte nur bis zum Morgen. Du wirst schon sehen.«

»Ja«, sagte Kiyo grimmig. »Werde ich.«

Ich stürmte zu Dorian hinüber und schaffte es, ihn zum Stehen zu bekommen. Ich ging mit ihm ein kleines Stück von den Schlafplätzen der anderen weg und versuchte, mich nicht davon runterziehen zu lassen, dass er sich deutlich steifer bewegte als vorhin. Sobald ich

mich davon überzeugt hatte, dass wir immer noch geschützt waren, aber auch niemanden beim Schlafen stören würden, setzte ich ihn wieder ins Gras. Nach kurzem Überlegen legte ich ihn hin und rollte mich neben ihm zusammen. Seine grünen Augen sahen in dem schwachen Licht schwarz aus und starrten zu den Sternen hinauf, ohne sie zu sehen.

»Lass mich bloß nicht mit ihm allein«, flüsterte ich scharf. »Lass mich nicht im Stich. Du bist der Einzige, der mich in dieser ganzen Angelegenheit wirklich versteht, und ich weiß, dass Kiyō falschliegt. Es wird dir bald besser gehen. Wir brauchen dich zu sehr. *Ich* brauche dich.«

Ich hätte fast wieder mit demselben Gelaber losgelegt wie vorhin – dass wir diese Mission ohne Dorians Fähigkeiten nicht zu Ende bringen konnten. Dann ließ ich mir das noch mal durch den Kopf gehen. Dieses Lied hatte ich den ganzen Tag lang gesungen – ohne jeden Effekt. *Ihr müsst ihnen einen Grund zur*

Rückkehr bieten.

»Tut mir leid«, sagte ich, immer noch ganz leise, damit nur Dorian es hören konnte. Und ich war mir sicher, dass er es konnte. Musste er doch. »Tut mir leid, dass ich nicht besonders nett zu dir gewesen bin ... eine Zeit lang. Du hast eine Menge für mich getan – wahrscheinlich mehr als jeder andere –, und ich hab dir vieles davon immer wieder vorgehalten. Das war falsch. Ich meine, ich teile deine Einstellung in Sachen Eisenkrone nicht, das weißt du – aber ich verstehe, warum du so gehandelt hast. Und ich weiß, dass es dir nicht darum ging, mich zu manipulieren. Jedenfalls hast du nicht darauf abgezielt. Ich weiß, wie du drauf bist. Du musst Sachen erreichen, und wenn du den effektivsten Weg dafür gefunden hast, dann handelst du. Genau das ist ja eine deiner Stärken als König. Genau darum folgen dir die Leute ja überallhin.«

Keine Antwort – natürlich nicht. Mir rannen Tränen aus den Augen, und mich machte

erneut fertig, wie *falsch* das hier war. Solche Sachen passierten Dorian nicht. Anderen vielleicht. Aber doch nicht ihm.

Ich legte meine Wange auf seinen Arm. »Du bist der Einzige, der gefragt hat, weißt du. Nach den Zwillingen. Und wie es ist, sie allein zu lassen. Sie fehlen mir, Dorian. Sie fehlen mir schrecklich. Die ganze Zeit, die wir diese erbärmliche Straße hinuntergezockelt sind, die wir in der Kälte gelegen haben ... ich muss immerzu an sie denken. Was machen sie gerade? Geht es ihnen gut? Ich frage mich ständig, ob sie jetzt aus der Frühchenstation raus sind. Hoffentlich – und das nicht bloß, weil es bedeuten würde, dass es ihnen besser geht. Ich will nicht, dass sie mehr Zeit mit Maschinen verbringen als unbedingt nötig. Sie brauchen Menschen und Liebe. Und die Menschen, bei denen ich sie gelassen habe? Sie sind wunderbar. Sie werden gut zu Isaac und Ivy sein, aber trotzdem ... wenn ich doch bloß selber bei ihnen sein könnte.«

Ich hatte den Eindruck, gerade mehr eine Therapiesitzung für mich als für ihn zu machen. Gähnend versuchte ich, wieder die Kurve zu kriegen. »Ich möchte, dass du sie mal kennenlernenst. Ich weiß nicht, ob ich sie je in die Anderswelt mitbringen kann, aber vielleicht finden wir ja einen Weg, dich zu ihnen zu bringen. Wir wissen beide, dass ihr Vater nichts taugt, aber ich möchte, dass es in ihrem Leben Männer gibt, die gut sind und stark. Roland und du, ihr seid wahrscheinlich die tollsten Männer, die ich kenne, und ich möchte, dass ihr beide mit dabei seid, weil das Isaac und Ivy hilft – vor allem Isaac. Er wird gute Vorbilder brauchen.«

Ich hätte fast hinzugefügt, dass Isaac auch Anleitung brauchte, um vor der Prophezeiung verschont zu bleiben, aber dafür war Dorian die falsche Adresse. »Jedenfalls musst du zu mir zurückkehren. Es gibt zu viele Sachen, für die ich dich brauche. Zu viel, das wir noch erledigen müssen. Nicht bloß die Plage. Du hast gesagt, du möchtest das zwischen uns in

Ordnung bringen und wieder Vertrauen herstellen. Ich möchte das auch – aber ohne dich kann ich das nicht.«

Im Kino wäre das der perfekte Moment für ihn gewesen, wieder ins Leben zurückzukehren à la Traumprinz. Aber denkste. Er blieb unverändert. Ich gab mich geschlagen und wischte mir die Tränen ab, diese Verräter. Die Anstrengungen des Tages forderten ihren Preis, und ich konnte keine ermunternden Worte mehr aufbringen. Aber ich wollte auch nicht von Dorians Seite weichen. Vielleicht war ich zu müde, um ihn anzuflehen, aber er sollte wissen, dass ich bei ihm war. Ich kuschelte mich enger an ihn und ließ mein Gesicht dicht an seinem Ärmel für den Fall, dass noch mehr Tränen kamen.

Trotz meiner Sorgen schlief ich ein. Der Körper lässt sich vom Verstand einfach nichts vormachen. Ich schlief tief und fest, und niemand weckte mich fürs Wacheschieben – was sie wirklich hätten tun sollen. Als mich am Morgen die ersten Sonnenstrahlen wärmten,

regte ich mich.

Etwas streifte mein Gesicht, und ich öffnete die Augen, weil ich dachte, dass ein Schmetterling auf mir gelandet war. Aber es war Dorian, der mit den Fingerspitzen meine Wange berührte und mich zärtlich ansah. Seine Augen waren grün und golden – und sie sprühten vor Lebendigkeit und Schläue, die ich von ihm kannte.

»Dorian?«, flüsterte ich und wagte es kaum zu glauben. Ein seliges Staunen, von dem ich gar nicht gewusst hatte, dass ich dazu in der Lage war, breitete sich in mir aus.

»Eben der«, sagte er und drückte mir einen Kuss auf die Stirn. »Habe ich dir gefehlt?«

»Vielleicht ein bisschen.«

»Ein bisschen?«

»Na gut. Vielleicht ganz schön.«

Ein Lächeln erhellte seine Züge, strahlender als der Sonnenschein um uns herum. Vom anderen Ende der Lichtung drang ein Freudenschrei herüber. Jemand hatte bemerkt, dass Dorian wieder zu sich

gekommen war. Dorians Lächeln wurde wehmütig.

»Nicht ein friedlicher Moment ist uns vergönnt, hm? Nun denn.« Er drückte sich hoch und verzog ein bisschen das Gesicht, weil er so lange unbeweglich gewesen war.

»Dann vollbringen wir wieder einmal große Taten, was meinst du?«

KAPITEL 17

Anscheinend hatte keiner der Männer irgendwelche ernstlichen Nachwirkungen der Dryadenmagie davongetragen, von Dehydration und Ekel vor Mistelbeeren einmal abgesehen. Ich beobachtete sie alle mit Sorge, vor allem Dorian. Ich bildete mir ein, es ganz unauffällig hinzukriegen – aber denkste.

»Ich falle nicht plötzlich tot um, weißt du«, sagte er zu mir. Wir waren gerade dabei, das Lager abubrechen, und ich packte neben ihm mein Zeug ein. »Du kannst mich ruhig ab und zu aus den Augen lassen – so sehr mich deine Sorge auch rührt. Es kommt mir fast so vor, als würdest du etwas für mich empfinden.«

Ich wurde rot und konzentrierte mich auf meine Packtasche. »Natürlich empfinde ich etwas für dich. Also rein freundschaftlich, meine ich. Und wir brauchen dich. Und du

hast am meisten von der Dryadenmagie abbekommen. Es ist total normal, sich Sorgen um dich zu machen.«

»Total normal«, stimmte er mir zu. Seine Miene war die reinste Unschuld, aber mir entging der amüsierte Unterton nicht. Wir erwähnten diesen kurzen, goldenen Moment nicht, als wir zusammen aufgewacht waren, aber die Erinnerung verschaffte mir noch den ganzen Tag lang ein warmes Gefühl.

Wir wussten ja schon von Keelis und Jasmines Suche nach den Mistelbeeren her, dass wir heute noch ins Eibenland überwechseln würden, und das erfüllte uns mit neuer Anspannung. Bisher hatten wir uns auf die jeweilige Etappe der Reise konzentriert, die es gerade zu bewältigen galt – es aus der Plage rauszuschaffen, dann die Durchquerung der Vasallenreiche. Das war schwierig genug gewesen, und wir hatten kaum die Zeit gehabt, uns Gedanken über das zu machen, was danach kam. Nun standen Entscheidungen an.

»Nach wie vor keine Vorstellung, ob du die Grenze überqueren kannst?«, fragte ich Volusian.

»Nein, Herrin.« Wir anderen standen im Kreis, aber er hielt sich ein Stück entfernt. »Zumindest weiß ich noch nicht, ob ich zusammen mit Euch hinüberkann. Dass ich es allein nicht vermag, weiß ich.«

»Dann knobeln wir jetzt am besten mal aus, wo genau wir hinmüssen«, sagte Kiyō. »Was schätzt du, wo Varia die Talismane aufbewahrt?«

Volusian sah ihn verächtlich an. »Ich schätze nicht. Ich ziehe logische Schlussfolgerungen auf der Grundlage meiner breit gefächerten Bildung und Erfahrung.«

Ich verkniff mir ein Grinsen. »Und welche logische Schlussfolgerung ziehst du in dieser Sache?«

»Dass es zwei Möglichkeiten gibt, Herrin – die so naheliegend sind, dass ich nicht der Einzige hier sein dürfte, der sie zu eruieren vermag. Varia wird die Gegenstände

entweder so dicht bei sich aufbewahren wie möglich, damit sie hinsichtlich ihrer Sicherheit beruhigt sein kann – oder sie wird sie an dem entlegensten Platz verstecken, der ihr einfällt.«

»Naheliegender ist die eine Sache«, stellte ich fest. »Und zu sagen, was ohnehin alle wissen, die andere. Du bewegst dich gefährlich nahe an Letzterer. Sind denn beide Möglichkeiten wirklich gleich wahrscheinlich? Ich meine, sollen wir einfach eine Münze werfen?«

Volusian dachte nach. »Ich würde empfehlen, davon auszugehen, dass sie sie in ihrer Nähe aufbewahrt. Wahrscheinlich befindet sie sich in ihrer Hauptstadt oder an einem anderen günstig gelegenen Ort, was Euch ein konkreteres Ziel für Eure Suche geben wird. Außerdem dürfte es notwendig sein, dass ihre magisch Begabten leichten Zugang zu den Gegenständen haben – was dafür spricht, dass die Statuen sich an einem Ort befinden, der keine längere oder schwierige Reise erforderlich macht.«

»Also machen wir uns auf den Weg zur Hauptstadt«, sagte Pagiel eifrig. Die lange Reise hatte ihn unruhig gemacht, und nun brannte er auf Action. »Du kannst uns doch bestimmt dorthinführen, nicht?«

Volusian sah ihn mit unbewegter Miene an. »Selbstverständlich könnte ich euch führen – wäre ich sicher, ins Eibenland hineinzukönnen. Was ich nicht bin. Wie ich eben erst festgestellt habe.«

Pagiel machte ein finsternes Gesicht, aber bevor er sich noch mit Volusian anlegen konnte, sagte ich rasch: »Dann solltest du uns eine Wegbeschreibung geben oder eine Karte zeichnen oder sonst etwas, das uns hilft, sobald wir drüben sind – nur für den Fall, dass wir dich verlieren. Die Landschaft hat sich seit deiner Zeit sicher verändert, aber ein paar Hinweise werden nützlich sein – und so unauffällig dürfte die Hauptstadt ja nicht sein.«

»Durchaus nicht«, stimmte Volusian mir zu. »Und sie heißt Wisiwele.«

»Wisi-was?«, fragte Jasmine.

Der Name klang ganz schön verspielt für den Sitz einer dermaßen niederträchtigen Monarchin. Volusian gab uns alle Infos, die er hatte, und bald konnten wir wirklich aufbrechen. Durch den gestrigen ›Zwischenfall‹ und diese Planung jetzt hatten wir fast anderthalb Tage Reisezeit verloren. Dank des Essens und des warmen Wetters war die Verzögerung nicht weiter schlimm, aber wir waren uns stets bewusst, dass jeder weitere Tag für alle, die von der Plage betroffen waren, leicht ein Tag zu viel sein konnte.

Nach vielleicht fünf Meilen wechselte die Straße in das Eibenland über. Wir machten halt und sahen uns um. Das Klima war gemäßigt, einen Tick kühler als im Vogelbeerland, wenn es nicht von der Plage heimgesucht war, mit großen Laubbäumen, die mich an den pazifischen Nordwesten erinnerten. Der Wald bot Insekten- und Tiergeräusche satt und machte denselben Eindruck von Leben und Fruchtbarkeit wie

das Limettenland. Immer noch das reinste Wunder nach den verschneiten Königreichen, die wir hinter uns gelassen hatten. Ich war so verzaubert, dass ich das Offensichtliche erst bemerkte, als Kiyō es aussprach.

»Volusian ist weg.«

Ich warf einen Blick neben mich, wo Volusian eben noch geschwebt hatte. Er war tatsächlich an der Grenze verschwunden. »So weit kein Grund zur Panik. Er hat ja durchaus damit gerechnet. Ich kann ihn noch mal rufen.«

Ich sprach die Rufworte und spürte, wie die Magie sich in mir regte, sich ausbreitete. Dann hatte ich den Eindruck, dass sie zerfiel und sich verteilte, wie Löwenzahnsamen im Wind. Normalerweise fühlte sich diese Magie an wie ein Pfeil, der direkt auf ihn zuflog und ihn herholte. Stirnrunzelnd zückte ich meinen Zauberstab und versuchte es noch einmal. Meine Kräfte hatten im letzten Jahr so zugenommen, dass ich den Zauberstab eigentlich gar nicht mehr brauchte, um ihn zu

rufen.

Wieder floss die Magie aus mir hinaus und fühlte sich diesmal geschlossener und stabiler an ... zuerst. Dann, nach einigen Sekunden, zerfiel sie erneut. Kein Volusian. Aber da es sich diesmal schon besser angefühlt hatte, wollte ich noch nicht aufgeben. Ich packte meinen Zauberstab fester und unternahm einen dritten Versuch, wobei ich die Kraft so stark bündelte und ausrichtete, wie ich es bei Volusian seit Ewigkeiten nicht mehr gemusst hatte. Durch die Anstrengung spannten sich alle meine Muskeln an, und mir brach der Schweiß aus, aber die Magie hielt. Und dann erschien Volusian endlich, aber er war nur ein Schatten seiner selbst. Geister sahen in der Menschenwelt und der Anderswelt oft unterschiedlich aus, mit einer festeren Gestalt in der Letzteren. Volusian war so stark, dass er in beiden Welten gleich aussah – normalerweise. Jetzt dagegen war zwar seine Gestalt dieselbe, aber er war durchsichtig und flimmerte, wie ich es von einem schwachen

Geist in der Menschenwelt erwartet hätte.

»Wie es scheint, haben die Bande meiner Herrin die des Eibenlandes überwunden«, sagte er. Ich würde nicht so weit gehen, zu behaupten, dass er beeindruckt klang, aber er machte definitiv einen etwas weniger biestigen Eindruck als sonst.

»Ja, war aber ein ganz schönes Stück Arbeit.« Ich musste zwar nicht konstant Magie durch die Verbindung pumpen, um ihn zu halten, aber ich hatte den Eindruck, dass ich ihn sofort wieder verlieren würde, wenn ich nur kurz nicht achtgab.

»Zu viel Arbeit«, antwortete er. »Ich würde meiner Herrin empfehlen, mich nur zu rufen, wenn es absolut notwendig ist. Wenn Ihr diesen Kraftakt durchgehend ausübt, seid Ihr später wohlmöglich zu erschöpft für die Konfrontation mit Varia oder könnt mich nicht mehr rufen.«

»Da ist was dran.« Ich hatte nicht den Eindruck, dass er kurz davor stand, sich aus seiner Knechtschaft zu befreien, aber es

brachte nichts, sich unnötig anzustrengen. »Und nun wissen wir wenigstens, dass es funktioniert. Du kannst gehen.« Er verschwand, und ich atmete wieder ein bisschen leichter.

Wir ritten weiter, alle in höchster Alarmbereitschaft, und behielten den Wald nach Anzeichen von Gefahr im Auge. Dorian brachte sein Pferd neben meines und sagte leise: »Ist eigentlich nur mir aufgefallen, dass dir Volusian tatsächlich eine Taktik empfohlen hat, die dafür sorgt, dass er an dich gebunden bleibt? Bis jetzt war ich immer davon ausgegangen, dass er dich verabscheut und nur auf eine Gelegenheit wartet, dich vernichten zu können.«

Ich nickte und ließ mir Volusians Worte noch einmal durch den Kopf gehen. »Ach, das ist immer noch so. Aber so schwer vorstellbar es auch ist, ich glaube, er hasst das Eibenland noch mehr.«

»Das ist wirklich kaum vorstellbar.«

Ich lächelte. »Wenn ich ihn die ganze Zeit

über bei mir behalte, bin ich wohlmöglich irgendwann zu schwach, um ihn als meinen Diener an mich zu binden. Und dann wäre er wirklich in der Lage, mich zu töten – aber nicht, solange ich noch im Eibenland bin. Denn sobald er frei wäre, würde ihn hier nichts mehr halten. Er wäre sofort wieder verbannt. Ich glaube, er möchte aber gern hier sein, und dazu braucht er mich.«

»Meinst du, er ist auf Rache aus?«, fragte Dorian.

Ich dachte an Volusians Feindseligkeit zurück, als er die Skulpturen der Botschafterin zum ersten Mal gesehen hatte. »Absolut. Wobei ... ich bin mir nicht sicher, an wem er sich rächen will, weil doch alle aus dieser Zeit längst tot sind.«

»Dennoch spielst du vielleicht mit dem Feuer, wenn du ihm ermöglichst, hier zu sein. Er könnte eigenmächtig handeln – und ohne dass du in der Lage bist, ihn in Schach zu halten.«

»Ich weiß«, sagte ich und fragte mich, wie es

wohl aussah, wenn Volusian losgelassen wurde. Keine schöne Vorstellung. »Aber er kann uns immer noch nützlich sein, und das dürfen wir nicht vergessen. Außerdem, so schrecklich es klingt ... am Ende wollen wir alle dasselbe, ihn eingeschlossen. Wir haben alle etwas gegen das Eibenland.«

»Korrektur. Volusian hat etwas gegen das Eibenland. Wir haben etwas gegen Varia.«

»Stimmt. Heißt das, du hältst es für einen Fehler, wenn ich ihn mit einbeziehe?«

»Nein.« Dorian schüttelte den Kopf. »Er stellt einen Aktivposten dar. Und ich weiß doch, wie sehr du die schätzt. Das hast du mir ja oft genug vermittelt, als ich verzaubert gewesen bin.«

Ich ächzte und sah woanders hin. »Ich hab mich schon gefragt, an wie viel du dich noch erinnerst.«

»Wahrscheinlich an mehr, als dir lieb ist«, sagte er und klang viel zu vergnügt dabei. »Aber ich fand es doch recht reizend. Tatsächlich freut es mich überaus, dass du

mich dazu eingeladen hast, Ivy und Thundro zu erziehen. Das war sehr nett von dir.«

»Hey!« Ich sah ihn wieder an und bekam die volle Breitseite seines süffisanten Grinsens ab. »So habe ich das nie gesagt. Nicht genau.«

»Aber es ist sehr vernünftig«, neckte er mich. »Ich verfüge über Fertigkeiten, die niemand anderer deinen Kindern beibringen kann. Und es wäre eine Schande, meinen legendären Charme und mein ebensolches Charisma nicht an die nachfolgende Generation weiterzugeben. Eine Tragödie geradezu.«

»Legendär, ja? Das ist vielleicht übertrieben.«

»Es ist wahr, meine Liebe. Und ich bin bereit, dir beides in seiner Gänze zur Verfügung zu stellen – ich bin bereit, dir alles nur Erdenkliche zur Verfügung zu stellen, wenn es dir und den Deinen helfen kann. Wie ich immer sage: Was würde ich nicht für dich tun?«

Ich sah ihm in die Augen und rechnete mit

einer Spur seines typischen Spotts, aber er war total ernst. Es erinnerte mich unangenehm an heute früh, als ich aufgewacht war und er wieder quicklebendig gewesen war. In mir hatte sich irgendetwas gelöst, und ich war so voller Freude gewesen wie schon lange nicht mehr. Dieses Gefühl bekam ich auch jetzt wieder, und es machte mir Angst.

Wir unterhielten und zwar leise, aber dass unser Verhältnis wieder enger wurde, entging den anderen nicht. Kiyo hatte einiges dazu zu sagen.

»Also«, fing er an, als wir mittags Rast machten, »dann seid ihr zwei jetzt wieder Verbündete, Dorian und du.«

Ich trank lange aus einem Wasserkrug, während ich über meine Antwort nachdachte. Wir waren gerade in ein anderes Königreich übergewechselt, wie es einem hier unterwegs immer wieder passierte. Es hatte immer etwas Beunruhigendes, die Gegend wieder zu verlassen, in die man eigentlich wollte, aber nach Volusians Angaben führte die

Straße bald ins Eibenland zurück.

»Dorian und ich sind die ganze Zeit über Verbündete gewesen.«

»Das habe ich anders in Erinnerung«, sagte Kiyo mürrisch. »Hatte er dich nicht angelogen und durch einen Trick dazu gebracht, die Eisenkrone für dich zu beanspruchen?«

»Stimmt. Das war nicht schön, aber ich kann inzwischen besser verstehen, warum er es getan hat. Nämlich für das größere Wohl.«

»Wohl eher für seine ehrgeizigen und egoistischen Pläne!« Kiyo warf einen Blick über die Schulter, um zu schauen, ob jemand zuhörte. »Das weißt du. Du weißt, wie er drauf ist. Er will dich für seine eigenen Pläne einsetzen.«

»Vielleicht«, sagte ich und dachte an das letzte Gespräch mit Dorian zurück. »Aber außerdem will er auch das Beste für meine Kinder und mich, glaube ich.«

»Er will das, was er für das Beste hält.«

Ich kniff die Augen zusammen. »Tja, und weil dazu auch zählt, dass meinen Kindern nichts

zustoßen soll, sind mir seine Ratschläge um einiges lieber als *deine*. Es steht dir überhaupt nicht zu, mir hier Vorträge zu halten, zumal ich gestern die Einzige gewesen bin, die überhaupt –«

Ein Warnruf von Rurik unterbrach mich, und ich fuhr hoch. Die anderen schauten alle die Straße hinunter in die Richtung, aus der wir gerade gekommen waren. Ich folgte ihrem Blick, sprang auf und zog meine Waffen, denn ein Reitertrupp kam gerade um die letzte Kurve gebogen. Als die Fremden uns sahen, machten sie sofort halt und zogen ebenfalls ihre Waffen.

»Bleibt, wo ihr seid«, rief einer. Er hatte einen gelockten blonden Bart und trug ein schartiges, aber wirkungsvoll aussehendes Kupferschwert. »Greift uns an, und ihr werdet es bereuen.«

Rurik grinste ihn an, aber es lag kein Humor darin. »Und *ihr* werdet es bereuen, wenn ihr nicht eure Waffen herunternehmt. Legt sie auf den Boden, bevor wir sie euch abnehmen

müssen.«

Das sorgte umso mehr dafür, dass die Fremden sich zum Kampf wappneten. Meine Leute ebenfalls, mich eingeschlossen. Gleichzeitig jedoch nutzte ich die Gelegenheit, mir unsere Gegner genauer anzusehen. Es waren alles Feine, alle bewaffnet, aber ihre Waffen waren weder so standardisiert noch so gut in Schuss wie die der Buchensoldaten. Auch sah ihre Kleidung nicht nach Uniform aus. Ihre Sachen waren zerschlissen und passten teilweise schlecht zueinander. Vor ihnen auf den Pferden lagen Mäntel und Felle, die sie wohl nach dem letzten Klimawechsel ausgezogen hatten. Manche Gesichter waren schmuddelig, und sie machten alle den Eindruck, als ob es schon lange nichts Anständiges mehr zu essen gegeben hatte.

»Wartet«, sagte ich und eilte nach vorn.

»Davon würde ich abraten«, sagte Rurik, ohne die Fremden aus den Augen zu lassen.

»Bleibt für Eure eigene Sicherheit zurück.«

Ich blieb in der Mitte zwischen beiden Gruppen stehen. »Wer seid ihr? Woher kommt ihr?«

Die Fremden starrten mich misstrauisch an. »Wer seid *ihr*?«

»Ihr kommt aus einem Land, auf dem die Plage lastet, habe ich recht?« Ich war mir hundertprozentig sicher.

Niemand änderte seine Haltung, aber der Bärtige sah mich mit neuem Interesse an. »Und wenn es so wäre?«

»Unser Land hat es ebenfalls erwischt«, sagte ich. »Wir kommen aus dem ...« Wie lautete dieser absurde Name noch mal, den Dorian sich neulich ausgedacht hatte?

»... dem Fliederland«, sagte er und stellte sich neben mich. Er hielt immer noch sein Schwert in der Hand, aber seine Haltung war entspannter. Offenbar hatte er dieselben Schlüsse über diese Leute gezogen wie ich.

»Nie davon gehört«, sagte eine Frau. Auf ihrer Schulter saß ein gefleckter Falke, der auch nicht weniger misstrauisch guckte.

»Das geht vielen so«, sagte Dorian trocken.
»Wir kommen von weither.« Er sah zwischen ihr und dem Blondem hin und her und kam wohl zu dem Schluss, dass er bei ihr bessere Karten hatte. Er schenkte ihr sein charmantes Lächeln. »Und wie heißt *euer* Königreich?«

Nach einem Moment des Zögerns sagte sie:
»Das Hemlockland.«

»Ihr habt sichtlich gelitten, sagte Dorian.
»Genau wie wir.«

Dann machte ich einen heftigen Gedankensprung, aber ich war mir meines Bauchgefühls ziemlich sicher. »Ihr wollt euch Varia unterwerfen, nicht wahr?« Es war nur folgerichtig. Für einen Aufstand machten sie zahlenmäßig nicht genug her, aber sie kamen mir, von ihrem abgerissenen Äußeren abgesehen, auch nicht gerade wie einfache Leute vor. Sie waren bestimmt als Unterhändler ausgesandt worden. »Wir auch.«

Einige von ihnen bewegten sich unbehaglich.
»Es ist für unser Volk das Beste«, sagte die

Frau beinahe rechtfertigend. »Das allein zählt.«

»Aber ja.« Ich versuchte, mitfühlend zu klingen. »Es ist nichts, für das man sich schämen müsste.«

»Davon kann auch keine Rede sein«, sagte sie. Es war eindeutig ein heikles Thema, was ich absolut verstehen konnte.

Der Blonde ließ sein Schwert sinken – ein sehr gutes Zeichen. »Wollt ihr nach Wisiwele?«

»Ja«, sagte Dorian rasch, bevor sich noch jemand verplapperte. Er ließ ebenfalls sein Schwert sinken. »Wir gehen davon aus, dass man dort die Königin finden kann. Ein Führer hat uns eine Wegbeschreibung gegeben.«

»Ihr seid niemals dort gewesen?«

»Nein.«

Der Sprecher wandte sich um und sagte leise etwas zu seinen Leuten. Die meisten nickten, aber ein paar schüttelten auch nachdrücklich den Kopf, darunter die Frau. Schließlich richtete der Blonde seine

Aufmerksamkeit wieder auf uns. »Wir kennen den Weg. Wenn ihr möchtet, könnt ihr mit uns reisen. Wir werden alle etwas davon haben, wenn es das nächste Mal gegen die Friedenswächter geht.«

Ich sah fragend zu Dorian, der knapp den Kopf schüttelte. »Was sind Friedenswächter?«

»Nichts so Schönes, wie es sich anhört«, sagte die Frau mit finsterem Gesicht. »Königin Varia lässt in ihren Vasallenreichen gewisse Zauber und Hindernisse zurück, um dafür zu sorgen, dass sie nicht aus der Reihe tanzen. Die Einwohner können ihnen aus dem Weg gehen, sodass ihnen nichts passiert ... solange sie nichts tun, was Varia missfällt. Außerdem halten die Friedenswächter Leute von außerhalb ab.«

Kiyo trat vor: »Würdet ihr sagen, dass eine Gruppe Dryaden solche, ähm, Friedenswächter sein könnten?«

Die Frau nickte ernst. »Durchaus. Sie lassen sich hervorragend gegen Fremde einsetzen –

aber man kann sie auch leicht dazu bringen, die Einheimischen in Ruhe zu lassen.«

»Entschuldigt uns einen Moment«, sagte ich. In der Hoffnung, nicht hinterrücks angegriffen zu werden, wandte ich mich um und ging zusammen mit Dorian zu unseren Leuten zurück. »Ich traue ihnen nicht«, sagte Rurik sofort.

»Das empfiehlt sich auch nicht«, sagte Dorian. »Nur ein Stück weit. Denn ihr Wissen über das Eibenland und über diese ›Friedenswächter‹ könnte sich als nützlich erweisen. Es wäre mehr als hilfreich gewesen, wenn wir darüber schon vor der Begegnung mit diesen Maiden Bescheid gewusst hätten.«

»Volusian konnte es gar nicht wissen«, sagte ich und staunte selber, dass ich meinen Hilfsgeist verteidigte.

Kiyo seufzte. »Mir gefällt die Vorstellung nicht, mit Fremden unterwegs zu sein, aber wir können definitiv alle Informationen gebrauchen, die wir kriegen können.«

»Umgekehrt sind sie anscheinend auch nicht sonderlich glücklich damit, uns als Weggefährten zu haben«, sagte Pagiel. Das war sehr aufmerksam beobachtet. »Wir hätten wahrscheinlich ziemlich unsere Ruhe, bis wir nach Wisiwele kommen. Und wer weiß, vielleicht können sie uns sogar mit der Stadt helfen.«

»Dann sind wir uns einig?«, fragte ich in die Runde. Als mir Ruriks finstere Miene auffiel, fügte ich hinzu: »Ist schon gut. Haltet eure Waffen ruhig griffbereit. Und die Wachen werden verdoppelt.«

Das beschwichtigte ihn ein bisschen, und als wir dem Hauptmann der Hemlockleute – der, wie sich herausstellte, Orj hieß – unsere Entscheidung mitteilten, hatte ich den Eindruck, dass ihre Gruppe eine ähnliche Besprechung zu Reisemodalitäten und Schutzvorkehrungen hinter sich hatte. Also ritten wir zusammen weiter, voller Wachsamkeit, aber auch mit einem Gefühl von Solidarität. Zahlenmäßige Größe hatte

schon etwas Beruhigendes.

Anfangs unterhielten wir uns kaum mit unseren neuen Weggefährten. Als wir unser Nachtlager aufschlugen, legte sich die Anspannung ein wenig. Jede Gruppe steuerte etwas zum Essen bei, und eine gemeinsame Mahlzeit ermuntert irgendwie zu freundschaftlichem Umgang, zumal unter den Feinen, die sehr viel Wert auf Gastfreundschaft legen. Den Soldaten in unserer Gruppe – die dennoch in ihrer Wachsamkeit nicht nachließen – fiel es am leichtesten, neue Freundschaften zu knüpfen. Ich glaube, wenn das eigene Leben daraus besteht, ständig an neue Einsatzorte versetzt zu werden und gegen Leute zu kämpfen, die man überhaupt nicht kennt, dann schließt man einfach überall Freundschaften, wo es geht.

Wenig überraschend stellte jede Partei eigene Leute für die Wachschichten ab. Meine stand erst für später in der Nacht an, und als ich mich beim Lagerfeuer auf meiner Decke ausstreckte, kam Alea, die Frau mit

dem Falken, herüber und setzte sich zu mir. Der Vogel saß auf ihrer Schulter.

»Fleck wundert sich, dass du nicht bei ihm schläfst«, sagte sie.

Ich brauchte ein paar Sekunden, um aus dieser Bemerkung schlau zu werden. Als Erstes wurde mir klar, dass der Falke wahrscheinlich Fleck hieß. Also nahm ich an, sie wollte damit sagen, dass der Falke bei mir schlafen wollte – bis ich sah, dass sie zu Dorian hinüberschaute.

»Ach so«, sagte ich und starrte zur anderen Seite des Feuers hinüber. Dorian fing meinen Blick und lächelte. Ich sah rasch wieder zu Alea. »Nein.«

»Ist er denn nicht dein Mann?«, fragte sie neugierig. »Ich hatte unterwegs den Eindruck.«

Ich konnte mich nicht erinnern, dass Dorian und ich mehr getan hatten, als wie immer ein bisschen zu plaudern, aber vielleicht sahen andere ja etwas, das mir entging. »Er ist einmal mein Mann gewesen«, gab ich zu.

»Aber jetzt nicht mehr.«

Sie zog eine Augenbraue hoch. »Warum nicht? Er ist sehr attraktiv.«

»Das ist er«, sagte ich ein bisschen wehmütiger als beabsichtigt. »Und außerdem klug und stark und einfallsreich.« Ich dachte kurz nach. »Und freundlich.«

Der Vogel gab ein paar klickende Geräusche von sich. Alea neigte den Kopf zur Seite und nickte dann. »Fleck sagt, das klingt nach einem idealen Partner, und er kann nicht verstehen, was dein Problem ist.«

Ich lachte. »Anscheinend kennt Fleck sich aus in Liebesdingen.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Er sieht manchmal Dinge, die wir übersehen. Oft ist sein Blick auf die Welt viel einfacher als unserer. Darum hat er Schwierigkeiten, deine Bemerkungen zu verstehen.« Sie sagte leise etwas zu ihm, das wie Krächzen klang, und der Falke flog in die Nacht davon.

»Ich schätze, das liegt daran, dass es nicht so einfach ist.« Ich versuchte, nicht wieder zu

Dorian zu schauen. »Wir hatten einige Meinungsverschiedenheiten.«

»Meinungsverschiedenheiten hat jeder. Nur Narren denken, dass es anders wäre. Und nur Narren lassen zu, dass ihr Stolz einer Versöhnung im Weg steht, zumal in diesen Zeiten.«

Mir entging der bittere Unterton nicht. »Hat euer Königreich sehr gelitten?«

»Ja. Anderenfalls hätten wir uns nie dazu bringen lassen, diesen Weg einzuschlagen.« Sie starrte in die Nacht hinaus, das Gesicht voller Zorn und Enttäuschung. »Ich bin im Krieg gewesen, weißt du. Und nichts, was ich dort erlebt habe, hat mich so sehr gequält wie der Anblick von Kindern, die verhungern und erfrieren. Oder von Dörfern, in denen Schneeungeheuer gewütet haben.«

Mich überlief ein Schaudern. »So etwas haben wir auch gesehen.«

Sie seufzte. »Es gefällt mir überhaupt nicht, vor Varia das Knie zu beugen. Aber ich möchte, dass mein Volk und mein König

weniger zu leiden haben. Tja. Und da sind wir nun. Wie ich schon sagte, nur Narren weigern sich, ihren Stolz beiseitezuschieben.«

Ich sagte nichts. Obwohl ich mit Orj und den anderen kaum ein Wort gewechselt hatte, war mir dieser stille Zorn nicht entgangen – Leute, die in die Enge gedrängt worden waren und denen nichts anderes mehr übrig blieb. Die gemeinsame Reise war gut für uns, weil wir auf diese Weise schneller in die Hauptstadt kamen. Aber ich fragte mich auch, ob daraus auch noch etwas anderes Gutes erwachsen konnte. Doch dafür würde ich behutsam vorgehen müssen.

»Habt ihr mal über andere Möglichkeiten nachgedacht?«, fragte ich. »Zum Beispiel, sich ihr nicht zu unterwerfen?«

Alea sah mich verärgert an. »Wie ich schon sagte: Das ist es nicht wert, mein Königreich dafür leiden zu lassen.«

»Nein – sich tapfer zu weigern und die Plage zu erdulden, meinte ich nicht. Habt ihr je an offenen Widerstand gedacht? An einen

Aufstand? Einen Angriff?«

Sie antwortete nicht, und ich hatte keine Ahnung, was sie dachte. »Habt *ihr* das denn?«, fragte sie schließlich. »Es scheint unmöglich.«

Ich achtete sehr darauf, die Frage nicht direkt zu beantworten. »Vielleicht ist es das. Vielleicht auch nicht. Vielleicht würde es davon abhängen, wie viele bereit wären, sich gemeinsam gegen sie zu stellen.«

Verschiedene Emotionen huschten über Aleas Gesicht, als ob sie diese Debatte schon oft mit sich selbst geführt hatte. Dann überkam sie ein Ausdruck der Resignation, und ich vermutete, dass sie zu demselben Schluss gekommen war wie schon unzählige Male zuvor, zu demselben Schluss, der sie hierhergeführt hatte.

»Nein. Das Risiko ist zu groß.« Sie stand abrupt auf. »Verzeih. Ich habe dich schon zu lange am Schlafen gehindert.«

Sie stapfte ohne ein weiteres Wort zu ihrer Decke davon. Ich kuschelte mich ein und

merkte erst jetzt, wie erschöpft ich war. Kurz bevor ich einschlief, öffnete ich noch einmal die Augen und sah zu Alea hinüber. Sie saß auf ihrer Decke und starrte voller Schmerz und Unschlüssigkeit ins Feuer.

KAPITEL 18

Seit der ersten Erwähnung der ›Friedenswächter‹ standen mir die Dryaden als Beispiel vor Augen. Ich ging davon aus, dass wir auf ganz ähnliche Hindernisse stoßen würden: Wesen oder Monster, die mit Magie oder roher Kraft überwunden werden mussten. In gewisser Weise traf diese Definition auch auf die diversen arktischen Kreaturen zu, denen wir unter der Plage begegnet waren. Sie suchten sich ihre Opfer unter denjenigen, die nicht zu Varias Spießgesellen zählten. Dementsprechend hielt ich die Augen nach lebendigen Feinden offen, nicht nach unbelebten, wodurch die Überraschung umso größer wurde, als die Straße am nächsten Morgen in einer Wasserfläche endete.

Wir hatten gerade in ein Vasallenreich übergewechselt, aber solche Wechsel kamen jetzt, wo wir uns dem Herzen des Eibenlands

näherten, immer seltener vor. Der Großteil unseres Weges führte nun durch das Eibenland. Unsere neuen Weggefährten hatten bereits erklärt, dass wir bald auf einen Abzweig zur Hauptstadt stoßen würden. Das stimmte mit Volusians groben Richtungsanweisungen überein; darum war ich optimistisch, diesen Abzweig bei der nächsten Kehre ins Eibenland schon sehen zu können.

Wie vieles in der Anderswelt erschien der See aus dem Nichts. In dem einen Moment zockelten wir noch die Straße hinunter, im nächsten war dort Wasser, so weit das Auge reichte. Mein Pferd scheute und blieb stehen, und ich teilte sein Unbehagen. Die Wasseroberfläche war unnatürlich glatt und still, als würde sich vor uns eine Glasscheibe ausdehnen. Ein Ende war nicht zu sehen.

»Das ist eine optische Täuschung, oder?«, fragte ich und deutete vage nach vorn. »Das Wasser kann nicht endlos weitergehen. Das ist doch so etwas Ähnliches, wie wenn ein

Königreich anscheinend endlos weitergeht und man zwei Schritte später plötzlich in einem anderen steht.«

»Ja und nein«, sagte Dorian. »Das Wasser geht höchstwahrscheinlich nicht endlos weiter. Das Falsche daran ist, dass die Hauptstraßen dieser Welt normalerweise keine solchen Hindernisse und Widrigkeiten aufweisen. Bedenke, dass die Straßen selbst in den heimgesuchten Ländern einigermaßen frei bleiben. Dafür sorgt ihre Magie. Damit dieser See hier sein kann, musste jemand gehörig schuffen.«

»Varia zum Beispiel«, vermutete Rurik.

Orj nickte, stieg ab und ging mit einem verächtlichen Grinsen zum Ufer. »Das ist ein Friedenswächter. Höchstwahrscheinlich gibt es einen Spruch oder einen Talisman, mit dem die Leute hier aus der Gegend den See umgehen oder verschwinden lassen können. Wir anderen, wir müssen entweder kehrmachen oder austüfteln, wie wir da hindurchkommen.«

Pagiel neigte den Kopf zur Seite. »Ist er denn überhaupt tief? Vielleicht können wir ihn einfach mit den Pferden durchwaten.«

Jasmine war schneller als ich. »Er ist tief. Es geht gleich am Ufer ziemlich steil runter ... aber er erstreckt sich nicht so weit, wie es aussieht.« Sie sah mich an. »Spürst du es auch?«

Ich öffnete meine magischen Sinne und verband mich mit dem Wasser, versuchte, dasselbe zu erspüren wie sie. Und richtig, mein Verdacht einer Illusion bestätigte sich. Das Wasser erstreckte sich nicht endlos, aber es war sehr tief, und die Strecke war lang genug, um uns gehörig aufzuhalten.

»Mehr, als ich bewegen kann«, fügte Jasmine hinzu.

»Bei mir genauso«, bestätigte ich rasch.

Sie zog die Augenbrauen hoch. »Von wegen. Du könntest das Teil komplett verschwinden lassen, wenn du wolltest.«

»Nein«, sagte ich nachdrücklich und hoffte, dass ihr mein Tonfall auffiel. »Das kann ich

nicht.«

Jasmine biss sich auf die Lippen und sagte nichts mehr. In Wahrheit hatte ich den Eindruck, dieses Gewässer im klassischen Bibelstil teilen zu können. Es würde einiges an Kraft kosten ... aber ich hatte es drauf. Das Problem war, dass ich das vor den Hemlockleuten nicht machen wollte. Sie mochten nicht unsere Feinde sein, aber zu solcher Wassermagie waren nur wenige Leute imstande, und ich wollte meine Identität nicht preisgeben. Wir hatten ihnen sogar falsche Namen gesagt.

Dorian stieg ab und ging umher. Zu meiner Überraschung ließ er den See links liegen und besah sich stattdessen das Gelände, durch das wir gerade gekommen waren. Das Königreich – um welches es sich handelte, wusste niemand genau – bestand aus einer steinigen Landschaft mit einem schweren, sandigen Untergrund. Vegetation war spärlich, und in der Ferne erhoben sich felsige Gebirgsausläufer, die allmählich in ein

Gebirge übergangen. Dorian murmelte irgendetwas vor sich hin und nickte schließlich zufrieden. Er wandte sich an einen jungen Mann aus dem Hemlockland, der anscheinend noch ein bisschen jünger als Pagiell war.

»Du«, sagte er. »Du besitzt eine gewisse Begabung für die Erdmagie, richtig?«

Der Junge blinzelte verblüfft. »Ähm, ja. Ich kann mit Steinen und Felsen umgehen – ich bildhauere manchmal damit.«

»Nun«, sagte Dorian. »Um die hehre Kunst geht es hier nicht, aber wir wollen hoffen, dass deine Fähigkeiten der Aufgabe gewachsen sind.«

»Was hast du vor?«, fragte Kiyo und machte keinen Hehl aus seinem Misstrauen. Er war vielleicht der Meinung, dass Dorian viel Nützliches beisteuern konnte, aber er hatte nicht vor, seine Entscheidungen unbesehen zu akzeptieren.

»Wir bauen uns unsere eigene Straße«, erklärte Dorian. »Mein junger Freund hier und

ich – wie heißt du noch mal?«

»Kellum«, piepste der Junge.

»Kellum«, wiederholte Dorian. »Sehr schön. Kellum und ich werden aus Erde und Felsen eine Straße hinüber auf die andere Seite erschaffen. Beziehungsweise ich werde Erde und Felsen benutzen. Er wird mir mit den Felsen helfen. Es gibt hier draußen genug Rohmaterial, mit dem sich arbeiten lässt.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht genug, um bis hinunter zum Grund zu kommen. Der See ist zu tief.«

»Dann bauen wir die Straße eben an der Oberfläche«, sagte Dorian. »Eine Art schwimmende Brücke. Die Materialien dort oben zu halten, liegt durchaus im Rahmen meiner Kräfte. Sobald wir alle hinübergehen, wäre es jedoch hilfreich, wenn wir, sagen wir, ein wenig Unterstützung vom Wasser bekommen könnten.« Er sah Jasmine und mich bedeutungsvoll an.

»Das lässt sich hinkriegen«, erklärte ich. Dorian und Kellum würden die Erde und

Steine über das Wasser hängen, und Jasmine und ich würde dafür sorgen, dass das Wasser die ›Brücke‹ am Untergehen hinderte. Zu viert war das Ganze machbar, und ich musste dann auch nicht damit rausrücken, wie groß meine Kräfte in Wirklichkeit waren.

Dorian beriet sich ein paar Minuten lang mit Kellum, und dann machten sie sich an die Arbeit. Obwohl Dorian so mächtig war, erlebte ich so gut wie nie, dass er seine Magie auch wirkte. Es war nur selten nötig, weil seine Untertanen ihr wahres Ausmaß ja schon kannten. Wenn er in die Schlacht zog, hielt er sich an sein Schwert, und seine Erdmagie verstärkte die Kupferklinge zwar, aber das war etwas ganz anderes als das, was ich jetzt miterlebte. An Dorians Tun war etwas Kunstvolles. So, wie meine Sinne zum Wasser und zur Luft sangen, konnte er sämtliche Elemente in der Erde anrufen und zu Gehorsam zwingen. Ich hatte einmal erlebt, wie er diese Kraft dazu einsetzte, Zerstörung

auf seine Feinde herabregnen zu lassen, und es war erschreckend gewesen. Dieser Schöpfungsakt dagegen war faszinierend.

Gemeinsam beschworen die beiden Steine und Felsen, sich über das Wasser zu legen, und arrangierten die verschiedenen Größen so, dass sie sich wie beim Tetrispielen ineinanderfügten. Sobald ein Steinabschnitt fertig war, rief Dorian die Erde herbei. Sie stieg in Brocken vom Boden auf, fast wie eine Gewitterwolke, breitete sich dann in ordentlichen Schichten über dem Steinfundament aus und schuf eine glatte Oberfläche. Eine halbe Stunde lang arbeiteten Dorian und Kellum daran, und obwohl Dorian dabei wie immer schmunzelte und witzige Bemerkungen machte, konnte ich sehen, wie sich in seinem Gesicht Falten bildeten und am Haaransatz Schweiß hervortrat. Das war eine gewaltige magische Leistung, viel größer, als ich vorher gedacht hatte.

Dann sagte Dorian zu Kellum, dass er

aufhören sollte, und sah zu uns anderen herüber. »Ich brauche einen Freiwilligen, der sie ausprobiert.«

»Um zu schauen, ob sie untergeht?«, fragte Kiyo trocken.

Dorian lächelte. »Um zu schauen, wie weit sie reichen muss. Ich nehme an, wenn man sie ein Stück entlanggeht, wechselt das Land, und wir brauchen sie gar nicht so weit zu bauen, wie wir jetzt denken.« Er sah Kiyo an. »Du würdest einen ausgezeichneten Freiwilligen abgeben, da du in deiner Fuchsgestalt im Notfall leicht genug wärest, um noch weglaufen zu können oder dich von Pagiels Luftmagie oben halten zu lassen.« Pagiels Miene ließ darauf schließen, dass er Kiyo lieber ersaufen lassen würde.

»Man kann kein Freiwilliger mehr sein, wenn jemand einen vorschlägt«, sagte Kiyo.

Ich seufzte. »Hör auf, dich querzustellen, und leg einfach los, ja? Ich behalte das Wasser im Griff, also brauchst du dir keine Sorgen zu machen.«

Alea hatte anscheinend langsam keine Geduld mehr. »Während ihr noch diskutiert, schicke ich Fleck auf Erkundung.« Sie flüsterte dem Vogel wieder etwas Unverständliches zu und schickte ihn los. Seine mächtigen Schwingen trugen ihn über das Wasser. Er flog in einer geraden Linie Dorians Brücke entlang, ließ sie hinter sich und verschwand kurz darauf.

»Na also«, sagte Dorian. »Dort wechselt das Land. Wir sind schon fast da. Warte noch einen Moment, Freiwilliger.«

Kiyo verdrehte die Augen. Dorian und Kellum verlängerten die Brücke, bis sie über die Stelle hinausging, an der Fleck verschwunden war. Für unsere Augen endete die Brücke mitten im See, aber wenn man sie entlangging, würde man ins nächste Königreich überwechseln, bevor man am Wasser ankam.

Dorian bewunderte sein Werk und nickte dann Kiyo zu. »Nun denn. Auf geht's. Probier sie aus.«

Kiyo zögerte einen Moment lang, als würde er überlegen, ob das Ganze vielleicht nur eine groß angelegte List von Dorian war, um ihn zu ersäufen. Dann kam er wohl zu dem Schluss, dass es sich um einen notwendigen Teil der Mission handelte, und betrat die Brücke. Jasmine und ich waren beide mit dem Wasser verbunden und setzten unsere gebündelte Kraft dazu ein, die Brücke vor dem Sinken zu bewahren. Das Zusammenspiel von Erd- und Wassermagie sorgte dafür, dass die Brücke nicht einmal durchsackte. Kiyo entspannte sich sichtlich und ging die Brücke entlang. Kurz bevor er beim Wasser ankam, verschwand er. Ein paar Sekunden später tauchte er wieder auf.

»Hat funktioniert«, sagte er.

»Selbstverständlich hat es funktioniert«, schalt Dorian ihn. »Du brauchst gar nicht so erstaunt zu tun.«

»Drüben liegt das Eibenland«, sagte Kiyo. »Von dort aus ist das Wasser nicht mal zu sehen.«

»Geh nach drüben und warte auf uns«, sagte ich. Kiyo sah mich ungläubig an. »Hier kannst du eh nichts machen! Und wir können auf der Brücke kein zusätzliches Gewicht gebrauchen.«

Zögernd gab er mir recht und verschwand wieder. Langsam, einer nach dem anderen, gingen die anderen auch hinüber. Ich war ein bisschen nervös, als die Pferde losstampften, aber wir vier waren stark genug, und die Brücke hielt. Rasch waren nur wir noch übrig, die wir die Brücke aufrechterhalten mussten.

»Dann los«, sagte Dorian zu Jasmine und Kellum. »Den Rest schaffen wir allein und kommen gleich nach.«

Jasmine schien nur ungern zu gehen, aber Kellum ließ es sich nicht zweimal sagen. Es machte ihn anscheinend nervös, mit uns allein zu sein. Die beiden marschierten los und lösten sich in Luft auf, genau wie die anderen. Dorian hielt mir seine Hand hin.

»Wollen wir, meine Liebe?«

Ich lächelte. »Dafür ist sie zu schmal. Wir

müssen hintereinander gehen.«

»Mhmm.« Er runzelte leicht die Stirn. »Ein Lapsus meinerseits. Daran werde ich denken, wenn ich das nächste Mal eine ebenso erstaunliche wie brillante Brücke zu unser aller Rettung aus dem Ärmel schüttele.«

»Nächstes Mal«, gab ich ihm recht.

Stets ein Gentleman, ließ er mir den Vortritt. Unsere Pferde waren bereits drüben, also belasteten wir den Bau nur wenig. Außerdem hatte er recht, dass unsere Magie mehr als ausreichte, die bereits bestehende Brücke oben zu halten. Nur gab es leider nicht viel, das wir noch unternehmen konnten, als aus der Wasseroberfläche eine riesige grün und rot geschuppte Schlange aufstieg und uns herausfordernd anfauchte. Nicht nur, dass ihre Färbung auf geschmacklose Weise an Weihnachten erinnerte, ihre gezackten Kiemen standen auch noch wie ein Kragen von ihrem Körper ab. Ihr Maul war voller scharfer Zähne und mehr als groß genug, um jemanden mit einem Happes zu verschlingen.

»Echt wahr?«, fragte ich bestürzt. »Uns bleibt mal wieder nichts erspart?«

»Lauf!«, rief Dorian ohne jede Spur von Leichtfertigkeit. »Wir sind fast da.«

Es stimmte. Wir hatten schon zwei Drittel des Weges geschafft. Ich achtete darauf, dass ich das Wasser unter Kontrolle behielt, und sprintete los. Ich konnte das Ende der Brücke sehen und wusste, dass ich die andere Seite jeden Moment erreichen musste, als die Schlange erneut fauchte – praktisch direkt hinter mir. Ich fuhr herum und sah gerade noch, wie sie sich auf Dorian stürzte. Er hechtete weg, landete auf dem Boden. Unglücklicherweise unterbrach das seine Konzentration auf die Brücke. Ich besaß Geistesgegenwart genug, sie weiterhin mit dem Wasser zu stützen, aber nur da, wo wir standen. Hinter uns zerfiel sie, und Steine und Erde sackten ins Wasser.

Ich hielt Dorian meine Hand hin. »Komm.«

Dorian war gerade aufgestanden, da brach die Schlange wieder aus dem Wasser hervor,

mit einer Schnelligkeit, die kaum zu ihrer Größe passte, und warf ihn erneut zu Boden. Eine ihrer spitzen Kiemen oder Flossen oder wie immer man das nannte traf seine Stirn, die sofort zu bluten begann. Weitere Teile der Brücke zerbröckelten, und ich befahl dem Wasser scharf, sie nicht aufzunehmen. Doch da die Schlange schon zu dem nächsten Angriff zurückkam, wusste ich, dass es nicht reichte, um die Brücke aufrechtzuerhalten. Ich reagierte schnell mit dem erstbesten Einfall.

Ich entfernte sämtliches Wasser um die Schlange herum.

In dem einen Moment war dort noch Wasser, im nächsten nicht mehr. Einen Teil schob ich einfach beiseite à la Rotes Meer, den Rest ließ ich verdunsten. Das erzeugte eine beachtliche Menge Nebel, aber das Ergebnis des Ganzen war dennoch deutlich zu sehen. Die Schlange hatte nichts mehr, in dem sie schwimmen konnte, und wie Jasmine und ich festgestellt hatten, war der See tief. Da besagter See nicht mehr da war, um die

Schlange zu tragen, stürzte sie prompt in den Abgrund, der mitten in seinen Wassern entstanden war.

»Beeindruckend«, brachte Dorian hervor, als er mit meiner Hilfe wieder auf die Beine kam. Ich wollte mir seine Kopfverletzung ansehen, aber dazu fehlte die Zeit. Lange konnte ich nicht gleichzeitig die Brücke nach oben drücken und den Abgrund offen halten.

»Ich bin nur froh, dass das niemand von den anderen sehen konnte«, sagte ich, als wir die letzten Meter der zerfallenden Brücke hinter uns brachten. Wir gingen hintereinander, aber ich ließ seine Hand trotzdem nicht los.

Das Land veränderte sich, und plötzlich hatten wir wieder festen Boden unter den Füßen – richtigen festen Boden. Um uns herum standen die großen immergrünen Bäume des Eibenlands, und unter uns lag die vertraute Straße durch die Anderswelt. Ich lachte vor Erleichterung. Dorian begann ebenfalls zu lächeln, aber dann schaute er plötzlich erschrocken an mir vorbei. Ich fuhr

herum.

Zwei Dutzend Soldaten versperrten die Straße und hielten unsere Freunde fest, die gefesselt waren. Auffallend frei bewegen konnten sich dagegen die Leute aus dem Hemlockland. Sie standen ein Stück abseits, die Waffen gezogen – und auf uns gerichtet.

Einer der Soldaten trat vor und bedachte uns mit einem frostigen Lächeln und einer spöttischen Verbeugung. »Königin Eugenie, König Dorian. Gestattet mir, mich vorzustellen. Ich bin Gallus, Oberbefehlshaber der Streitmächte Ihrer Majestät, Königin Varia. Wir werden Euch zu ihr geleiten.«

KAPITEL 19

Ich war nur einen Moment lang wie vor den Kopf geschlagen, dann hatte ich mir das Ganze zusammengereimt.

Ich starrte Orj und seine Leute finster an. »Das wird mich lehren, Fremden noch mal einen Vertrauensvorschuss zu geben.«

Gallus lachte. »Falls es Euch damit besser geht, Ihr wurdet gleich bei Eurer Einreise ins Buchenland identifiziert.« So viel dazu, dass Dorian die Anführerin des Buchentrupps um den Finger gewickelt hatte. »Selbst ohne die Hilfe dieser Leute hier hätten wir Euch festgenommen, bevor Ihr nach Wisiwele gelangt wäret. Sie haben uns lediglich mit einer Beschreibung Eurer Personen und magischen Fähigkeiten bei der Identitätsfeststellung unterstützt.«

Ich sah zu Alea hinüber, deren gefleckter Falke nun wieder auf ihrer Schulter saß. Erst jetzt wurde mir klar, dass er vorhin gar nicht

wieder zurückgekehrt war, obwohl er doch angeblich nur ein kurzes Stück hatte erkunden sollen. Da hatte ich aber geschlampt – genauso wie mit meiner Überzeugung, dass es meine Identität schützen würde, wenn ich keine allzu großen Zauber wirkte. Wenn sie uns längst wegen unserer Personenbeschreibungen in Verdacht gehabt hatten, dann war selbst der kleinste Gebrauch von Wasser-oder Luftmagie verräterisch genug gewesen. Außerdem war ich arroganterweise zu sehr mit meinen eigenen Kräften beschäftigt gewesen, um zu begreifen, dass Dorians wundersamer Bau einer Brücke ebenfalls Verdacht auf sich ziehen würde.

Einer von Gallus' Männern trat vor. Er hielt silberne Fesseln mit vereinzelt eingearbeiteten Eisengliedern in der Hand. »Ich weiß, dass sie Euch eigentlich nicht aufhalten können«, sagte Gallus zu mir. »Aber ich baue darauf, dass Ihr Euch fügt – in Anbetracht dieser ... Situation.« Er nickte zu

meinen gefesselten Freunden hinüber, und ich sah, dass Keeli und Danil nicht nur gefesselt waren, sondern man ihnen auch Kupferklingen an die Kehlen hielt. Normalerweise genügte es, Feine mit ein wenig Eisen zu fesseln, damit sie ihre Magie nicht mehr wirken konnten, aber mich schützte mein menschliches Blut. Selbst gefesselt konnte ich einen Sturm heraufbeschwören, der die halbe Truppe hier auslöschen würde. Aber ich wusste nicht, ob ich es schaffen konnte, bevor Keeli und Danil die Kehle durchgeschnitten wurde.

Also nahm ich die vorläufige Niederlage hin, nickte mit einer Grimasse und streckte meine Arme vor. Dorian tat es mir gleich. Das Eisen würde ihn binden, genauso wie den Rest unserer Truppe – sogar Jasmine. Ich war die Einzige, die noch zu Magie in der Lage war, nur würde mir das nichts nützen, bis wir unseren Bestimmungsort erreichten. Moment – das stimmte nicht ganz, wurde mir ein paar Sekunden später klar. Kiyo wurde ebenfalls

nicht durch das Eisen eingeschränkt. Seine einzige Magie bestand darin, dass er sich in einen Fuchs verwandeln konnte, und daran würde ihn die Eisenunverträglichkeit der Feinen nicht hindern. Ich fragte mich, ob Varias Leute das wussten. Trotzdem riskierte Kiyo genau wie ich, dass jemand getötet wurde, wenn er handelte. Wir mussten beide auf unsere Gelegenheit warten.

Die Eibensoldaten beschlagnahmten unsere Pferde und Waffen, und wir mussten zu Fuß gehen. Missmutig trotteten wir dahin, und ich wusste, dass jeder Einzelne von uns versuchte, einen Fluchtplan auszuhecken. Das einzig Positive war wahrscheinlich, dass wir jetzt davon ausgehen konnten, auf kürzestem Wege zu Varia zu gelangen. Wenn die Geschenke wirklich in der Hauptstadt aufbewahrt wurden, dann wahrscheinlich in Varias Palast – der schwer bewacht sein würde. Nun, sagte ich mir bitter, brauchten wir dort wenigstens nicht einzubrechen.

Unterwegs kam irgendwann Alea an mir

vorbei. Ich funkelte sie und Fleck böse an. »Ihr gebt wirklich überzeugende Flüchtlinge ab.« Neben allem anderen ärgerte mich, dass ich mich dermaßen in ihnen hatte täuschen können. Ihr Erscheinungsbild und ihre Niedergeschlagenheit hatten echt gewirkt.

»Wir sind Flüchtlinge«, fauchte sie. »Ihr habt keine Vorstellung, was unser Volk erdulden musste.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher.«

Sie starrte mit steinerner Miene nach vorn. »Was wir gerade getan haben, bringt uns Varias Gunst ein und wird die Plage von unserem Land nehmen.«

»Hättet ihr uns nicht verraten, könnten wir jetzt gemeinsam etwas gegen die Plage unternehmen *und* ihr könntet eure Selbstachtung behalten.«

Sie warf mir einen finsternen Blick zu und ritt weiter nach vorn.

Wisiwele bot einen beeindruckenden Anblick, als es in Sicht kam. In der Anderswelt gab es nicht viele Städte; sie waren zwar

nicht von Beton und Hochhäusern durchsetzt, hatten aber dennoch etwas Urbanes an sich. Hier wiesen die dicht an dicht gebauten Häuser aus Stein und Holz mehrere Stockwerke auf, was man außerhalb von Burgen kaum sah. Die gepflasterten Straßen wimmelten von Pferden und Leuten. Überall boten Händler ihre Waren feil. Einige Gebäude waren richtige architektonische Meisterwerke voller Marmor und schmückenden Elementen. Niemand schenkte uns Gefangenen viel Beachtung; allerdings machte die Menge unseren Bewachern immer rasch Platz. Vielleicht waren Gefangenentransporte hier ein alltäglicher Anblick.

Eines der schönen Gebäude war Varias Palast. Er wies Kuppeln aus diesem weißen und grünen Stein aus, den die Eibenleute anscheinend so schätzten. Damarische Jade oder wie er hieß. Der Palast war von ausgedehnten Gartenanlagen umgeben, die mit Statuen und Springbrunnen geschmückt

waren. Während wir an ihnen vorbeigingen, konnte ich ab und zu eine Inschrift entziffern. Die eine Statue, die eine Frau mit scharf geschnittenem Gesicht und einer toupierten Hochfrisur darstellte, war mit *Ganene die Große* bezeichnet.

Ganene. Der Name sagte mir etwas, und ich zermarterte mir das Hirn, wo ich ihn schon einmal gehört hatte. Bald fiel es mir wieder ein. Als Volusian die Skulpturen der Botschafterin zum ersten Mal gesehen hatte, hatte ich erwähnt, dass sie von Varia stammten. *Sie muss die Tochter Ganenes sein*, hatte er gesagt.

Volusian!

Vielleicht war er ja hier mein Ass im Ärmel. Natürlich gab es noch ein kleines Problem. Ich konnte ihn in diesem Reich nicht ohne die Hilfe meines Zauberstabs rufen, und den hatten mir die Soldaten weggenommen.

Innerhalb der Palastmauern zerstreute sich unsere Gruppe. Die Hemlockleute wurden zu den ›Gästequartieren‹ geführt, wo sie sich vor

ihrer Audienz bei Königin Varia ausruhen konnten. Im Weggehen sah Alea ein letztes Mal zu mir herüber, und als sie sah, dass ich es bemerkt hatte, funkelte sie mich böse an. Ich ging davon aus, dass wir anderen in Gefängniszellen verfrachtet wurden. Allerdings hatte ich nicht damit gerechnet, dass diese in unterschiedlichen Teilen des Palastes lagen. Dorian und ich wurden in die eine Richtung geführt, der Rest unserer Truppe in die andere.

»He, Moment«, protestierte ich, blieb stehen und wehrte mich dagegen, weitergezogen zu werden. »Wohin bringt ihr sie?«

»Ins Verlies natürlich«, sagte Gallus.

Ich runzelte die Stirn. »Und wohin bringt ihr uns?«

»In Räumlichkeiten, die Eurer Stellung gebühren«, antwortete er. »Wir sind keine Wilden, wisst Ihr. Wir möchten, dass Ihr es bequem habt, damit Ihr in guter Verfassung seid, wenn Ihr Eure Lande Ihrer Majestät unterstellt.«

»Dazu«, sagte ich, »wird es nicht kommen.« Gallus zuckte mit den Schultern und deutete zu den anderen hinüber, die zum Verlies gingen. »Protestiert, so viel Ihr wollt, aber vergesst nicht, dass wir sie in der Hand haben. Wenn Ihr Euch nicht fügt, werden sie sterben.«

»Denkt nicht an uns«, grollte Rurik. »Ruft einen Sturm herbei und macht Kleinholz aus diesem Bau. Wir sterben gern, wenn wir nur mit ansehen können, wie Ihr dieses Miststück in der Luft zerreißt.«

Einer der Soldaten zog ihm den Knauf seines Schwerts über den Schädel. »So wird über Ihre Majestät *nicht* geredet.«

»Nur Geduld«, sagte ich zu Rurik. Ich wollte nicht, dass er wegen irgendwas umkam, schon gar nicht durch die Übergriffe von Soldaten. Ich sagte es ganz munter, als ob ich einen Plan hatte, und baute darauf, dass ihm das Mut machte. Außerdem baute ich darauf, dass mir dadurch ein, zwei Ideen kamen.

Dorian und ich wurden ins zweite Stockwerk

des Palastes gebracht, in einen verlassen wirkenden Flur. Dort trennte man auch uns noch. Wir wurden vielleicht in königlichen Gemächern untergebracht, aber man wollte wohl vermeiden, dass wir zu dicht beieinander waren und Löcher in die Wände kratzten, durch die wir uns verständigen konnten. Dorian sah mich an, bevor er weggeführt wurde, und schenkte mir ein flüchtiges Lächeln. Es gab mir Hoffnung, weil ich wusste, dass er unablässig darüber nachdenken würde, wie wir hier wieder herauskamen. Es inspirierte mich auch dazu, den Mut nicht sinken zu lassen und mit ihm in Sachen Entschlossenheit zu wetteifern.

Aber ich fühlte mich auch allein und verlassen ohne ihn, besonders als ich meine »königliche« Zelle sah. Wenn das hier einer der angenehmeren Räume war, dann stellte ich mir lieber nicht vor, in was für Löchern die anderen gerade steckten. Die Zelle war beengt, mit trostlosen grauen Steinwänden und einem winzigen Fenster hoch oben,

dessen Gitter kaum Licht durchließ. An der einen Wand lag eine mit Stroh gefüllte Matratze, an der gegenüberliegenden gab es noch einigen anderen ›Komfort‹ wie Wasser und einen klapprigen Holzstuhl.

»Macht Euch etwas zurecht«, sagte der eine Wachsoldat, nachdem er mir die Fesseln abgenommen hatte. Er warf meine Packtasche, aus der sämtliche Waffen entfernt worden waren, auf den Boden. »Wir werden Euch holen, sobald Ihre Majestät geruht, Euch anzuhören. Und denkt daran – kommt nicht auf dumme Gedanken. Wir verfügen ebenfalls über magisch Begabte, und die werden spüren, wenn Ihr etwas unternimmt.«

Sie traten nach draußen und schlossen mich ein. Ich verpasste der Tür einen kräftigen Tritt, aber das war nur zum Abreagieren. Was nicht funktionierte. Ich war im vollen Besitz meiner Feinenmagie und konnte nichts unternehmen, solange sie die anderen als Geiseln hielten. Ich starrte auf meine Packtasche. Zuerst hatte

ich nicht die Absicht, mich ›zurechtzumachen‹. Ich wollte dieses Miststück nicht beeindrucken. Dann begriff ich jedoch, dass es weniger darum ging, sie zu beeindrucken, als vielmehr darum, nicht bloß wie eine verdreckte Gefangene auszusehen. Ich war die Königin zweier Länder, und ich hatte sie mir verdient – und nicht wie Varia durch Erpressung unter den Nagel gerissen.

Nicht, dass ich mit solchen begrenzten Mitteln viel ausrichten konnte. Mein letztes Bad war noch nicht so lange her, und mit dem hier vorhandenen Wasser konnte ich die jüngsten Flecken beseitigen. Ich kämmte mir die Haare zu einem einigermaßen ordentlichen Pferdeschwanz und zog meinen letzten sauberen Pulli an, der grün und mit Schneeflocken verziert war. Mal ehrlich, mussten denn alle Winterpullis einen auf Weihnachten machen? Wenigstens hatte ich noch meinen Schmuck, der ein bisschen was hermachte.

Schmuck ...

Mir kam eine seltsame, ziemlich beknackte Idee. Rasch nahm ich meine Ringe, Armbänder und die Halskette ab und breitete sie auf dem Bett aus. Ich sah mir die Halbedelsteine an. Mondstein, Amethyst, Citrin, Quarz, Obsidian und noch ein paar andere. Als Schmuckstücke getragen, waren ihre Kräfte passiver Natur; sie dienten der Abwehr und unterstützten meine geistige Klarheit beim Bündeln der Schamanenmagie. Ich suchte diejenigen heraus, die sich für mehr benutzen ließen, und legte den restlichen Schmuck wieder an. Dann machte ich mich an die mühsame Aufgabe, die ausgewählten Steine aus den Fassungen zu lösen. Da mir keinerlei Werkzeug zur Verfügung stand, musste ich mit den harten Plastikkanten meiner Zahnbürste und meines Kammes auskommen. Erstaunlicherweise gelang es mir, aber elegant war die Methode nicht.

Als Nächstes griff ich mir den wackeligen Stuhl und versuchte, eines der Beine

abzubrechen. Mit bloßen Händen, weil das Holz total alt und verrottet aussah. Aber denkste. Also schlug ich ihn ein paarmal gegen die Wand – was hoffentlich niemand draußen hörte. Das machte das Holz mürbe genug, dass ich schließlich ein Bein abreißen konnte.

Ich ging wieder zu meiner Packtasche, fand einen Kniestumpf (der leider schon getragen war) und stopfte sämtliche Halbedelsteine hinein. Dann schlang ich den Strumpf um das Stuhlbein und machte einen Knoten, sodass das Bündel fest saß und die Steine nicht herausfallen konnten. Zufrieden betrachtete ich mein Werk.

Ich hatte gerade den dürftigsten, armseligsten Zauberstab der Geschichte gebastelt.

Er konnte in keiner Weise mit meinem beschlagnahmten mithalten, aber vom Prinzip her stimmte das meiste. Das Holz würde mir gestatten, meine Magie durch die Steine zu bündeln, gestützt auf den ihnen

innewohnenden Fähigkeiten. Es wäre besser gewesen, die Steine wären vorher mit einem anständigen Zauber belegt worden, aber schließlich gab es an diesem Zauberstab vieles, das hätte besser sein können.

Ich sah sicherheitshalber zur Tür, stand auf und streckte den Zauberstab vor. Diese Magie war schamanisch, Menschenmagie. Für die Feinen draußen konnte sie eigentlich nicht wahrnehmbar sein. Ich sprach die Beschwörungsworte für Volusian und spürte, wie die Magie stockte, als sie durch den Zauberstab ging. Dennoch war sie stärker als ohne dieses Hilfsmittel. Mir fiel wieder ein, welche Anstrengung es mich das letzte Mal gekostet hatte; darum richtete ich meine gesamte Konzentration auf den Strom der Magie und versuchte, den Zauber des Landes zu brechen, der Volusians Bindung an mich blockierte.

Gegen alle Vernunft erschien Volusian genau in dem Moment, als ich glaubte, versagt zu haben, in der Zelle. Er flimmerte wieder,

machte aber nicht den Eindruck, sich gleich wieder aufzulösen. Die Bande zwischen uns hatten sich schwer durchsetzen können, aber jetzt schienen sie stabil zu sein. Volusian sah sich um, dann blieb sein Blick an meinem ›Zauberstab‹ hängen.

»Meine Herrin hat mich ... damit gerufen?«

»Meine Mittel waren ziemlich beschränkt«, sagte ich und setzte mich auf die Matratze.

»Ich würde das als Beleidigung empfinden«, sagte er, »allerdings beleidigt es diejenigen, die mich verflucht haben, noch viel mehr, dass sich ihre Schutzzauber so leicht überwinden ließen.«

Ich lächelte. »Nun werde mal nicht übermütig, denn noch sitzen wir ganz schön in der Patsche. Wir sind alle als Gefangene in Varias Palast.«

»Ihr seid noch immer in der Lage zu zaubern.«

»Wenn ich meine Magie einsetze, besteht die Gefahr, dass man meine Freunde tötet, bevor ich irgendetwas erreichen kann.«

Volusian sagte nichts, bedachte mich aber mit einem Blick, der klarstellte, dass er keine Ahnung hatte, wo das Problem war.

»Gibt es irgendeine Möglichkeit, dass du sie befreien kannst?«, fragte ich. »Dann wäre ich nicht mehr dermaßen unter Druck.«

»Mir scheint, Herrin, ihr wäret nicht mehr so unter Druck, wenn ich *Euch* befreien würde.«

Ich zuckte mit den Achseln. »Ich bin mir sicher, dass ich mich allein befreien kann. Na ja, vielleicht. Ich meine, ich bin hier nicht die Einzige mit einer Einschränkung. Die anderen sind gefesselt und von ihrer Magie abgeschnitten. Ich nicht, weil Varia weiß, dass ich das Leben meiner Leute nicht aufs Spiel setzen werde. Aber sobald sie aus der Gefahrenzone sind, kann ich anfangen, aus dem Laden hier Kleinholz zu machen.«

»Dieser Plan ist schlecht durchdacht und unratsam, Herrin. Zu Eurem Glück bin ich gar nicht in der Lage, zu gehorchen. Ich kann mich in diesem Land nicht allzu weit von Euch entfernen.« Darüber hatte ich mit Dorian

gesprochen – dass Volusian mich und die Bande zwischen uns brauchte, um die Magie zu bezwingen, die ihn normalerweise aus dem Eibenland verbannte.

»Schaffst du es bis zu Dorian? Ich glaube, er ist ein Stück den Flur hinunter eingesperrt.«

Volusian neigte den Kopf zur Seite, wie um zu lauschen. »Ja. Den Eichenkönig kann ich wahrscheinlich erreichen. Möchtet Ihr, dass ich es jetzt tue?«

»Nein, erst wenn ich einen Plan ausgetüftelt ha–«

Ein Schlüssel klapperte im Türschloss, wurde herumgedreht. Ich zischte Volusian zu, dass er verschwinden sollte, und stopfte meinen bescheuerten Zauberstab in die Packtasche. Den kaputten Stuhl hatte ich vorhin schon in die hinterste Ecke geschoben und baute darauf, dass den Wachen nichts auffiel.

Und so war es auch. Sie fesselten mich nur wieder mit der Kette. Varia ging zwar vielleicht davon aus, dass ich nichts Drastisches unternahm, solange das Leben

meiner Freunde auf dem Spiel stand, aber das bedeutete nicht, dass ich frei und ungehindert in ihrem Palast herumspazieren konnte. Die Wachen brachten mich zurück ins Erdgeschoss und dann in einen Raum, den man nur als Thronsaal bezeichnen konnte.

Bei mir gab es keinen Thronsaal. Vielleicht hatten meine Vorgänger mal einen besessen, aber ich hatte meine Leute damals angewiesen, die Räume in meinen Burgen auszuräumen und zweckmäßig herzurichten. Wenn ich offiziellen Besuch bekam, empfing ich ihn normalerweise in gemütlichen Salons ohne großen Schnickschnack. Dorian verfügte im Grunde auch nicht über einen Thronsaal, allerdings stand in seinem Speisesaal ein Podest mit einem Thron, auf den er sich manchmal setzte, wenn es jemanden zu beeindrucken galt.

Aber das hier ... das war etwas völlig anderes. Der Raum war gewaltig und hätte glatt als Ballsaal dienen können. Überlebensgroße Portraits von früheren

Monarchen säumten die Wände. Die gewaltige, glatte Fläche des Fußbodens war mit damarischer Jade belegt, und Säulenreihen links und rechts lenkten den Blick zur Stirnwand. Dort stand Varias Thron, und zwar noch weiter oben als Dorians Thron im Speisesaal. Der eigentliche Stuhl war unglaublich groß, seine Lehne bestand aus kunstvollem Goldfiligran und war mit Edelsteinen verziert. Trotz der gewaltigen Ausmaße des Saals war der Thron das einzige Möbelstück darin. Auch das stellte sicher, dass sich sämtliche Aufmerksamkeit nach vorn richtete – und dass allen, die zur Königin vorgelassen wurden, mulmig wurde.

Ich hatte den Eindruck, dass sich dieser Raum regelmäßig mit Bittstellern und Höflingen füllte. Heute waren es nur die Wachen und ich. Unsere Schritte hallten im Raum, als wir uns den Stufen näherten, die zum Thron hinaufführten. Ich wollte mich unbeeindruckt zeigen und sah mir statt des Throns die Wandgemälde an. Die Namen

sagten mir nichts, bis ich Ganene wiederfand. Nur war sie auf ihrem Portrait nicht allein dargestellt. Die Inschrift besagte *Königin Onya und ihre Töchter Ganene und Nissa*. Königin Onya war eine grimmig dreinschauende Gestalt mit einer gigantischen Krone, ganz im Gegensatz zu der Frau auf ihrer linken Seite. Die war jung, eine zerbrechliche Schönheit mit einem nervösen Gesichtsausdruck. Die Frau auf Onyas rechter Seite wirkte hart und wies große Ähnlichkeit mit der Frau auf, die vor mir saß.

Das war dann wohl Varia. Sie hatte sich prachtvoll auf ihrem Thron drapiert und trug ein Kleid aus rubinrotem Samt mit einem Rock, der für praktische Bewegungen viel zu voluminös war. Vermutlich hatten ihn Diener ausgebreitet und auf kunstvolle Weise auf dem Thron arrangiert. Varia hatte braune Augen und braunes Haar, das zu einer dieser Hochfrisuren aufgetürmt war, wie sie die Eibenfrauen anscheinend gern trugen. Ihr

Alter war schwer zu schätzen, aber älter als ich war sie bestimmt. Sie war über und über mit Schmuck behängt: an Fingern, Handgelenken, Hals, Ohren und Haaren. Es war eine blendende Zurschaustellung, die sich auf einem sehr, sehr schmalen Grat zwischen hoheitsvoll und geschmacklos bewegte. Auf Varias Schoß saßen zwei winzige, wuschelige Hündchen, die verdächtig nach solchen nervigen kleinen Kläffern aussahen, wie ich sie nicht ausstehen konnte.

»Auf die Knie«, sagte einer der Wachsoldaten. Er wollte mich hinunterdrücken, aber Varia machte eine kleine, elegante Handbewegung, und er hörte prompt auf damit.

»Das wird nicht nötig sein«, sagte sie und streichelte das eine Hündchen. Sie redete in einer Tonlage, die von der Akustik des Saals gut unterstützt wurde – was sie wahrscheinlich sorgfältig geübt hatte. »Königin Eugenie ist ebenfalls eine Herrscherin. Wir beugen voreinander nicht das Knie.«

»Nehmen wir einander denn häufig gefangen?«, fragte ich laut.

Sie lächelte freundlich. »Ja nun, das hängt doch wohl davon ab, ob wir im Land der anderen einen Staatsstreich vorbereiten oder nicht. Ihr könnt schwerlich von mir erwarten, dass ich stillhalte, wenn Ihr Euch hier in einem jämmerlichen Versuch, den Winterzauber zu beenden, mit Eurem Trupp einschleicht und mich ermorden wollt.«

»Wir sagen ›die Plage‹ dazu. ›Winterzauber‹ klingt wie eine Eisrevue.« Ich erwartete nicht von ihr, dass sie diesen Vergleich verstand. Viel entscheidender war ihre Anschuldigung, dass wir gekommen waren, um sie persönlich zu beseitigen. Sie hatte keine Ahnung von unseren tatsächlichen Plänen. Sie hatte keine Ahnung, dass Volusian uns half und welche Schlüsse wir hinsichtlich der Geschenke gezogen hatten, die sie von uns bekommen hatte.

»Wie Ihr dazu sagt, spielt keine Rolle«, verkündete sie. »Und bildet Euch nur nicht

ein, dass Ihr die erste Monarchin wärt, die versucht, die Dinge in die eigene Hand zu nehmen. Die Beobachter, die ich in meinen Landen installiert habe, verfügen über Beschreibungen der meisten Herrscher. Das ist das Charmante daran, versteht Ihr. Monarchen, die sich unterordnen wollen, schicken Botschafter. Monarchen mit hochfliegenden Plänen der Rebellion kommen persönlich. Derselbe Wahn von persönlicher Größe, würde ich sagen.«

»Oder vielleicht liegt es auch daran«, sagte ich bitter, »dass diese Monarchen sich um ihr Volk sorgen und bereit sind, ein persönliches Risiko einzugehen.« Ich ging davon aus, dass Varia und ihre Hunde sich nur selten die Hände schmutzig machten.

Varia zuckte mit den Achseln. »Vielleicht. Doch welche Gründe auch immer, es ist töricht. Weit klüger ist es, sich meinen vereinten Königreichen anzuschließen. Ich war doch einigermaßen enttäuscht, als mir zugetragen wurde, dass König Dorian und Ihr

meine Lande in ruchloser Absicht betreten habt. Ich hatte gehofft, dass er und Ihr – Ihr vor allem – zur Vernunft kommen und Euch mir anschließen würdet. Besonders nach dem freundlichen Angebot, dass Euch meine Botschafterin gemacht hat.«

»Vor meinen Problemen davonzulaufen und mich zu verstecken? Na vielen Dank auch.«

»Nach dem, was man so hört, habt Ihr jedoch genau das getan. Ihr hattet Euch nur einen anderen Ort ausgesucht und musstet wahrscheinlich die ganze Zeit über bewacht werden.« Sie deutete um sich. »Wäret Ihr hier gewesen, hättet Ihr Euch entspannen und die letzten Monate Eurer Schwangerschaft genießen können. Ohne den Druck und die Angst, die auf Euch gelastet haben, wären Eure Kinder vielleicht nicht einmal so früh gekommen und so gefährdet gewesen.«

Ich erstarrte. Die Andeutung, dass mein eigenes Handeln für die riskante Geburt verantwortlich gewesen war, gefiel mir gar nicht. »*Daran* lag es nicht, dass sie so früh

gekommen sind. Das passiert bei Zwillingen einfach manchmal.«

»Sagt Ihr. Ich bin ebenfalls Mutter, darum kenne ich diese kleinen Beschönigungen, mit denen wir uns gelegentlich selbst zu überzeugen versuchen. Als Mutter habe ich mein Angebot, Euch zu schützen, sehr ernst gemeint. Ich finde es entsetzlich, was die Weidenkönigin und andere Euch antun wollten. Entsetzlich und feige. Ich hätte Euch schon allein aus Prinzip beigestanden. Einmal das, und außerdem hatte ich mich sehr nach einer Freundin geseht, mit der ich auf Augenhöhe reden kann.«

»Das hat Ilania auch erwähnt«, sagte ich, ohne es ihr wirklich abzunehmen.

»Frauensolidarität und all so was, ja?«

»Ich muss mich schließlich mit irgendjemandem unterhalten können, oder etwa nicht? Also abgesehen von meinen kleinen Lieblingen hier.« Sie kralte die Hunde unterm Kinn. Beide waren mit Schleifchen und Halsbändern ausgestattet, die

vor Schmucksteinen glitzerten. »Und Männer haben sich als die reinste Enttäuschung erwiesen. Ich habe sie schon vor Jahren aufgegeben, bis auf die notwendigen Vergnügungen, versteht sich. Ansonsten langweilen sie mich zumeist oder gehen mir auf die Nerven. Ich wüsste die Gesellschaft einer klugen Frau wirklich zu schätzen. Es wird einsam um einen herum mit einer solchen Machtfülle.« Den letzten Satz unterlegte sie mit einer solchen Wehmut und Melodramatik, dass ich ihr am liebsten eine geknallt hätte.

»Entschuldigung, dass Ihr mir nicht leidtut. Es fällt mir schwer, sonderlich viel Mitgefühl für jemanden aufzubringen, der über so viele Unschuldige Tod und Zerstörung gebracht hat.«

Varia lachte belustigt. »Unschuldige? Es gibt nur wenige, die ernsthaft von sich behaupten können, frei von Schuld zu sein. Und was würdet Ihr sagen, wenn ich Euch erzählte, dass ich den Winterzauber auf einzelne

Königreiche schärfer ausrichten kann? Ihr nennt mich grausam, dabei lässt der Zauber in Euren Königreichen derzeit noch zu, dass das Leben weitergeht.« Sie hörte auf zu lächeln und lehnte sich leicht nach vorn. »Ich bin dazu in der Lage, den Zauber zu bündeln und seine Intensität zu erhöhen. Wenn Ihr wolltet, könnte ich ihn auf das Weidenland richten und es vollständig zerstören.«

Ich war fassungslos. »Ihr würdet ein komplettes Königreich voller Unschuldiger zerstören?«

»Einschließlich Königin Maiwenn«, stellte sie klar. »Das käme Euch doch sehr gelegen. Euch auf diese Weise zu rächen, nach allem, was sie Euch angetan hat – und *sie* ist ganz gewiss nicht davor zurückgeschreckt, Unschuldige leiden zu lassen. Warum sich nicht revanchieren?«

Ich hatte keine sonderlich gute Meinung von der Person, die diese Plage über die Welt gebracht hatte, aber nach diesem Vorschlag war sie endgültig bei mir unten durch.

»Rache ist das eine ... und Wahnsinn und Grausamkeit etwas völlig anderes«, sagte ich. »Und ich würde nie ihr ganzes Königreich für das leiden lassen, was sie getan hat.«

»Das sagt sich leicht, solange Eure Kinder gesund und munter sind. Dennoch liegt damit hoffentlich auf der Hand, was für eine großartige Freundin ich Euch sein könnte. Glaubt mir, es wäre mir wirklich lieber so. Es gibt nicht viele Möglichkeiten, wie diese Situation enden kann, und dass Ihr Euch aus freien Stücken auf meine Seite stellt, wäre für uns alle am besten.«

»Das glaube ich gern.« Ich gab mir keine Mühe, meinen Sarkasmus zu verbergen. »Und alles, worum Ihr mich im Gegenzug für dieses freundliche Werk der Zerstörung bitten würdet, ist, dass wir Freunde sind und ab und zu ein bisschen Frauenzeit miteinander verbringen.«

Varias Mund zuckte. »Nun, wichtige Verbündete greifen einander zweifelsohne auch gelegentlich unter die Arme.«

Gemauschel auf die Feinentour. Das war wenigstens vertrautes Gelände.

»Nun kommen wir der Sache schon näher. Lasst mich raten. Ihr wollt mit an der Spitze der Heere meines Sohnes stehen, wenn wir die Menschenwelt erobern?«

»Die *Menschenwelt*?« Sie schüttelte verblüfft den Kopf und schien jeden Moment wieder in Lachen auszubrechen. Sie nahm einen der Hunde hoch und sah ihm ins Gesicht. »Habt Ihr das gehört, Lady Snowington? Wie albern.« Sie setzte den Hund wieder auf ihren Schoß und sah mich an. »Warum sollte ich mich denn mit Menschen abgeben, wenn es hier genug Zerstreuung für mich gibt? Es ist diese Welt, die ich will. Lästig ist nur, dafür zu sorgen, dass meine Vasallenreiche nicht aus der Reihe tanzen. Sie unterstellen sich mir zwar und lassen die Stationierung von Truppen zu, aber ich muss meine Autorität fortwährend mit dramatischen Zurschaustellungen meiner Macht geltend machen. Das ist sehr ermüdend.«

»Wie schrecklich für Euch.«

Sie fuhr fort, weil sie meinen Sarkasmus entweder nicht bemerkte oder für unerheblich hielt. »Aber es liegt auch in der Natur der Sache ... es sei denn, mir stünde eine dauerhaftere Möglichkeit offen, sie an mich zu binden, eine Möglichkeit, die meine unumstößliche Herrschaft sichern würde, ohne dass sie ständiger Pflege bedürfte.«

Ich stieß ein raues Lachen aus. »Klingt doch ganz einfach. Macht einfach alle anderen Monarchen kalt und bindet ihre Länder an Euch, und schon –« Dann begriff ich, und mir wurde ganz anders. »Das ist es. Darum wollt Ihr meine ›Freundin‹ sein. Ihr habt es auf die Eisenkrone abgesehen.«

Varia stritt es nicht ab. »Sie würde alles sehr vereinfachen.«

Das Verheerende an der Eisenkrone war, dass sie die Verbindung zwischen Monarch oder Monarchin und Land zerstörte. Wie mir ständig bewusst gemacht wurde, ging diese Verbindung tief. Sie war in mein Leben und

Sein eingegraben, und vom Tod eines Monarchen oder einem unerklärlichen Verlust seiner Macht abgesehen, gab es keine Möglichkeit, diese Verbindung zu kappen oder weiterzugeben. Hätte es eine gegeben, hätte ich das Dornenland damals sofort weitergereicht. Dann hatte die Entdeckung der Eisenkrone alles verändert. Mit der Eisenkrone hatte ich Katrices Verbindung zum Vogelbeerland zerrissen. Das nunmehr herrenlose Land war reif dafür gewesen, dass ich mich mit ihm verband und seine Herrschaft übernahm.

Mein Witz eben hatte einen wahren Kern: Varia hätte die Monarchen wirklich allesamt ermorden können. Aber das war keine einfache Sache, da Monarchen naturgemäß zu den mächtigsten magisch Begabten ihres Landes gehörten. Es würde lange, zermürbende Kriege erfordern, und ganz egal, wie gnadenlos Varia gern erscheinen wollte, allmächtig war sie nicht. Ganz egal, welche Begabung sie nun genau hatte, ich

bezweifelte, dass sie rein von der Magie her stärker war als ich. Das Bemerkenswerte an ihr war, dass sie über ein Heer von magisch Begabten verfügte, mit denen sie zusammenarbeiten konnte; und allein dadurch hatte sie die Plage in die Welt setzen können. Eine Gruppe zur Schaffung eines passiven Zaubers zusammenzubringen, war das Eine. Diese Gruppe dann dazu zu bringen, die Monarchen anderer Königreiche auszuschalten, war aber etwas völlig anderes.

»Nein. Ganz gleich, was Ihr tut, ich werde Euch die Eisenkrone auf gar keinen Fall geben – nicht dass ich es könnte, wenn ich wollte«, fügte ich hinzu. »Sie kann nur von der Person benutzt werden, die sie gewonnen hat.«

»So hört man, ja. Aber das ist mir recht. Ich bräuchte Euch nur dafür, die Bande zu zerreißen. Um den Rest würde ich mich dann kümmern.«

Ich stellte mir die ganzen Königreiche, die ich kannte oder von denen ich gehört hatte, unter

ihrer Herrschaft vor. »Mit so vielen könnt Ihr Euch nicht verbinden. Es ist unmöglich. Niemand ist so mächtig, nicht einmal Ihr. Zwei sind schon mühselig genug.«

Varia sah mich an, als wäre ich verrückt, was schon etwas sagte. »Nun, ich würde sie selbstverständlich nicht alle binden! Das ist absurd. Ich würde einfach sicherstellen, dass sie von Leuten übernommen werden, denen ich vertrauen könnte. Meine Töchter zum Beispiel würden hervorragende Königinnen abgeben. Ein gutes Verhältnis zwischen uns zweien vorausgesetzt – wobei ich leider sagen muss, dass Ihr Euch im Moment nicht gerade empfiehlt –, würde ich Euch vielleicht auch ein paar überlassen.«

»Nein«, sagte ich erneut. »Ich werde die Krone nicht zu Eurem Vorteil benutzen. Ich werde sie nie wieder benutzen, und ich werde Euch auch nicht sagen, wo sie ist. Ihr wollt sie? Tötet mich, dann kehrt sie an ihre Ruhestätte zurück, und Ihr könnt sie Euch holen und damit machen, was immer Ihr

wollt.«

»Das wäre wohl kaum praktikabel, und das wisst Ihr auch.« Die Ruhestätte der Eisenkrone lag in einem Land, in dem es so viel Eisen gab, dass die meisten Feinen keinen Fuß hineinsetzen konnten.

»Tja, dann sind wir wohl in einer Sackgasse angekommen«, sagte ich triumphierend. »Ich habe etwas, das Ihr wollt, und ich werde es Euch niemals geben. Ende der Geschichte.«

»Nein, Kind«, sagte sie und schüttelte mit geheucheltem Mitgefühl den Kopf. »Genau darin liegt ja Euer Irrtum. Im Ernst, Ihr habt gar nichts – und ich habe alles.« Sie machte eine dramatische Pause. »Eure Freunde im Verlies zum Beispiel.«

Ich erstarrte. »Was wollt Ihr damit sagen? Dass Ihr sie töten werdet, wenn ich die Krone nicht für Euch benutze?«

»Das wäre eine Möglichkeit. Die Tatsache, dass Ihr bislang noch keine Magie eingesetzt habt, um mich zu bezwingen, zeigt deutlich, wie viel sie Euch bedeuten.«

»Ja«, sagte ich und wurde mutlos. »Aber sie würden alle bereitwillig sterben, um die Unterwerfung zahlloser anderer Königreiche oder den Missbrauch der Eisenkrone zu verhindern.« Es stimmte, das wusste ich, aber weh tat es trotzdem. Ich hatte auf das Wirken von Magie nicht nur verzichtet, weil das Leben meiner Freunde davon abhing, sondern auch, weil ich keine klare Vorstellung davon hatte, was ich mit meiner Magie anfangen sollte. Aber das jetzt? Varias Weltherrschaft? Keine Frage. Sie würden nie mehr in den Spiegel sehen können, wenn sie wüssten, was ihre Freiheit andere für einen Preis gekostet hatte.

»Ihr werdet Euch irgendwann festlegen müssen, welche Zahl von Leben den Ausschlag geben wird. Ihr sagt also, diese sechs oder sieben Individuen sind den Preis der Krone nicht wert? Wie steht es mit Eurem Königreich? Oder beiden? Das, was ich Euch in Sachen Weidenland angeboten habe – den Zauber darauf auszurichten –, lässt sich auch

mit Euren Landen tun.« Noch gerissener konnte ihr Lächeln kaum werden. »Oder vielleicht ist es weniger eine Frage der Quantität als vielmehr der Qualität. Eure Kinder sind irgendwo dort draußen. Denkt Ihr, Ihr könnt sie ewig versteckt halten? Ich kann sie finden, selbst in der Menschenwelt. Ich habe viele Untertanen, und Eure Schwester und Ihr seid nicht die Einzigen, die leicht zwischen den Welten wechseln können.«

Der Raum drohte sich um mich zu drehen, und ich musste mich darauf konzentrieren, ruhig zu bleiben und mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr mich ihre Worte getroffen hatten. »Seid Ihr wirklich so herzlos? Hört Euch nur an! Ihr droht damit, zwei gesamte Königreiche auszulöschen und Jagd auf meine Kinder zu machen!« Als ich ihr höhnisches Grinsen sah, musste ich mich sehr zurückhalten, um nicht die Fäuste zu ballen. »Genießt Ihr das? Machen Euch diese Psychospiele auf irgendeine kranke Weise Spaß?«

»Nein«, sagte sie immer noch lächelnd und streichelte ihre Hunde. »Es erfüllt mich einfach nur mit Zufriedenheit, noch einmal zu betonen, dass es genau so ist, wie ich vorhin schon sagte: Ihr habt nichts, und ich habe alles.«

KAPITEL 20

Dann verkündete Varia, fast so als wäre ich ein unartiges Kind, dass sie mich nun in meine Zelle zurückschicken würde, »wo Ihr darüber nachdenken könnt, was Ihr zu tun habt«. Bevor ich ging, fügte sie hinzu: »Und falls Ihr meint, ich wäre zu milde, so lasst mich Euch nachdrücklich versichern, dass ich sehr bestrebt bin, diese unsere Freundschaft zu besiegeln. Ich sehe Situationen gern geklärt. Außerdem werden einige dieser Königreiche allmählich wirklich lästig. Es wäre für alle Beteiligten besser, wenn wir dort bald Ordnung schaffen könnten.«

»Zur Kenntnis genommen«, murrte ich, als die Wachen mich bei den Armen packten, um mich wegzuführen.

»Und wenn ich sage, dass ich Euch diesen Punkt nachdrücklich vermitteln möchte«, fügte sie hinzu, »dann meine ich damit, dass ich Euch bald dazu ermuntern werde, das

Richtige zu tun. Angefangen mit der Eliminierung Eurer weniger bedeutenden Begleiter. Danach werde ich mich Euren Landen zuwenden. Dann Euren Kindern.«

»Meine Freunde haben Euch nichts getan.« Panik wallte in mir auf, weil die Bedrohung sich so rasch gesteigert hatte. »Sie sind potenzielle Untertanen.«

Varia zuckte mit den Achseln. »Untertanen habe ich in großer Zahl.«

»Kann ich wenigstens mit ihnen reden? Um mich davon zu überzeugen, dass es ihnen gut geht und Ihr sie noch nicht getötet habt?«

Sie bedachte mich mit einem verkniffenen, wissenden Lächeln. »Meine Liebe, für wie törricht haltet Ihr mich eigentlich?«

Und damit wurde ich aus dem Thronsaal geführt. An der Tür gerieten wir in einen leichten Verkehrsstau. Eine Anzahl Bittsteller hatte sich angestellt, um bei Varia vorzusprechen, aber ein Wachsoldat hielt sie zurück und erklärte, warum sie noch nicht eintreten konnten.

»Ihre Majestät hat eine Besprechung mit dem Eichenkönig. Das geht vor. Erst danach geht der normale Betrieb weiter – falls ihr dann der Sinn danach steht. Sie hatte einen sehr anstrengenden Tag, also werdet ihr euch vielleicht bis morgen gedulden müssen.«

Der Eichenkönig. Wie gern hätte ich bei dieser Audienz Mäuschen gespielt! Ich fragte mich, ob Dorian sich für Charme oder Hohn entscheiden würde. Bei ihm trennte beides manchmal nur eine dünne Linie. Außerdem hegte ich meine Zweifel darüber, wie ›anstrengend‹ Varias Tag gewesen war. In diesem unpraktischen Kleid konnte sie doch ohne fremde Hilfe wahrscheinlich nicht einmal gehen. Es hätte mich wirklich nicht überrascht zu erfahren, dass sie mit ihren Hunden in einer Sänfte herumgetragen wurde.

Unter den verstimmten Bittstellern waren auch meine ›Freunde‹ aus dem Hemlockland. Sie schienen sich ebenfalls hastig ein bisschen zurechtgemacht zu haben, wirkten ansonsten aber immer noch so abgerissen

wie unterwegs. Orjs Miene verhärtete sich bei den Worten des Wachsoldaten, aber es gelang ihm trotzdem, höflich und formell zu bleiben.

»Uns wurde gesagt, wenn wir Ihrer Majestät in dieser Angelegenheit helfen ...« Sein Blick huschte nervös zu mir und dann wieder zu dem Soldaten. »Uns wurde gesagt, dass sie unseren König dann freilassen und ihm die Rückkehr in unser Land gestatten würde. Wir haben alles getan, was sie verlangt hat.«

Der Soldat sah ihn gleichgültig an. »Dann bekommt ihr ihn morgen auch. Oder übermorgen.«

Alea trat neben Orj. »Aber er ist jetzt schon seit zwei Monaten im Gefängnis! Er und das Land leiden beide unter der Trennung. Was ist gut daran, von dem Fluch befreit zu werden, wenn unser Land nun eben deshalb dahinsiecht?«

»Wenn es sowieso keinen Unterschied macht«, sagte der Soldat, »dann kann Ihre Majestät euch den Winterzauber gern wieder

angedeihen lassen.«

Mehr hörte ich nicht, weil es den Wachen gelang, mich durch die enge Stelle zu bugsieren. Ich wurde direkt wieder in meine Zelle gebracht, aber während die Wachen sie aufschlossen, warf ich einen Blick zu den anderen verschlossenen Türen in diesem Gang. Ich wusste, dass Dorian hier irgendwo war. Der Hemlockkönig vielleicht auch? Das hier waren schließlich die »angenehmeren« Räume. Wie viele Monarchen wurden hier festgehalten? Es war vielleicht sehr egozentrisch gewesen, davon auszugehen, dass diese ganzen Wachen und magisch Begabten nur meinetwegen hier waren. Varia konnte ihre Vasallenreiche nicht bewahren, ohne dass sich die Monarchen ab und zu mit dem Land verbanden, aber sie für größere Zeiträume voneinander getrennt zu halten, schuf sicher ein neues Element der Wehrlosigkeit, das sich zur Manipulation eignete. Außerdem hatte sie jetzt ein Geiselsystem etabliert, das wahrscheinlich

sehr dazu beitrug, dass die eroberten Königreiche sich fügten. Die meisten Feinen verehrten ihre Herrscher mit leidenschaftlicher Hingabe und würden für sie, wie Orjs Beispiel gezeigt hatte, alles Erdenkliche tun.

Sobald die Wachen mich wieder eingesperrt hatten und sich entfernten, rief ich mit dem behelfsmäßigen Zauberstab Volusian.

»Sind in diesem Gang noch andere Monarchen außer Dorian und mir eingesperrt?«

»Es gibt hier noch andere Glanzvolle, ja. Bei einigen lässt sich beachtliche Magie erspüren, aber sie müssen ihre Eisenfesseln sogar dann tragen, wenn sie eingesperrt sind. Wie es scheint, haben sie es nicht so behaglich wie Ihr.«

Ich seufzte und setzte mich auf die Matratze. »Angesichts der Tatsache, dass ich nichts ausrichten kann, könnte ich ebenso gut in Eisen liegen! Dieses Miststück hatte recht. Sie hat alles, und ich habe nichts. Und nun droht sie damit, meine Freunde zu vernichten,

meine Reiche, Isaac und Ivy ...«

Bei den letzten Worten krampfte sich mir das Herz zusammen. Ich wusste mein Leben zu schätzen, aber ich ging nie auf eine dieser verrückten Missionen in der Anderswelt, ohne mir darüber im Klaren zu sein, dass ich vielleicht nicht zurückkehren würde. Das war etwas, mit dem ich mich schon lange arrangiert hatte. Mir gefiel die Vorstellung nicht, dass meine Weggefährten starben – besonders Jasmine und Pagiel –, aber ich wusste, dass auch sie gewisse Gefahren akzeptiert hatten.

Die Zwillinge? Das war etwas völlig anderes. Sie waren unschuldig. Sie hatten nichts mit dem Ganzen zu schaffen, und schon allein der Gedanke, dass Varia ihnen vielleicht irgendetwas antat, erfüllte mich mit einer Mischung aus Wut und Angst. Als die Plage die Prophezeiung hatte in den Hintergrund rücken lassen, war ich davon ausgegangen, dass Isaac und Ivy nun außer Gefahr waren, aber anscheinend hatte es doch schon

wieder jemand auf sie abgesehen, wenn auch aus anderen Gründen.

»Draußen sind Wachen und magisch Begabte«, überlegte ich laut. »Eine ausreichend große Truppe, um jede Flucht zu verhindern – oder jedenfalls glaubt Varia das. Sie rechnet wahrscheinlich jedoch nur mit einem einzelnen Fluchtversuch. Aber wenn wir nun alle zusammen loslegen? Wenn wir es schaffen, die anderen Monarchen zu befreien, dann verfügen wir über eine Streitmacht, der einige der mächtigsten Feinen angehören. Dagegen kommen die Wachen nicht an. Dagegen kommt dieser Palast nicht an. Außerdem dürfte hier dann dermaßen was los sein, dass auf meine Freunde im Verlies niemand mehr groß achtet.«

Ich glaubte, in Volusians Augen ein unternehmungslustiges Blitzen zu sehen, auch wenn sein Gesicht ansonsten typischerweise ausdruckslos blieb. »Auch wenn ich nichts lieber täte, als diesen Palast in Schutt und Asche zu legen, muss ich Euch darauf

aufmerksam machen, Herrin, dass Ihr, so Ihr der Plage tatsächlich ein Ende setzen wollt, besser erst in Erfahrung bringt, wo Varia die Talismane versteckt. Euer Sieg über Varia wird vollkommener sein, wenn Ihr sie ihr wegnehmen könnt.«

»Da gebe ich dir recht. Bloß wie sollen wir das rauskriegen? Ich meine, sie sind wahrscheinlich hier irgendwo im Palast, aber der ist groß. Mist. Wenn du bloß frei rumlaufen könntest. Wir brauchen jemanden, der sich dieses Gebäude gründlich ansieht.« Mir blieb die Luft weg, als mir plötzlich etwas einfiel. Ich richtete mich auf. »Volusian! Geh sofort zu Dorians Zelle. Du musst ihm folgende Botschaft ausrichten ...«

Ich teilte sie ihm mit, und Volusian verschwand. Während er weg war, biss ich mir auf die Lippe und betete, dass Dorian noch nicht zu Varia gebracht worden war. Warum war ich darauf nicht früher gekommen? Wenn die Gelegenheit verpasst war, dann hatte ich keine Ahnung, was wir

sonst noch unternehmen konnten. Ich hoffte nur, dass Varia zwischen den Sitzungen eine Naschpause eingelegt hatte oder die Hunde bürsten ließ oder so. Selbst wenn Volusian es rechtzeitig schaffte, war der Plan reichlich wackelig.

Ich sprang auf, als Volusian wieder auftauchte. »War er noch dort?«

»Ja, Herrin. Ich habe Eure Nachricht überbracht. Der Eichenkönig sagte, er wolle es einmal versuchen, und dann fragte er idiotischerweise, was er nicht für Euch tun würde.« Ein ausgeprägter Ausdruck des Ekels huschte über sein Gesicht. »Außerdem soll ich Euch ausrichten, dass es ihn in keiner Weise überrascht, dass Ihr einen Ausbruch plant. Er sagt, er habe noch kein einziges Mal an Euch gezweifelt und setze sein allergrößtes Vertrauen in alles, was Ihr tut.«

Ich lächelte fast. »Junge, so rührseliges Zeug ausrichten zu müssen, schlägt einem ganz schön aufs Gemüt, was?«

Volusian antwortete nicht.

Die Wahrheit ist, Dorians freundliche Worte machten mich ebenfalls fertig, wenn auch aus völlig anderen Gründen. Da ich mit der Kraft, die es kostete, Volusian im Eibenland zu behalten, sparsam umgehen wollte, schickte ich ihn weg und streckte mich dann auf meiner Matratze aus, um zu warten. Ich hatte keine Ahnung, wie lange es dauern würde, bis mein Plan Resultate zeigte – wenn überhaupt. Außerdem machte ich mir Sorgen, dass Varia vielleicht anfing, ihre Drohungen in die Tat umzusetzen, und meine Freunde im Verlies umbrachte. Ich konnte nur hoffen, dass sie mich wie jeder anständige Supergangster noch vorwarnen würde, um sie dann vor meinen Augen umzubringen, damit ich mich fügte. Das war nicht die Wendung, die mir vorschwebte, aber wenigstens konnte ich einigermaßen zuversichtlich sein, dass sie noch nicht tot waren.

Stunden vergingen. Die Wachen brachten mir eine kärgliche Mahlzeit, was mich erneut zu der Frage brachte, wie es den weniger gut

untergebrachten Gefangenen wohl ging. Ich glaubte nicht, dass Varia Grund hatte, mich zu vergiften, rief aber trotzdem kurz Volusian, um zu schauen, ob er an dem Essen etwas Magisches wahrnahm. Nahm er nicht, also ging ich das Risiko ein und aß, um bei Kräften zu bleiben.

Ich war fast fertig, als mir oben in dem kleinen Fenster unter der Decke etwas auffiel. Fleck, Aleas Falke, war gerade gelandet. Er musste ein bisschen ackern, aber er schaffte es, sich durch die Gitterstäbe zu schieben, sodass er zu mir runtergucken konnte, aber ansonsten blieb er oben auf dem Sims.

»Ich will verdammt sein«, hauchte ich. »Du hast es wirklich geschafft.«

Ich hatte darauf spekuliert, dass die Hemlockleute immer noch vor dem Thronsaal warteten und auf eine Audienz bei Varia hofften. Ich hatte Dorian über Volusian ausrichten lassen, dass er schauen sollte, ob er Alea auf seinem Weg zur Königin unbemerkt etwas sagen konnte. Zwar waren

überall Wachen, aber wenn es jemanden gab, der für Ablenkung und Irreführung sorgen konnte, dann Dorian. Wenn er es schaffte, hatte ich gesagt, dann sollte er Alea bitten, ihren Falken zu mir zu schicken. Als Richtungsangabe konnte ich nur sagen, dass Fleck nach einem kleinen Fenster im zweiten Stock Ausschau halten sollte, aber ich dachte mir, dass der Falke von Fenster zu Fenster fliegen und nach mir suchen konnte – vorausgesetzt, sie waren nicht mit Schutzzaubern versehen. Der Plan war von vorne bis hinten wackelig gewesen, und doch sah mich jetzt ein halbwegs intelligenter Falke erwartungsvoll an.

»Tja, also danke, dass du gekommen bist.« Fleck blinzelte und sagte nichts, aber etwas anderes hatte ich eigentlich auch nicht erwartet. »Also. Ich weiß, dass du mit Alea verbunden bist. Ich weiß nicht, ob du deine Nachrichten per Vogelsprache überbringst oder ob sie durch deine Augen sehen kann, aber ich brauche dich dazu, ihr etwas zu

übermitteln. Kriegst du das hin? Gibt es irgendein Zeichen, dass du mir geben kannst?«

Wenn Anstarren, ohne einen Ton von sich zu geben, ein ›Ja‹ auf Vogelart war, dann antwortete Fleck mir laut und deutlich.

»Okay.« Ich kam mir langsam blöd vor. »Ich werde einfach reden und darauf bauen, dass sie das hier erfährt. Sag Alea, dass ich die Möglichkeit habe, ihren König zu befreien. Außerdem weiß ich, wie wir uns alle aus Varias Griff befreien können, aber dazu brauche ich Hilfe. Ich weiß, dass Alea und ihre Leute sich Varia unterwerfen wollen, um ihr Land zu retten, aber wenn sie mit mir zusammenarbeiten, dann können wir Varia, glaube ich, bezwingen und frei von ihrer Tyrannei leben. Es geht um Folgendes: Irgendwo in diesem Palast gibt es einen extrem schwer bewachten Raum. Ich meine, es gibt wahrscheinlich etliche schwer bewachte Räume hier. Das Verlies, Varias Schlafgemach, ihr Hundezwinger, all so was.

Aber der Raum, den ich meine, ist *richtig* schwer bewacht. Ich glaube nicht, dass Alea auch nur in seine Nähe kommt, weil ich davon ausgehe, dass Untertanen keinen Zugang zum entsprechenden Gebäudetrakt haben. Das ist das Problem. Alea wird wahrscheinlich nicht mal die massive Bewachung sehen, weil dieser Raum weiträumig abgesperrt sein dürfte. Das ist der eine mögliche Hinweis. Der andere ist, dass der Grund für die Bewachung nicht ersichtlich sein dürfte. Bei einem Verlies rechnet man damit. Bei diesem Raum nicht. Falls sie also die Möglichkeit hat, herauszufinden, wo sich dieser Raum befindet, und es mich wissen lässt, dann wäre das toll.«

Über den letzten Teil dachte ich noch mal nach. Ich verließ mich darauf, dass der Vogel meine Worte auf magische Weise an Alea weitergab. Wie ihre Antwort dann zu mir gelangte, war weniger klar. Tja. Das war ein Problem für später, und davor standen noch genug andere an.

»Ungefähr zu wissen, wo dieser Raum liegt, macht einen enormen Unterschied, wenn ich ihren König da raushole. Und das werde ich übrigens. Ihn und alle anderen Könige, die hier als Geiseln festgehalten werden. Falls sie also noch irgendwelche enttäuschten Unterhändler aus anderen Ländern kennt, dann sollen sie sich dafür bereithalten, dass ich hier irgendwann morgen oder übermorgen einen Riesencoup durchziehe.« Bis zu diesem Moment war mir gar nicht klar gewesen, dass ich das wirklich tun würde ... wobei, andererseits, wozu war ich denn sonst hierhergekommen? »Aber noch mal, das Allerwichtigste ist, dass wir herausfinden, wo dieser streng bewachte Raum liegt. Wir können Varia natürlich ordentlich mit einem Aufstand einheizen, aber der Plage können wir erst dann ein Ende setzen, wenn wir an das rankommen, was sie dort versteckt.«

Fleck putzte sich seinen Fuß. Ich war mir nicht sicher, ob er Multitasking machte und noch zuhörte oder inzwischen abgeschaltet

hatte.

»Kannst du ihr das sagen?«

Einen Moment lang dachte ich, dass nichts passierte, und dann gab Fleck eine Art Zwitschern von sich. Er ackerte sich zurück durch die Gitterstäbe und flog davon.

»Tja«, sagte ich. »Nicht das Verrückteste, das ich je gemacht habe ... aber nahe dran.« Dann fiel mir auf, dass ich mit mir selber redete, und ich fragte mich, ob das schlimmer war, als mit einem Vogel zu reden.

Es fiel mir schwer, herumzusitzen und zu warten. Ich war eigentlich mehr der aktive Typ; darum hatte ich in Alabama ja so eine schwere Zeit gehabt. Dort war wenigstens klar gewesen, dass meine Geduld sich auszahlen würde, was die Sicherheit der Zwillinge betraf. Hier lastete das Wissen auf mir, dass jeder weitere Tag der Herrschaft Varias mehr Leid durch die Plage und mehr Gefahr für meine Freunde bedeutete.

Als die Sonne unterging und es in meiner Zelle dunkel wurde, rief ich Volusian.

Vielleicht lag es an dem wenigen Licht, aber seine Gestalt wirkte jetzt nicht mehr ganz so durchsichtig. »Du kannst dich in diesem Gang frei bewegen. Ich will, dass du gehst und mit jedem der Monarchen redest. Du sollst sie vorwarnen. Sag ihnen, dass es vielleicht bald laut wird und dass wir sie von ihren Ketten befreien werden, um Varia und ihrer Plage ein für alle Mal ein Ende zu machen. Lass sie wissen, dass ich sie demnächst noch Einzelheiten wissen lassen werde.« Gott, hoffentlich nahm ich den Mund da nicht zu voll. »Gib ihnen meine Beschreibung, damit sie nachher wissen, dass ich es bin, die die Anweisungen gegeben hat. Und gib ihnen auch Dorians Beschreibung. Nein, geh zuerst zu Dorian und bring ihn auf den neuesten Stand. Er weiß vielleicht gar nichts von unseren Zellenachbarn. Und sag ihm, dass ich mit dem Vogel geredet habe.«

Volusian sah mich mit leidgeprüfter Miene an. »Das stellt vielleicht einen neuen Tiefpunkt für mich dar, Herrin.«

»He, das ist nötig für den größeren Plan. Und außerdem dachte ich, dass du voll darauf brennst, unser Endspiel gegen Varia vorzubereiten. Ich dachte, du hast mit diesen Eibenleuten noch ein Hühnchen zu rupfen.«

Seine Augen verengten sich. »Herrin, Ihr habt ja keine Vorstellung, wie sehr ich mich darauf schon freue.«

Er verschwand, und ich war wieder allein. Ich hatte keine Ahnung, wie viele Monarchen in diesem Gang untergebracht waren, aber es brauchte eine Weile, bis Volusian seine Runde gedreht hatte. Tatsächlich war ich sogar eingedöst, als mein Hilfsgeist zurückkehrte. In einem stockdunklen Zimmer aufzuwachen und von diesen roten Augen angestarrt zu werden, wünsche ich niemandem; aber ich ließ mir meinen Schreck natürlich nicht anmerken.

»Und?«, fragte ich. »Wie ist es gelaufen? Hast du mit allen geredet?«

»Jawohl, Herrin.«

»Wie viele sind noch hier, außer Dorian und

mir?«

»Fünf.«

Fünf. Irgendwie hatte ich auf ein Dutzend oder so gehofft. Trotzdem, fünf Feine, deren Magie ähnlich stark war wie Dorians und meine, waren nicht zu verachten. Damit konnten wir hier einigen Schaden anrichten.

»Haben sie gesagt, dass sie mithelfen?«

»Drei waren Feuer und Flamme. Ich vermute, sie hätten am liebsten sofort einen Fluchtversuch unternommen, auch ohne Plan. Die anderen beiden sind schon seit geraumer Zeit hier. Ihr Mut ist gebrochen. Sie haben teilnahmslos geantwortet und schienen wenig Hoffnung zu haben, dass wir wirklich etwas erreichen können.«

Mir kam ein beunruhigender Gedanke. »Sie sind aber nicht so verzweifelt, dass sie mich verraten würden, um sich ein bisschen besserzustellen, oder?«

»Ich glaube nicht, Herrin. Ich glaube, sie haben einfach völlig aufgegeben. Sollte sich eine Gelegenheit zu Rache und Flucht

ergeben, gewinnen sie ihre Lebensgeister vielleicht wieder zurück.«

»Wollen wir hoffen«, murmelte ich. Jetzt waren wir von fünf Verbündeten auf drei runter. Ich fand immer noch, dass wir eine gute Chance hatten, aber mir hätte ›überwältigend‹ besser gefallen als ›gut‹.

»Und dann«, fügte Volusian wohl mit einem Anflug von Missfallen hinzu, »habe ich noch eine Nachricht vom Eichenkönig.«

»Was hat er gesagt?«

»Er sagt, dass es nicht nur darum geht, herauszufinden, wo die Talismane aufbewahrt werden, sondern dass Ihr außerdem bedenken solltet, dass sie wahrscheinlich mit einem Schutzzauber versehen sind. Sie zu finden und ihre Wachen auszuschalten, genügt vielleicht noch nicht, wenn es einen Schutzschild oder einen anderen Zauber gibt, von dem Ihr nicht wisst, wie Ihr ihn brechen könnt.«

»Hervorragender Hinweis – wie ich es nicht anders von Dorian erwartet hätte. Hältst du

das ebenfalls für wahrscheinlich?«

»Absolut.«

»Aber natürlich hält kein Zauber ewig. Jemand, der mächtig genug ist, könnte ihn brechen – oder mehrere Jemands. Und das ist das Problem. Sie hat wahrscheinlich eine ganze Truppe, die diesen Schutzzauber für sie aufrechterhält, genau wie bei der Plage. Dieses Ding wird höllisch schwer zu knacken sein.«

Volusian ließ sich das durch den Kopf gehen. »Ja, aber es gibt wahrscheinlich einen Trick oder eine Abkürzung für diesen Schutzzauber um die Geschenke herum. Niemand lässt sich gern von seinem eigenen Zauber aussperren, und sie muss ja auch gelegentlich dort hinein, wenn sie wieder neue Gegenstände bekommen hat.«

Mir brummte von den zunehmenden Komplikationen der Schädel. »Dann gibt es also noch was, das wir herausfinden müssen. Außer wir kriegen es einfach mit brutaler magischer Gewalt hin.«

»Diese Möglichkeit besteht immer noch.«

»Danke. Du kannst gehen.«

Ich seufzte und streckte mich auf dem Bett aus und fragte mich, wie ich einen tollen Fluchtplan austüfteln sollte, wenn meine Verbündeten aus ein paar gefesselten Gefangenen, einem Geist mit einem stark eingeschränkten Aktionsradius und einem Vogel bestanden, der mich vielleicht gar nicht verstand. Als ich mich umdrehte, sah ich, dass Volusian immer noch dort stand und mich ansah.

»Was?«, fragte ich. »Gibt es sonst noch etwas?«

»Der Eichenkönig hat noch eine andere Nachricht für Euch.«

»Ach so? Welche denn?«

»Er hat gesagt ...« Wieder bekam ich den Eindruck, dass Volusian voller Abscheu war. »Er hat gesagt, ich soll Euch ausrichten, dass Ihr ihm fehlt und dass ihm das Wissen ein Trost ist, dass Eure Zelle dicht bei der seinen ist – wenngleich bei Weitem nicht nahe

genug. Er sagt, er wird heute Nacht im Bett liegen und sich vorstellen, dass Euch nichts mehr trennt und dass Ihr bei ihm seid.«

»Ach herrje«, sagte ich und brach fast in Lachen aus. »Und ich hab gedacht, das vorhin wäre schon schlimm für dich.«

Volusian zeigte keine Reaktion. Ich versuchte, mich einigermaßen ernst zu geben, war mir aber bewusst, dass ich grinste.

»Sag ihm, dass das sehr lieb ist, aber in Anbetracht des Vergangenen auch schrecklich unverschämt.«

Volusian verschwand und kehrte vielleicht eine Minute später wieder zurück. »Der Eichenkönig sagt, dass er sich in Anbetracht der gegenwärtigen Lage vorstellen kann, dass Ihr solchen Vorschlägen gegenüber offener sein könntet. Er sagte – und ich zitiere wörtlich: ›Waghalsige Fluchten wirken Wunder für die Leidenschaft. Was unter gewöhnlichen Umständen als unverschämt erachtet wird, könnte in schwierigen Zeiten tatsächlich als sehr vernünftig erscheinen.

Hätten wir diesen Schluss schon früher gezogen, wäre die Plage vielleicht nicht gar so kalt geraten.«

»Nun, dann sag ihm, das wird sich noch zeigen, da wir bis jetzt ja noch keine waghalsige Flucht durchgezogen haben.«

Volusian zögerte. »Herrin, ich habe Euch während meiner Knechtschaft noch nie um etwas gebeten. Aber nun bitte ich Euch inständig: Schickt mich nicht die ganze Nacht lang mit solchen unreifen Rührseligkeiten hin und her.«

»Da ist was dran«, sagte ich und musste wieder grinsen. »Geh und sag das auch Dorian. Das ist die letzte Nachricht, die du heute überbringst. Ich brauche ein bisschen Schlaf, und es verbraucht zu viel Kraft, dich hierzubehalten.«

Volusian dankte mir nicht – das wäre auch zu viel verlangt gewesen –, aber er sah erleichtert aus. Er löste sich in der Dunkelheit auf und kam in dieser Nacht nicht noch einmal zurück.

Ich versuchte ernsthaft, zu schlafen, da ich wusste, dass ich meine Kraft noch dringend brauchen würde, für welche verrückten Missgeschicke auch immer. Nur ist das in Feindeshand leichter gesagt als getan – zumal, wenn man so schlecht schlief wie ich –, und so wälzte ich mich ordentlich herum. Nach ein paar Stunden kam der Schlaf endlich und blieb zum Glück traumlos. Ich wachte erst auf, als mich etwas an den Haaren zog. Zuerst drehte ich meinen Kopf im Halbschlaf einfach weg. Dann passierte es wieder, und diesmal tat es dermaßen weh, dass ich aufschrie und die Augen öffnete.

Und mich dem Falken Fleck gegenüber sah, der mich aus vielleicht fünf Zentimetern Entfernung anstarrte.

»Herrgott noch mal!« Ich sprang auf, damit er mir nicht die Augen aushackte. »Konntest du nicht einfach vom Fenster her krächzen? Oder mit deinem Schnabel an die Wand klopfen?«

Fleck antwortete nicht; er putzte sich nur den Flügel.

»Ich nehme an, du bist aus einem bestimmten Grund hier. Aber du kannst ihn mir wahrscheinlich nicht sagen.«

Er sah wieder hoch zu mir und streckte ein Bein. Eine winzige Papierrolle war darumgebunden. Vorsichtig, weil er ja vielleicht Lust hatte, mir seine Klauen durchs Fleisch zu ziehen, entfernte ich die Miniaturschriftrolle von seinem Bein. Das Papier war sehr dünn und fein, und ich hatte fast Angst, es beim Aufwickeln zu zerreißen. Schließlich hielt ich die Nachricht ins Licht und konnte eine Handvoll Worte in einer winzigen Schrift erkennen:

Raum liegt unter der Erde. Kundschafter ist unterwegs.

Kryptisch, aber vielversprechend. Ich wollte dem Vogel schon eine Antwort mitgeben, als ich plötzlich hörte, wie meine Tür aufgeschlossen wurde.

»Raus mit dir!«, sagte ich zu Fleck. »Komm ... ähm, später wieder.«

Er war bereits oben im Fenster, bevor ich

das gesagt hatte, und wand sich gerade durch die Gitterstäbe nach draußen, als ein paar Wachen eintraten. Ihre Mienen waren grimmig. Einer riss meine Hände nach vorn, der andere fesselte sie mit einer Kette.

»Ihr sollt zu Ihrer Majestät. Sofort.«

Einen Moment lang glaubte ich, jetzt wäre der gefürchtete Moment gekommen. Varia wollte mir irgendein schreckliches Ultimatum stellen. Bloß legten ihr Charakter und ihr Sinn für Dramatik nahe, dass das mit jeder Menge Pomp und Trara ablaufen würde. Das hier kam mir eher überstürzt vor. Dringlich. Als ob irgendetwas nicht stimmte.

Der Eindruck verstärkte sich, als ich nicht zum Thronsaal geführt wurde. Stattdessen brachte man mich zu Varias Gemächern und stieß mich grob in einen eleganten Salon, der komplett in lavendelblauem Samt ausgestaltet war. Varia erwartete mich, lässig auf einem Diwan zurückgelehnt, und machte den Eindruck, dass sie gerade erst aufgestanden war. Sie trug einen Umhang, der zum Raum

passte, und dazu ein paar Fellpantoffeln. Ihre braunen Haare waren nicht mehr hochgesteckt, sahen aber auch nicht so aus, als ob sie gebürstet worden waren. Sie blieb so zurückgelehnt liegen, als ob sie versuchte, sich unbesorgt zu geben, aber als sie mich ansah, strafte der Zorn in ihrer Stimme sie Lügen.

»Wo sind sie?«, herrschte sie mich an. Die Hunde saßen zu ihren Füßen und fingen an zu kläffen. Sie brachte sie mit ein paar Leckerlis zum Schweigen.

Ich sah mich um, weil mir jeder Zusammenhang zu dieser Frage fehlte.

»Ähm, wo ist wer?«

»Die Leute, mit denen Ihr hierhergereist seid.« Sie setzte sich auf und fixierte mich mit einem dermaßen frostigen Blick, dass klar war, dass sie hinter der Plage steckte. »Wo sind sie, und wie in aller Welt habt Ihr sie befreit?«

KAPITEL 21

Ich sagte das Erste, was mir einfiel.

»Da schau an ... dann habt Ihr sie verloren?«

Varia starrte mich finster an, nicht ganz so erhaben und gebieterisch wie am Tag zuvor.

»Das ist kein Spiel! Sagt mir, wie Ihr das geschafft habt. Ihr seid noch immer im Besitz Eurer Kräfte. Wie seid Ihr hier herausgekommen, und wie habt Ihr sie befreit?«

Ich stemmte meine Hände in die Hüften. »Ich habe zwar vielleicht noch meine Kräfte, aber ich werde auch in einem verschlossenen Raum festgehalten, der von Wachen und Magiebegabten umstellt ist! Mit meiner Sorte Magie müsste ich die Tür herausbrechen, und ich denke doch, dass das irgendjemandem aufgefallen wäre. Und warum zum Teufel sollte ich dann in meine Zelle zurückkehren? Ich hätte mich doch zusammen mit meinen Freunden abgesetzt.«

»Ich glaube Euch kein Wort«, sagte Varia.
»Aus diesem Verlies kann niemand entkommen. Nicht ohne Hilfe von außen.« Die Hunde kläfften wieder los. Noch mehr Leckerlis.

Ich zuckte mit den Achseln und versuchte, kein allzu gehässiges Gesicht zu machen.
»Meine Freunde sind sehr einfallsreich. Vielleicht taugen Eure Sicherheitsmaßnahmen ja weniger, als Ihr denkt.«

Ich hätte in Jubel ausbrechen können. Jasmine und den anderen war die Flucht gelungen! Zuallererst war ich einfach heilfroh, dass sie nicht mehr unmittelbar in Gefahr waren. Insgesamt jedoch bedeutete es außerdem, dass mir nicht länger die Hände gebunden waren. Ich konnte jetzt sofort einen Sturm heraufbeschwören und brauchte keine Angst vor Vergeltung mehr zu haben. Natürlich wäre das überstürzt gewesen, weil das weitere Vorgehen ja noch nicht durchdacht war. Doch je länger ich Varia

ansah, desto deutlicher zeigte sich, dass ich nicht die Einzige war, die diesen Schluss über meinen neu gewonnenen Handlungsspielraum gezogen hatte.

»Ich wäre an Eurer Stelle nicht ganz so arrogant«, erklärte sie. »Wie ich schon sagte, ich halte deutlich mehr Trümpfe in der Hand als Ihr und habe Zugriff auf vieles, das Euch wichtig ist.«

Ich ließ mir nichts anmerken, aber mein Herz raste. Ich überlegte fieberhaft. Meine Freunde waren im Moment nicht akut bedroht, und dass Varia die Zwillinge ausfindig gemacht hatte, konnte ich mir nicht vorstellen. Was blieb dann noch? Meine Königreiche. Varia war sauer genug über die Flucht, um irgendetwas Krasses zu machen, und mir schossen Albtraumszenarios durch den Kopf. Was, wenn sie das eine Königreich vernichtete, um mir zu zeigen, wie sehr auch das andere bedroht war? Grausig viele Leben hingen von mir ab, und wenn Varia versuchen sollte, ihnen irgendetwas zu tun,

dann würde ich sie auf der Stelle in der Luft zerreißen, ob mit oder ohne Sturm.

Sie lächelte grausam. »Bald werdet Ihr zu spüren bekommen, auf was ich alles Zugriff habe, dann nämlich, wenn – Himmel Herrgott noch mal! Schafft sie hier raus!«

Die Hündchen hatten ihren großen Moment durchkreuzt, indem sie wieder loskläfften. Rasch klaubte eine Dienerin sie auf und huschte mit ihnen nach draußen. Sie fluchte, als der eine Hund sie biss.

»Nun denn.« Varia nickte einem Wachsoldaten zu. »Führt ihn herein.«

Der Soldat verneigte sich knapp und eilte aus der Tür. Einen Moment später kam er mit einem Gefangenen wieder herein – Dorian.

Anscheinend war ich nicht die Einzige, die früh geweckt worden war. Dorian sah ein bisschen mitgenommen aus, zeigte ansonsten aber keinerlei Anzeichen von Verletzungen oder Besorgnis. Im Gegenteil, er hatte seine typische träge Miene aufgesetzt, als hätte er vorgehabt, in Ketten

hierherzukommen und Varia wäre so freundlich gewesen, seinem Wunsch zu entsprechen. Er sah kurz zu mir, dann konzentrierte er sich auf Varia und feuerte sein charmantes Lächeln auf sie ab.

»Eure Majestät. Wie nett von Euch, mich zum Frühstück holen zu lassen. Und ich muss sagen, Ihr seht heute Morgen überaus reizend aus. Wie ich immer zu sagen pflege, Frauen können gar nicht genug Mühe darauf verwenden, ihren Kleidungsstil auf das Innendekor abzustimmen. Ebenso pflege ich immer zu sagen, dass Haarbürsten überschätzt werden. Nicht wahr, Eugenie?«

Ich antwortete nicht, weil ich mich zu sehr auf Varias nächsten Schachzug konzentrierte. Dass Dorian hier war, konnte nichts Gutes bedeuten. Sie musterte ihn lange, dann wandte sie sich an mich.

»Ich hätte Euch nicht die Gelegenheit geben sollen, das Ganze zu überschlafen«, sagte sie brüsk. »Das war eine Nachsichtigkeit meinerseits, die sich nicht wiederholen wird.

Ich will Eure Lehnstreue. Ich will die Eisenkrone. Verweigert Ihr Euch auch nur in einer Sache, werde ich den Eichenkönig nachher im Rahmen meiner Abendunterhaltung hinrichten lassen.«

Ich lachte, obwohl mir nicht danach zumute war. »Ihr könnt ihn nicht töten. Ihr braucht ihn. Er soll Euch sein Königreich unterstellen.« Die genauen Einzelheiten des gestrigen Gesprächs wusste ich nicht, aber ich musste davon ausgehen, dass sie ihm ein ähnliches Ultimatum wie mir gestellt hatte. Und dass er abgelehnt hatte.

»Wohl wahr, es ist einfacher, wenn ich den Monarchen eines Landes zur Hand habe, aber er besitzt ja nur *ein* Königreich. Sein Tod wird mir dienlicher sein als seine Unterwerfung. Es wird einfach jemand anderer das Land beanspruchen, und mag es auf diese Weise auch länger dauern, das Eichenland wird mir gehören, sobald der neue König oder die neue Königin mir Treue schwört.«

Dorian lächelte immer noch, aber es wirkte jetzt doch angespannt. Er kniff die Augen zusammen. »Sagt, was Ihr wollt, aber selbst die niedrigste Küchenmagd in meiner Burg würde Euch das Land, wenn sie es denn gewinnen könnte, niemals unterstellen. Und Eugenie wird ganz gewiss nicht nur um meinetwillen die Eisenkrone für Euch einsetzen. So große Wertschätzung genieße ich bei ihr durchaus nicht. Das hier ist nichts als alberne Zeitverschwendung. Warum setzen wir uns nicht zu einem köstlichen Morgenmahl, bestehend aus Tee und Pasteten, zusammen und lassen diese Albernheiten hinter uns? Wo sind übrigens Eure charmanten Schoßtiere abgeblieben?«

Bezüglich der Eisenkrone sagte er etwas Wahres. Ich würde sie nicht aufgeben, nicht einmal, wenn ich damit sein Leben retten konnte – bloß fiel mir diese Entscheidung nicht annähernd so leicht, wie es bei ihm klang. Zwar siegte da Verstand über Bauchgefühl, weil so noch das Beste dabei

herauskam, aber mir war klar, dass ich an dieser Entscheidung noch zu knabbern haben würde.

»Ich scherze nicht«, sagte Varia zu mir. »Der Eichenkönig wird sterben, wenn Ihr meiner Bitte nicht nachkommt. Und wie ich schon sagte, ich werde Euch das nicht ganz komfortabel durchdenken lassen.«

Meinte sie mit ›ganz komfortabel‹ meine Zelle? Ich musste mir wirklich einmal anschauen, was hierzulande als *schlechte* Unterbringung galt. Bevor ich noch reagieren konnte, sorgte Varia mit einer knappen Handbewegung dafür, dass ein Wachsoldat auf Dorian zutrat. In einer geschmeidigen Bewegung blieb er vor Dorian stehen und boxte ihm hart in den Bauch. Dorian krümmte sich und verzerrte kurz das Gesicht, gab aber ansonsten keinen Ton von sich. Ich dagegen ... also, ich hatte einiges zu sagen.

»Du verfluchtes Miststück!«, brüllte ich und wollte auf sie losstürzen, wurde aber von hinten an den Armen gepackt, weil die

Wachen wahrscheinlich schon mit einer Reaktion gerechnet hatten. »Ich mach dich kalt!« Ohne nachzudenken hatte ich die Magie von Luft und Wasser um mich zusammengezogen. Der Raum wurde stickig von Luftfeuchtigkeit und elektrischer Ladung. Ich brauchte nur noch loszulegen.

»Eugenie«, sagte Dorian scharf. Alle heitere Lässigkeit war wie weggefegt. »Nichts überstürzen. Es gibt viel zu bedenken.«

Ich sah ihm in die Augen, die in dem Licht, das durch die Fenster fiel, grüner waren denn je. Mir war klar, worauf er hinauswollte. Wenn ich jetzt meine Magie freisetzte, dann geschah es ohne jeden wohldurchdachten Plan. Wieder stand Vernunft gegen Bauchgefühl, und diesmal überzeugten mich die Vernunftargumente noch weniger. Trotzdem ließ ich nach einem tiefen Atemzug von meiner Magie ab und starrte Varia finster an.

»Vielleicht ist der Eichenkönig vernünftiger, als ich gedacht habe.« Sie nickte dem

Wachsoldaten erneut zu. Er trat wieder vor und boxte Dorian ins Gesicht, fest genug, dass man den Schlag hörte.

»Autsch«, ächzte Dorian und verzog das Gesicht vor Schmerzen. »Mein größter Aktivposten.«

Ich biss mir so kräftig auf die Lippen, dass ich Blut schmeckte. Aber nur so konnte ich mich davon abhalten, Varia mit einem Blitz zu erschlagen. »Worauf zielt Ihr ab?«, fragte ich sie, sobald ich mich wieder einigermaßen im Griff hatte. »Soll mir das verdeutlichen, dass Ihr knochenhart seid? Dass Ihr nicht davor zurückschreckt, jemanden zu schikanieren, der sich nicht wehren kann? Oder soll ich einfach nur davon überzeugt werden, dass es tatsächlich um sein Leben geht?«

»Ach«, sagte sie. »Das könnt Ihr als gegeben voraussetzen, es *geht* um sein Leben. Im Wesentlichen will ich damit unterstreichen, was ich vorhin gesagt habe: Genug gefaulenzt und Entscheidungen überschlafen, ab jetzt drohen Konsequenzen.

Jeden Moment, den Ihr heute vertrödelt, wird der Eichenkönig in den Händen meiner Folterer verbringen und die schrecklichsten Schmerzen erleiden. Eure Zögerlichkeit verlängert diese Agonie.«

»Welche Ironie«, murmelte Dorian.

Ich erstarrte. Das waren keine guten Neuigkeiten, schon allein weil ich schlicht nicht wollte, dass Dorian litt. Außerdem lagen die Folterkammern sicher nicht in meinem Stockwerk, was scheiße war, weil ich Dorian dann nicht mehr griffbereit hatte, wenn ich meinen großen Coup durchzog. Die Flucht von Jasmine und den anderen hatte mir eine Variable genommen, über die ich mir im Palast Sorgen machen musste. Wenn Dorian aus meiner Reichweite geschafft wurde, stellte das eine neue Komplikation dar.

Varia fuhr fort. »Und glaubt mir, dass sich Gariks Bemühungen hier gegen das Werk von Fachleuten reichlich kindisch ausnehmen werden. Nichts für ungut, Garik.« Der boxbegeisterte Soldat verneigte sich

aner kennend vor seiner Königin. »Zu seinem Glück wird der Eichenkönig nicht lange zu leiden haben – entweder, weil Ihr die richtige Entscheidung trifft oder weil ich gezwungen sein werde, ihn zum Abendessen zu töten.«

»Denk daran – nichts überstürzen, Eugenie«, sagte Dorian viel zu munter für jemanden, dessen Gesicht sich zusehends von Schwellungen verformte. »Ich kann Schmerzen ebenso gut ertragen wie austeilen – und du weißt ja, wie gut ich sie austeilen kann. Mach dir keine Sorgen um mich.«

Er wollte also immer noch, dass ich die eigentlichen Pläne weiterhin mit Bedacht vorantrieb. Außerdem verbarg sich hinter seinen Worten wohl ein Scherz über seine sexuellen Präferenzen, die Richtung BDSM tendierten. Bloß hatte ich im Moment wenig übrig für geschmacklose Scherze. Ich brauchte jede Unze meiner Kraft, um Varia gegenüber unnachgiebig und gelassen zu bleiben. Anderenfalls bestand durchaus die Möglichkeit, dass ich vor ihr auf die Knie fiel

und um Doriens Freilassung flehte.

»Ich werde Euch in keiner Weise Treue schwören«, erklärte ich. »Und ich werde die Eisenkrone niemals zu Eurem Vorteil einsetzen. Diese Antwort ist unverrückbar.«

»Wie Ihr meint«, sagte sie. »Wir wollen schauen, wie Ihr später darüber denkt.« Sie entließ uns mit einer Geste. »Bringt sie zu ihren jeweiligen Bestimmungsorten.«

Ich konnte kein weiteres Wort mehr mit Dorian wechseln, weil wir zu schnell hinausgeschafft wurden. Ein letztes Mal wallte der Drang in mir auf, einen Sturm zu entfesseln, und wieder bezwang ich ihn. Ich würde das hier richtig machen. Also ließ ich mich von meinen Bewachern zurück zu meiner Zelle im zweiten Stock bringen. Wieder machten sie einen auf höflich und nahmen mir meine Fesseln ab, bevor sie mich einsperrten. Ich schaute mich um und stellte fest, dass man mir einen Servierteller mit Deckel auf die Matratze gestellt hatte. Ich nahm den Deckel ab und fand ein Stück Brot

und etwas Wasser darunter – und eine Ratte, die rasch davonflog. Klar, immer noch einen draufsetzen.

»Hach ja«, sagte ich. »Wie nett.«

Doch bevor ich noch ausgeredet hatte, fiel mir an der Ratte etwas Komisches auf – vor allem, dass es gar keine Ratte war. Sondern ein rattengroßer Miniatur-Rotfuchs. Ich schnappte nach Luft.

»Das gibt's doch nicht. Kiyo?«

Der Rattenfuchs flitzte in die Zellenmitte. Binnen Momenten verwandelte er sich, und vor mir stand der lebensgroße Kiyo. Ich warf einen misstrauischen Blick nach hinten und rechnete fast damit, dass Soldaten hereingestürmt kamen. Dann rief ich mir ins Gedächtnis, dass Feine seine Kitsune-Magie nicht besonders gut wahrnehmen konnten.

»Wie hast du das geschafft?«, fragte ich ihn.

»Hat dich ein irrer Wissenschaftler mit Schrumpfstrahlen behandelt?«

Er lächelte, aber seine Augen wirkten müde.

»Fürchte nicht. Ist nur eine Variante des

Gestaltwandelns, so wie ich auch zu einem supergroßen Fuchs werden kann. Zu der Minigröße gab es bloß nie einen Grund. Und jetzt stellt sich raus, dass sie tierisch praktisch ist, wenn man in einem Palast herumschnüffeln möchte.«

»Ich hab dich für eine Ratte gehalten.«

»Einer von den Köchen in der Küche auch. Ich hab einen ganz neuen Respekt vor Besen.«

»Seid ihr auf diese Weise entkommen? Wo stecken die anderen? Geht es ihnen gut?«

Er lehnte sich gegen die Wand und fuhr sich mit der Hand durch die schwarzen Haare.

»Die Ketten konnten mich nicht aufhalten, erst recht nicht, nachdem ich mich verwandelt hatte. Anschließend hab ich die anderen befreit, und dann haben wir uns praktisch einfach in der Nacht davongestohlen. Warum hast du das nicht gemacht?«

»Hätte ich ja, wenn ich könnte. Varia hält mich mit ein paar Sachen in Schach. Zuerst mit euch. Dann hat sie mit der Zerstörung

meiner Königreiche gedroht und zur Abrundung noch damit, Isaac und Ivy ausfindig zu machen. Gerade eben hat sie Dorian in die Folterkammer gesteckt und seinen Hinrichtungstermin festgesetzt.« Ich gab Kiyō eine kurze Zusammenfassung meines Morgengesprächs.

»Sehr klug von dir, erstmal stillzuhalten«, sagte er, als ich fertig war. »Dorian ist stark. Er hält was aus.«

Ich fragte mich, ob Kiyō das ernst meinte oder ob es ihm einfach egal war, wenn Dorian litt. »Du hast mir noch gar nicht gesagt, wo die anderen sind.«

»In der Stadt untergetaucht. Deine Hemlockfreunde haben uns geholfen, einen sicheren Unterschlupf zu finden.«

»Hemlock ...« Mir ging ein Licht auf. »*Du* bist Aleas Kundschafter, stimmt's? Du hast nach dem Raum mit den Geschenken gesucht.«

»Und ihn auch gefunden«, sagte er viel zu lässig für die Bedeutsamkeit dieser

Information. »Wie ich schon sagte, in Rattengröße kommt man überall rein.«

»Ist er im Keller, wie Alea gesagt hat?«

»Ja, schon, aber es gibt hier jede Menge Kellergeschosse. Dieses Haus geht genauso tief runter, wie es hoch ist. Der Raum liegt ungefähr vier Stockwerke unter der Erde und wird schwer bewacht. Die Geschenke sind dort, in zwei Sammlungen aufgeteilt, und über ihnen liegen irgendwelche Zauber, aus denen ich nicht recht schlau werde. Aber mit Feinenmagie kenne ich mich auch nicht so aus ...«

»Zwei Sammlungen ... Lass mich raten. Eine für die betroffenen Länder und eine für die Vasallenreiche. Deren Geschenke behält Varia, um sie notfalls unter Druck setzen zu können.«

Kiyo nickte. »Das war auch mein Gedanke. Keine Ahnung, ob man sich darüber freuen oder ärgern soll, aber der Haufen von den betroffenen Ländern ist deutlich größer. Die meisten knicken nicht ein, sondern wehren

sich.«

»Woher weißt du, welcher Stapel für die betroffenen Länder steht? Hast du Maiwenns Geschenk erkannt?«

»Nein, aber es war eine Marmorbüste von Dorian darunter, und das dürfte dann ja wohl das ›bescheidene‹ Geschenk seines Reiches sein.«

Normalerweise hätte mich das schmunzeln lassen, aber es erinnerte mich nur wieder daran, was Dorian meinetwegen gerade durchmachte. Ich sah immer noch vor mir, wie er diesen Schlag ins Gesicht bekam.

»Wir müssen die Sache beschleunigen und hier raus«, sagte ich. Wenn Kiyō mit Alea gesprochen hatte, dann wusste er wahrscheinlich auch, dass ich ihren König befreien wollte. Aber der Plan umfasste noch mehr, als ich Fleck hatte ausrichten lassen. Ich erklärte Kiyō rasch das mit den anderen Monarchen und wie ich über Volusian Kontakt zu ihnen hergestellt hatte. Kiyōs Augen fingen zu leuchten an.

»Das ist brillant«, sagte er. »Solange man sie einigermaßen anständig behandelt hat, dürften sie eine beachtliche Verstärkung darstellen.«

Ich nickte. »Volusian hat mir nicht den Eindruck vermittelt, dass sie körperlich misshandelt worden sind ... nur dass sich ein paar quasi selbst aufgegeben haben.«

»Nachvollziehbar. Aber wenn sie noch in der Lage sind, zu kämpfen, dann brauchen wir den Schlüssel zu dem Schutzzauber über den Geschenken vielleicht gar nicht zu finden. Ihr könnt ihn einfach zerlegen.«

»Darüber haben wir auch gesprochen. Wäre eine Möglichkeit. Aber wenn es irgendeinen Punkt gibt, an dem wir einhaken können, dann möchte ich den finden. Ich will da nicht mit meiner kleinen Truppe von vielleicht sechs Leuten runtergehen, nur um dann festzustellen, dass Varia sich den Zauber von sechshundert Leuten hat legen lassen und wir da nicht mal ansatzweise mithalten können.«

»Ich kann Orj und die anderen Hemlockleute

danach fragen. Außer ein paar Dissidenten aus anderen Königreichen gibt es anscheinend auch hierzulande etliche Unzufriedene.«

Das überraschte mich. »Aber alle, denen ich begegnet bin, sind ihr anscheinend treu ergeben. Sie verfügt über enorme Macht und herrscht über jede Menge Königreiche. Das müsste ihren Untertanen doch gefallen.«

»Sie sind ihr treu ergeben, weil sie Angst haben«, stellte Kiyo klar. »Und nach allem, was man so hört, geht es dem Volk in ihrem Reich auch nicht viel besser als in den Vasallenreichen.«

Auch das überraschte mich, da die Sorge für die Untertanen in meinen Augen die Hauptaufgabe einer Königin war. Andererseits hielt ich es auch nicht für notwendig, andere Königreiche zur Vergrößerung meines Imperiums mit dem Leid und dem Sterben von Unschuldigen zu erpressen. Da war es nur folgerichtig, dass wir allgemein einen unterschiedlichen

Regierungsstil pflegten.

»Gut, dann findet heraus, so viel ihr könnt«, sagte ich. »Eins weiß ich jedenfalls – wir müssen Dorian da rausholen, bevor wir unsere meisterhafte Attacke durchziehen.«

Kiyo machte ein unbehagliches Gesicht. »Dafür fehlt uns vielleicht die Zeit. Wir können ihn doch rausholen, sobald alles andere geschafft ist.«

»Dann ist es vielleicht zu spät! Sie hält ihn doch nur fest, damit ich nichts gegen sie unternehme. Wenn wir hier Ärger machen, ist er vielleicht tot, bevor wir zu ihm vordringen können.«

Ich muss zugeben, dass ich ein bisschen erstaunt war, wie zivilisiert Kiyo und ich uns hier unterhielten. Man hätte fast vergessen können, wie viel Betrug und vergossenes Blut uns trennten – aber nur fast. Denn unbewusst wartete ich wahrscheinlich bloß auf irgendeinen Grund, mich mit ihm zu fetzen, auf irgendetwas, an dem unsere wackelige Allianz wieder zerbrach. Kiyo dagegen muss

man zugutehalten, dass er sich die Zeit nahm, eine zivilisierte Antwort zu formulieren.

»Wenn du erst zu Dorian gehst und etwas schiefgeht, dann bist *du* vielleicht tot, bevor du überhaupt dazu kommst, die Monarchen zu befreien und mit ihnen diese Talismane zu kassieren. Und selbst wenn du die Monarchen mitnimmst, bleibt das Risiko bestehen, dass etwas schiefgeht.« Er verzog das Gesicht. »Du bist nicht allmächtig, Eugenie. Du tust so, als bräuchtest du nur hier hinauszuspazieren, und dann kommt schon alles in Ordnung. Du bist eine knallharte Kämpferin, aber dieser Palast wimmelt von Soldaten und Magiebegabten. Damit kann man sogar dich mürbe machen.«

Mann, war der eine Nervensäge – weil er recht hatte. Es lag absolut im Bereich des Möglichen, dass wir alles schafften, dass wir die Talismane zerstörten und Dorian befreiten, aber die Talismane mussten oberste Priorität haben. Wir durften es nicht riskieren, das Überraschungsmoment zu

verlieren. Dorian sah das garantiert auch so.
Und trotzdem ...

»Ich kann ihn nicht einfach im Stich lassen«,
sagte ich leise.

Kiyo sah mich lange an, bevor er antwortete.
»Dann rette ich ihn.«

Ich sah abrupt hoch. »Was?«

»Dann rette ich ihn. Du brauchst mich nicht
dafür, die Monarchen zu befreien, und danach
braucht ihr mich nicht dafür, die Talismane zu
kassieren. Dafür brauchst du magisch
Begabte, keine Kämpfer. Wenn ich mich
parallel zu eurem Ausbruch um Dorian
kümmere, sorgt das sogar richtig schön für
Ablenkung und verschafft euch ein bisschen
Spielraum. Wahrscheinlich kann ich sogar ein
paar der anderen dazu kriegen, dass sie mir
helfen – obwohl du wahrscheinlich besser
dran wärst, wenn Jasmine und Pagiel dir
helfen würden.«

Ich starrte ihn verblüfft an. »Du könntest
getötet werden.«

Kiyo bedachte mich mit einem trockenen

Lächeln. »Das war mir schon klar, als ich das Weidenland verlassen habe.«

»Ja, aber nun willst du dein Leben für Dorian riskieren. Ich kann wirklich nicht behaupten, dass ich das habe kommen sehen.«

»Die Mission hat bei mir stets oberste Priorität gehabt. Ich habe nichts Persönliches gegen Dorian – das hab ich dir doch schon zu erklären versucht, als er in dieser Dryadentrance gefangen gewesen ist. Wenn ich gleichzeitig ihn retten und dazu beitragen kann, dass wir unser Ziel erreichen ... prima. Umso besser.«

»Danke«, sagte ich. »Das ... das weiß ich wirklich zu schätzen.«

Kiyo zog eine Augenbraue hoch. »Du empfindest wirklich sehr viel für ihn, hm?«

»Die ganze Zeit«, sagte ich, ohne ihm in die Augen zu sehen. »Selbst wenn wir uns wegen irgendwas gestritten haben, sind wir immer füreinander da gewesen.«

Erst, als ich es aussprach, ging mir auf, wie wichtig das war. Wenn Kiyo und ich uns

wegen irgendetwas nicht einig gewesen waren, hatte das fast immer zu einem Bruch geführt – darum ja das ständige Sich-Trennen und Wieder-Zusammenkommen, das schließlich zur endgültigen Trennung geführt hatte. In Alabama war mir aufgefallen, wie idyllisch es mit Evan gewesen war ... wie friedlich und locker – weil wir uns nie gestritten hatten. Er hatte mir nie widersprochen oder mir gesagt, was ich zu tun hatte. Manche halten das vielleicht für etwas Gutes, aber ich fand es irgendwie unrealistisch. Es fällt natürlich leicht, jemanden zu mögen, der ständig mit einem übereinstimmt. Der Trick ist, mit jemandem verbunden zu bleiben, der einem Sachen sagt, die man nicht hören will. So war es zwischen Dorian und mir immer gewesen. Mit sehr wenigen Ausnahmen hatten wir als starkes Team funktioniert, selbst wenn wir stinksauer aufeinander gewesen waren.

Falls Kiyō sich denken konnte, was mir gerade durch den Kopf ging, so ließ er es

sich jedenfalls nicht anmerken. Er kam wieder auf die Taktik zu sprechen. »Es kommt darauf an, dass wir das Timing richtig hinkriegen. Wir müssen Dorians Rettung und die der anderen Monarchen aufeinander abstimmen – aber immer noch genug Zeit übrig behalten, um zu schauen, ob wir den Schlüssel zu dem Zauber finden können.«

»Aber nicht *zu viel* Zeit«, warnte ich. »Dieses Miststück will die Gäste beim Abendessen mit seiner Hinrichtung unterhalten.«

»Uhren, nach denen wir uns richten könnten, gibt es hier nicht.« Kiyō warf einen Blick aus dem kleinen Fenster. »Und von der Sonne bekommst du hier drin auch nicht viel mit. Dieses Fenster ist wirklich nicht gerade geeignet für – warte mal. Der Falke. Wir werden Aleas Falken schicken.«

»Fleck?«

»So heißt er?«, fragte Kiyō ungläubig.

»Du hast deine Katzen nach den vier Reitern der Apokalypse benannt. Was ist da an ›Fleck‹ so verkehrt?«

Kiyo schüttelte den Kopf, weil er für solche Debatten keine Zeit hatte. »Ich muss mich eh mit den Hemlockleuten treffen. Ich werde dafür sorgen, dass Alea dir, ähm, Fleck schickt, wenn wir mit Dorians Rettung loslegen. Also, wenn der Falke bei dir ankommt ... warte noch, hm, zehn Minuten, und dann leg los.«

Besser konnten wir das mit unseren beschränkten Mitteln nicht abstimmen. Kiyo und ich ackerten auf die Schnelle noch diverse andere Einzelheiten durch, darunter sehr genaue Richtungsanweisungen, wie man von meinem Stockwerk aus in die Keller kam. Wir redeten, bis wir schließlich hörten, wie meine Tür aufgeschlossen wurde. Rasch verwandelte er sich wieder in den Rattenfuchs und sprang auf den Servierteller, gerade rechtzeitig, dass ich den Deckel daraufstellen und den Teller für den Diener bereithatte, der gerade abräumen kam. Kiyo war davon ausgegangen, dass er keine Probleme haben würde, aus der Küche zu kommen, also

musste ich ihm das glauben.

Der Diener tauschte den Teller gegen einen neuen aus, auf dem, wie mir klar wurde, schon mein Mittagessen stehen musste. Die Zeit verging viel schneller, wenn man Gesellschaft hatte und nicht die Wände anstarrte. Aber sobald ich wieder allein war, fiel mir Varias Bemerkung wieder ein, dass für Dorian jede Minute, die ich das Ganze hinauszögerte, mehr Zeit in den Händen seiner Folterer bedeuten würde. Schon war der halbe Tag vorbei, und so langsam stieg meine Nervosität, und ich fragte mich, wann Varia mich zu ihrem tödlichen Ultimatum rufen würde.

Aber die Zeit verging, ohne dass ich von ihr hörte. Vielleicht hatte sie ihre Meinung geändert. Nach drei Stunden fing ich schon an, mir aus ganz anderen Gründen Sorgen zu machen. Das Licht, das durch mein Fenster drang, besagte, dass uns immer noch genug Zeit blieb, aber wenn Kiyō wie versprochen Dorian retten wollte, dann musste er vor der

›Dinnershow‹ handeln.

Ein Flattern vom Fenster her ließ mich hochfahren. Fleck zwängte sich durch die Gitterstäbe und kam neben mich auf die Matratze gehüpft. Adrenalin durchkribbelte mich. Endlich kam Bewegung in die Sache.

»Jetzt geht's los, ja?«, fragte ich Fleck.

Seine Antwort bestand darin, das Bein abzuspreizen, an dem wieder eine winzige Schriftrolle befestigt war. Ich entfernte sie und stellte fest, dass diesmal wesentlich mehr darauf geschrieben stand als beim ersten Mal. Tatsächlich war die Schrift so mikroskopisch klein, damit alles daraufpasste, dass ich sie kaum noch lesen konnte. Nach viel Blinzeln hatte ich die beiden wichtigsten Punkte entziffert. Der eine besagte, dass alles organisiert war und ich loslegen konnte. Der andere, dass sich der Schutzschirm über den Geschenken durch eine Zauberformel schwächen ließ, die jemand sprechen musste, der über beachtliche Macht verfügte. Die Formel, die

nicht lang war, stand ebenfalls auf dem Zettelchen.

»Sieht ja schrecklich einfach aus«, murmelte ich. »Zu einfach.« Angesichts der knappen Zeit zückte ich meinen beknackten Zauberstab und rief Volusian. Ich brachte ihn rasch auf den neuesten Stand und zeigte ihm die Zauberformel.

»Sie macht einen einfachen Eindruck«, bestätigte er.

»Könnten meine Freunde getäuscht worden sein? Vielleicht lügen diese angeblichen Dissidenten ja.«

»Es klingt schon sehr nach einem Zauber des Eibenlands. So viel ist korrekt, Herrin. Ich frage mich jedoch, ob ein Teil fehlt.«

»Na ja, das ist ein Problem für später«, sagte ich. Das war hier anscheinend mein Modus Operandi. Ich steckte das Schriftröllchen in die Hosentasche und versuchte, mich von Volusians Worten nicht runterziehen zu lassen. »Jetzt müssen wir los. Die Uhr läuft, und –«

Wieder wurde die Tür aufgeschlossen. »Geh«, befahl ich Volusian und versteckte den Zauberstab unter meinem Shirt. »Die holen wahrscheinlich nur den Teller. Du geh auch, Fleck. Sag deiner Herrin, dass ich das Startzeichen gegeben habe.«

Aber als die Tür aufging, kam nicht der Diener herein, sondern wieder einmal die Wachsoldaten. »Ihre Majestät lässt Euch rufen«, sagte der eine. »Gehen wir.«

Was? Ausgerechnet jetzt schickte Varia nach mir, nur Sekunden vor meiner großen Flucht? Ich blieb stehen, wo ich war.

»Wozu das denn? Ich denke, vor dem Abendessen brauche ich mich nicht zu entscheiden.« Ich verschränkte die Arme vor der Brust. Klar, es war schon spät, aber doch nicht so spät.

»Ihre Majestät wünscht, dass Ihr den Eichenkönig seht«, erklärte der Wachsoldat.

Wird ja immer schöner. Ich hatte nichts mehr gewollt, als Dorian da herauszuholen, und Kiyo hatte sich freiwillig dafür gemeldet, damit

ich mich um die Monarchen kümmern konnte. Nun kamen die Wachen und wollten mich direkt zu Dorian bringen – aber ich musste das abbiegen. Ich wurde ja hier oben gebraucht.

»Es tut mir leid«, sagte ich von oben herab. »Ich gehe nirgendwohin. Ich werde doch nicht mitspielen und mich von ihr damit verrückt machen lassen, wie gut sie anderen Schmerzen zufügen kann. Auf so etwas falle ich nicht herein.« Noch während ich das sagte, kam mir der Gedanke, dass ich mit meinem Ausbruch am besten sofort loslegte. Was machte es für einen Unterschied, ob die Wachen draußen vor meiner Zelle waren oder drinnen? Ich musste so oder so mit ihnen fertig werden. Ich wollte gerade schon meine Magie zusammenziehen, als mich die nächsten Worte des Soldaten bremsen.

»Wie Ihr wollt«, sagte er mit einem Achselzucken. »Ich weiß nicht einmal genau, ob der Eichenkönig noch lebt.«

KAPITEL 22

Mein Herz setzte aus.

»Wovon zum Teufel sprichst du?«, donnerte ich.

Der Soldat blieb gleichgültig. »Einige Folterer haben ihrer Kunst wohl etwas zu begeistert gefrönt. Als Ihre Majestät davon erfuhr, hat sie in ihrer Gnade beschlossen, Euch vor dem Dahinscheiden des Eichenkönigs noch die Gelegenheit zu einem Abschied zu geben. Ich kenne seinen gegenwärtigen Zustand nicht. Dafür bin ich nicht zuständig.«

»Das hat doch nicht mit Gnade zu tun!«, rief ich. »Und so war das auch nicht geplant. Varia hat mir gesagt, dass er später hingerichtet werden sollte.«

»Unsere Herrin schuldet Euch weder Rechenschaft, noch ist sie verpflichtet, ihren Untergebenen gegenüber Wort zu halten. Es steht ihr frei, zu tun, was immer ihr beliebt.«

Mein Herz arbeitete wieder, aber nun schlug es doppelt so schnell. Indem Varia von ihrem Plan abwich, ruinierte sie meinen. Dorian ... tot? Dass er in Gefahr gewesen war, hatte ich gewusst, aber in meinem Hinterkopf war diese Gefahr immer erst ›später‹ gekommen. Und für mich hieß ›später‹ eben, dass ich noch die Gelegenheit hatte, etwas dagegen zu unternehmen. Eine innere Stimme sagte immer wieder: *Halte dich an den Plan, halte dich an den Plan*. Wenn Dorian tot war, konnte ich nichts mehr machen. Wenn er noch lebte, dann konnten Kiyō und die anderen ihn retten.

Und doch ...

»Ich komme mit«, sagte ich.

Es widersprach total der Vernunft. Es spielte Varia in die Hände. Bloß konnte ich auf keinen Fall Dorian im Stich lassen, wenn er gerade seinen letzten Atemzug tat.

Sie brachten mich zur Folterkammer, die absolut so schrecklich war, wie das Wort suggerierte. An den Wänden hingen übel

aussehende Waffen mit einer gewissen Neigung zu Dornen. Aber als man mich zu Dorian brachte, wies er keine einzige Verletzung auf – jedenfalls keine frische. Die Feinen verstanden sich offenbar auf noch weit heimtückischere Formen der Folter, als ich gewusst hatte. Dorian lag auf dem Rücken, auf einem langen Tisch aus Stein, wie ein Toter in der Leichenschauhalle. Ich eilte zu ihm, und auch wenn er keine sichtbaren Verletzungen aufwies, lag doch auf der Hand, dass er in keinem guten Zustand war.

Blass war er schon immer gewesen, aber das war eben der ganz natürliche Marmorteint von Rothaarigen, die mit der Sonne aufpassen mussten. Das hier jetzt ... das war etwas völlig anderes. Es war das unnatürliche Weiß des bevorstehenden Todes. Seine Haut war feucht, und sein Atem ging flach. Letzteres immerhin erfüllte mich mit Hoffnung. *Er atmet noch.* Ich legte meine Fingerspitzen an seinen Hals und spürte einen schwachen Puls. Damit war mein medizinisches Wissen

praktisch erschöpft, aber andererseits konnte die Tatsache, dass es einen Puls gab, doch nur ein gutes Zeichen sein.

Ich starrte finster zwischen Varias Leuten hin und her und hatte keine Ahnung, gegen wen ich meinen rechtschaffenen Zorn richten sollte, da Ihrer Majestät ja anscheinend nicht zuzumuten war, mich hier zu treffen. Wahrscheinlich mussten die Hunde gerade gebadet werden. Mein Kontingent an Wachen war verstärkt worden, aber sie sollten vor allem aufpassen, dass ich mich benahm. Die eigentlichen Übeltäter waren vermutlich zwei Feine in langen braunen Roben mit Goldstickerei. Sie starrten mich schweigend an. Einer der Folterer war ein Mann, der andere eine Frau.

»Was habt ihr mit ihm gemacht?«

Der Folterer breitete auf absurd entspannte Weise die Hände aus. »Was unsere Königin von uns verlangt hat. Sie wollte ein warnendes Beispiel geben.«

»Wofür denn? Dass sie eine

gemeingefährliche Irre ist? Das hat sie doch schon vor einer ganzen Weile klargestellt, indem sie sich fremde Königreiche unter den Nagel gerissen hat.«

Einige Wachen runzelten über meine Wortwahl die Stirn, aber niemand trat vor, um mir den Mund zu verbieten. »Sie wollte Euch lediglich ihre Macht zeigen«, sagte die Folterin. »Und Euch zu umsichtigem Vorgehen ermuntern.«

»Ich werde ihr bei ihren wahnsinnigen Plänen nicht helfen«, sagte ich. »Und das weiß sie auch, verdammt. Wo steckt sie überhaupt?«

»Beim Nachmittagstee«, sagte ein Soldat. »Wir sollen ihr Eure Antwort ausrichten.«

»Dann sagt ihr, dass sie mich am Arsch lecken kann.« Ich wandte mich wieder zu Dorian um und strich ihm sanft die Haare aus dem Gesicht. »Bleib bei mir«, sagte ich leise. »Das mit den Dryaden war schlimm genug. Du kannst mir so was doch nicht ständig antun.«

»Wenn Eure ›Antwort‹ derart ausfällt«, sagte

einer der Soldaten kühl, »dann sollen wir Euch zurück in Eure Zelle bringen.«

»Gut«, sagte ich, ohne einen von Varias Leuten anzusehen. »Was ist mit Dorian?«

»Er bleibt bei uns«, sagte die Folterin.

Ich riss den Kopf herum. »Was? Er braucht einen Heiler! Ihr habt ihn schon bis an den Rand gebracht. Er wird sterben, wenn ihr nicht aufhört.«

»Ich glaube, das ist der Sinn der Sache«, sagte der Folterer. Er zog eine Braue hoch.

»Was erwartet Ihr eigentlich? Dass Ihr Euch verweigern könnt und Ihre Majestät ihn daraufhin freilässt? Wenn Ihr wollt, dass er geheilt wird, dann kommt ihren Bitten entgegen. Eine andere Wahl bleibt Euch nicht.«

Von wegen – ich hatte sogar *diverse* Wahlmöglichkeiten. Einmal konnte ich so tun, als ob ich mich Varia beugen wollte, und uns hier rausbringen lassen. Schließlich war das ja keine ›Entscheidung‹, die ich sofort in die Tat umsetzen musste. Ich hatte die

Eisenkrone nicht dabei. Sie war weit weg in meinen eigenen Landen versteckt. Wenn ich behauptete, sie ihr geben zu wollen, dann blieb mir mehr als genug Zeit, mir über das weitere Vorgehen klar zu werden, bevor ich besagte Krone tatsächlich präsentieren musste.

In diesem Moment fing Dorian an zu husten. Nein, nicht zu husten. Zu keuchen. Als ob er nicht genug Luft bekam. Seine Augen gingen flatternd auf. Ein gehetzter, verzweifelter Ausdruck stand in ihnen, während er um Atem kämpfte.

»Dorian!«, rief ich und nahm ihn in die Arme.
»Dorian, atme! Entspann dich. Du schaffst das.«

Doch musste ich begreifen, dass er mich weder hörte noch sah. Er war gar nicht richtig da, war in diesen Schmerz eingeschlossen, der so viel Schaden angerichtet hatte, dass er Dorian nun wohl den Rest gab. Ich sah zu den Leuten, die im Raum versammelt waren, und konnte nicht fassen, dass sie da einfach nur

herumstanden.

»Ach«, bemerkte der Folterer. »Ich hatte mich schon gefragt, wann seine Lungen nicht mehr mitspielen würden.«

»Tut etwas!«, rief ich. »Helft ihm.«

Dorian erstarrte plötzlich, einen Ausdruck des Entsetzens im Gesicht. Ich teilte seine Gefühle, weil mir klar wurde, dass er nicht mehr atmete. Panik von einer neuen Qualität durchströmte mich, außerdem Frustration und eine schrecklich schmerzhaft Traurigkeit. Ich besaß eine Macht, die viele in die Knie zwingen konnte, eine Macht, um die ich weithin beneidet wurde. Wozu war sie gut, fragte ich mich wütend, wenn sie mir kein Stück dabei half, diejenigen zu beschützen, die mir wichtig waren?

»Wir tun gar nichts, bevor Ihr nicht Eure Entscheidung trifft«, erwiderte der Folterer.

Meine Entscheidung? Ja. Ich traf meine Entscheidung – und sie bestand nicht darin, Varia nachzugeben. Sie bestand nicht einmal darin, sie auszutricksen. Es war die

Entscheidung, die ich von Anfang an hatte treffen wollen.

Ich würde diesen Raum hochgehen lassen und Dorian hier rausschaffen.

Magie wallte in mir auf, die Macht von Wasser und Luft, die alles Leben umgab. Der Raum wurde stickig von Luftfeuchtigkeit, als die Luft anschwell und sich auflud, genauso wie bei meinem morgendlichen Treffen mit Varia. Nur ging ich diesmal weiter. Ozongeruch breitete sich aus, und von der elektrischen Ladung der Luft stellten sich meine Nackenhaare auf. Einige der Versammelten spürten, dass ich meine Magie zusammenzog. Alle anderen nahmen einfach nur die typischen Anzeichen eines Sturms wahr, der jeden Moment losbrach. Die Leute spannten sich an, Waffen wurden gezogen. *Viel Glück damit*, dachte ich.

Plötzlich explodierte die Luft und fetzte eine Wand des Raumes heraus. Steine und Schutt flogen in alle Richtungen, und ich besaß gerade noch Geistesgegenwart genug, um

mich vorzubeugen und Dorian mit meinem Körper zu schützen. Eventuelle eigene Verletzungen waren egal. Andere im Raum hatten keinen solchen Schutz.

Aber der Witz war, dass nicht ich diese Wand zum Einsturz gebracht hatte.

Aus einem nun sichtbaren Nebenraum kamen Kiyo und Rurik gelaufen, gleich dahinter der Rest unserer Soldaten zusammen mit ein paar Hemlockleuten. Und hinter denen wiederum kamen Jasmine und Pagiell – damit war klar, was mit der Wand passiert war. Die Eibensoldaten sprangen sofort vor, um sich der neuen Bedrohung entgegenzustellen, und achteten überhaupt nicht mehr auf mich.

»Alistir!« Ich schaffte es irgendwie, mich über dem Kampfeslärm vernehmbar zu machen.

Ich winkte Dorian's Soldaten herüber. Er nickte und erledigte rasch noch einen Eibensoldaten. Den anderen wich er aus und kam herbeigelaufen. Ich zeigte hektisch auf Dorian.

»Hilf ihm. Er atmet schon fast eine Minute nicht mehr.«

Alistir wurde blass. Rasch legte er seine Hände auf Dorian. Ich konnte seine Heilungsmagie nicht spüren, aber seiner Miene entnahm ich, dass er einen Kampf vor sich hatte. Ich hatte keine Zweifel, dass Alistir begabt war, aber in diesem Moment wünschte ich mir, wir hätten eine ausgewiesene Heilerin wie Shaya mitgenommen.

»Eugenie!« Kiyos Stimme zog mich von dem Heilungsdrama weg. Er boxte einen Eibensoldaten und warf mir einen ungläubigen Blick zu. »Was zum Teufel willst du noch hier? Raus mit dir! Du weißt, was du zu tun hast!«

Hin-und hergerissen warf ich einen ängstlichen Blick auf Dorian. Wie konnte ich ihn verlassen? Ich hatte keine Ahnung, was Alistir tat oder ob Dorian wieder atmete.

»Geh!«, rief Kiyo.

»Es gibt nichts, was Ihr tun könnt, Eure

Majestät«, sagte Alistir mit
zusammengebissenen Zähnen. »Geht.
Überlasst ihn mir.«

Er hatte recht, das war klar, und wieder erfüllte mich diese Frustration, das Gefühl, supermächtig und zugleich völlig machtlos zu sein. Hier konnte ich nichts tun, aber weiter oben konnte ich jede Menge unternehmen.

An der Tür, durch die ich gekommen war, wimmelte es von Kämpfenden, also eilte ich zu dem improvisierten Durchgang, den Pagiel in der Wand geschaffen hatte. Jemand kam angelaufen, und ich wappnete mich für einen Kampf, aber es war nur Jasmine.

»Ich komme mit«, sagte sie, bevor ich noch etwas sagen konnte. »Die haben das im Griff. Was willst du überhaupt hier? Solltest du nicht eine Revolution anführen?«

»Ich wurde abgelenkt«, murmelte ich.

Wieder zurück in den zweiten Stock zu kommen, war leichter, als ich gedacht hatte. Ein paar Wachen liefen an uns vorbei, aber sie wussten nur, dass im Keller gekämpft

wurde und sie dorthin sollten. Sie begriffen überhaupt nicht, dass sie gerade direkt an ihrer Gefangenen Nummer eins vorbeirannten. Die wenigen, die sich uns in den Weg stellten, wurden von unserer vereinten Magie beiseitegefegt und warfen einander um wie Kegel.

Im Trakt für die königlichen Gefangenen war die Anzahl der Wachen verringert worden, wahrscheinlich weil man sie nach unten beordert hatte. Die meisten magisch Begabten waren immer noch da und lieferten Jasmine und mir einen heftigen Kampf. Einen der ersten Soldaten, die ich erledigte, erkannte ich als denjenigen, der hier im Trakt das Sagen hatte.

»Schnapp dir seine Schlüssel und befreie die anderen«, sagte ich zu Jasmine. »Mit denen hier komme ich schon klar.«

Sie zögerte nicht, und ich sorgte für ein Spektakel, das alle Aufmerksamkeit auf mich zog. Die Magiebegabten, die hier noch auf Posten waren, umfassten die gesamte

Bandbreite der Kräfte. Manche warf ich mit Wind um, bevor sie überhaupt zuschlagen konnten. Einer schickte mir eine Flammenwoge entgegen und versengte dabei versehentlich einen seiner Kollegen. Als das Feuer auf mich zuraste, rief ich die umgebende Luftfeuchtigkeit zu mir. Die Luft um uns herum wurde knochentrocken; dafür materialisierte sich eine Wasserwand und löschte die Flammen. Ich ließ einen Windstoß folgen, um den Burschen daran zu hindern, das noch einmal zu machen.

Der enge Gang behinderte mich ein bisschen. Normalerweise hätte ich nonstop orkanartige Winde brausen lassen und meine Gegner so daran hindern können, auch nur aufrecht zu stehen. Das konnte ich jedoch nicht machen, ohne auch Jasmine in Mitleidenschaft zu ziehen. Genauso ungern wollte ich in diesem beengten Raum Blitze erzeugen. Ich hatte sie ziemlich gut im Griff, und sie gaben eine hervorragende Waffe ab – aber schiefgehen konnte immer etwas.

Auch hier musste ich an die Sicherheit Jasmines und der Gefangenen denken.

Also blieb ich bei Wind und Wasser, die wirkungsvoll waren, aber in diesen Raumverhältnissen Zeit kosteten, da diese Kräfte mit Sorgfalt benutzt werden wollten. Ich hatte alle bis auf einen Magiebegabten erledigt, als mich etwas Hartes, Großes und Massives in die Seite traf. Eine der Zellentüren war aus den Angeln gehoben und nach mir geworfen worden. Ich stolperte, ging zu Boden. Der zufriedene Gesichtsausdruck der Feinen, die auf mich zukam, ließ darauf schließen, dass sie das gewesen war. Sie musste eine Affinität zu Bäumen oder allgemein zu Holz haben. Luftmagie wäre mir aufgefallen und hätte mich vorgewarnt.

Ich kam wieder hoch und griff nach meiner Magie. Bevor ich etwas tun konnte, flog eine Art Netz aus blauem Licht herbei und wickelte die Frau ein wie in einen Kokon. Sie schrie schmerzerfüllt auf, als sich das Netz immer fester um sie zog. Es hüllte ihren Oberkörper

ein – und ihren Hals. Rasch verstummten ihre Schreie, als ihr die Luft abgeschnitten wurde. Sie fiel zu Boden, ob tot oder bewusstlos, konnte ich nicht sagen. Es erinnerte mich unangenehm an Dorian.

Als ich mich umsah, sah ich in einer Zellentür einen hochgewachsenen Mann mit schulterlangen schwarzen Haaren und einem Spitzbart stehen. Er machte eine kleine Handbewegung, und das Netz aus Licht verschwand. Er betrachtete sein Opfer einen Moment lang und schien zufrieden. Dann sah er auf und nickte mir anerkennend zu.

»Danke«, sagte ich.

»Ihr seid Eugenie?«

»Ja.«

»Dann stehe ich in Eurer Schuld«, sagte er ernst. »Ich bin Hadic, König des Hemlocklands.«

»Donnerwetter«, sagte ich. »Ich kenne ein paar Leute, die sich sehr freuen werden, Euch zu sehen.«

Bald kamen Jasmine und der Rest der

Monarchen auch noch dazu. Für ausführliche Vorstellungen fehlte die Zeit, aber mir wurde rasch klar, was Volusian mit den unterschiedlichen Verfassungen gemeint hatte. Hadic machte den Eindruck, sich Varia im Alleingang vorknöpfen zu können. Die meisten anderen wirkten benommen, als wären sie gerade erst aus einem Traum erwacht. Aber als sie ihre Umgebung musterten, bemerkte ich einen Funken Leben in ihren Augen, aus dem hoffentlich bald mehr wurde. Sie sahen alle schmal und verhärtet aus, was zweifelsohne von der kärglichen Gefängniskost herrührte und davon, dass sie so lange von ihren Landen getrennt gewesen waren.

»Kommt«, sagte ich, ohne abzuwarten, ob sie mir alle folgen würden. »Wir müssen Varia niederzwingen und dieser Plage ein für alle Mal ein Ende setzen.«

Ich hatte mir Kiyos Richtungsangaben eingeprägt und stellte fest, dass der Sturm nach unten dem Weg nach oben sehr ähnlich

war – mal blieben wir unbeachtet, dann wieder stellte man sich uns in den Weg. Geändert hatte sich allerdings, dass die Lage zunehmend chaotischer wurde. Wachen und Zivilisten waren allesamt in Panik. Ich schätze, wenn man unter der Herrschaft einer mächtigen Despotin wie Varia lebte, dann rechnete man nicht sonderlich damit, dass der Status quo infrage gestellt wurde.

Die Folterkammer befand sich im ersten Untergeschoss. Es verlockte sehr, nachzuschauen, wie die Lage dort war, aber ich hatte mich heute schon einmal vom Kurs abbringen lassen. Also lief ich weiter die Treppe hinab, bis hinunter zur vierten Ebene. Im Treppenhaus begegneten wir wenig Widerstand, aber kaum wandten wir uns in den Gang, der zu dem Raum mit den Geschenken führte, da kamen die Soldaten in Massen. Der Raum war, genau wie Kiyo es beschrieben hatte, mit einer Doppeltür verschlossen. Hadics Hände gleißten von blauem Licht.

»Ihr wisst, wie Ihr der Plage ein Ende bereiten könnt?«, fragte er.

»Ich denke schon.«

»Dann tut es. Wir wehren sie derweil ab.«

Anscheinend mischten inzwischen alle fünf Monarchen mit, was mich sehr erleichterte. Ich musste davon ausgehen, dass ihre Kräfte sich, selbst wenn sie ein wenig geschwächt waren, durchaus mit meinen oder Dorians vergleichen ließen. Wären wir zwei mit einer so großen Zahl von Soldaten klargekommen? Wahrscheinlich. Wir hätten ihnen jedenfalls ordentlich Probleme bereitet. Das sprach dafür, dass die fünf hier zurechtkamen.

»Der Raum liegt am Ende des Ganges«, sagte ich. »Kommt zu uns, wenn Ihr könnt.« Falls die Zauberformel nichts brachte, wollte ich es mit roher magischer Gewalt versuchen.

Jasmine und ich mussten uns an dem Pulk aus Wachen und Magiebegabten vorbeidrücken, aber zum Glück schafften die Monarchen es, uns Deckung zu geben. Als wir vor der Doppeltür ankamen, sahen wir uns

noch ein paar Wächtern gegenüber, aber die meisten Soldaten waren hinter uns in den Kampf verwickelt. Jasmine und ich erledigten die Handvoll mit links und versuchten, die Tür zu öffnen. Wenig überraschend war sie abgeschlossen. Anstatt die Wächter auf Schlüsselbunde abzusuchen, ließ ich die Tür einfach aufliegen. Das hatte nach dem Frust der letzten Tage etwas geradezu Therapeutisches.

Wir eilten nach drinnen und blieben stehen. Alles war genauso, wie Kiyo es beschrieben hatte. Ein weitläufiges Kellergewölbe mit hohen Decken. Zwei Haufen mit Gegenständen ragten vor uns auf, alles von Skulpturen über Schmuck bis hin zu Stoffballen. Die eine Sammlung war ziemlich klein, die andere unerträglich groß. Jeder dieser Gegenstände repräsentierte ein Königreich, das im Bann der Plage gehalten wurde, und jedes einzelne dieser Reiche litt ebenso sehr wie die meinen.

Jasmine stürzte auf die Geschenke zu, und

ihr war der Wunsch, sie zu zerstören, deutlich anzusehen. »Warte –«, rief ich.

Zu spät. Sie knallte heftig gegen eine der unsichtbaren Mauern, die den ganzen Kram schützten, prallte davon ab, stolperte rückwärts und schlug hin. Dann stand sie wieder auf und machte ein finsternes Gesicht. Ihre Wangen glühten.

»Der Schutzschirm, oder?«

»Ja.« Meine Fähigkeit, verschiedene Typen von Feinenmagie zu erspüren, war unzuverlässig, aber diese konnte ich spüren, auch wenn nichts zu sehen war. Der Schirm war stark – sehr stark. Ich fragte mich erneut, wie viele Leute dazu notwendig gewesen waren, ihn zu errichten.

Ich holte die Schriftrolle aus der Tasche und räusperte mich. »Wollen wir hoffen, dass die Formel das für uns erledigt.« Ich musste wieder die Augen zusammenkneifen, um die winzige Schrift lesen zu können, die für mich vor allem aus sinnlosen Silben einer uralten magischen Sprache bestand. Als ich fertig

war, sah ich zu den Geschenken. Nichts hatte sich geändert, besagten meine Sinne. Dieser mächtige Schutzschild war immer noch da.

»Mist«, sagte ich.

»Vielleicht war deine Aussprache nicht richtig.«

»Wäre möglich«, sagte ich skeptisch. Die Formel wurde ziemlich genau so ausgesprochen wie geschrieben, und Volusian hatte sie sich in meiner Zelle mehrmals vorlesen lassen und mich nötigenfalls berichtigt.

»Es liegt daran, dass Ihr nicht im Eibenland geboren seid«, sagte eine Stimme hinter mir.

Ich wirbelte herum und griff instinktiv nach der einzigen Waffe, die ich hatte – nach dem schrottigen Zauberstab. Varia stand in der Tür. Sie trug zur Abwechslung mal ein praktisches Kleid und betrachtete uns mit diesem nervtötenden herablassenden Gesichtsausdruck, den sie so hervorragend beherrschte. Und ich fasste es nicht, zu ihren Füßen standen diese lächerlichen Hunde,

komplett mit Schleifchen, und kläfften uns an.

»Der Spion, der Euch diese Formel beschafft hat, hat exzellente Arbeit geleistet. Ich weiß nicht, ob ich beeindruckt oder verärgert sein soll. Sie stimmt Wort für Wort überein, bis in die kleinste Einzelheit. Nur leider hat er oder sie nicht herausfinden können, dass sie von jemandem ausgesprochen werden muss, der über beachtliche Magie verfügt – von jemandem aus dem Eibenland. Ihr glaubt doch nicht im Ernst, dass ich all diese Strapazen auf mich genommen habe und dann einfach jemand anspaziert kommen und mit einem kleinen Spruchaufsagen alles zunichtemachen kann? Alles, was Ihr hier seht, alles, was mit dem Winterzauber zu tun hat, ist das Ergebnis der Vorbereitung von *Jahren*.«

»Scheiße«, sagte ich, da mir eine Steigerung meines Fluchens dringend angeraten schien.

Jetzt konnte ich nur noch darauf hoffen, dass wir uns einfach zusammen mit den

Monarchen einen Weg durch den Schild sprengen konnten. Einmal das, und dann konnte ich natürlich auch noch Varia erledigen, solange ich bloß die Zeit totsclug. Sie würde ja definitiv nicht untätig danebenstehen, während wir anderen versuchten, die Geschenke zu vernichten. Außerdem war ich nach allem, was sie mir angetan hatte, ohnehin ziemlich –

Plötzlich gerieten meine Gedanken durcheinander, und mich erfasste ein Schwindelgefühl. Ich schüttelte den Kopf, um ihn wieder klarzukriegen, und stellte mich gerade hin. Wahrscheinlich zu viel Anstrengung für einen Tag. Ich konzentrierte mich wieder auf Varia, die mich mit einem amüsierten Kräuseln der Mundwinkel betrachtete. Neben mir schrie Jasmine überrascht auf und brach in die Knie. Sie krallte die Hände um den Kopf und wimmerte, als wäre sie gerade irgendeinem schrecklichen Lärm ausgesetzt.

Was mich betraf, so kam wieder diese

Desorientiertheit und brachte mein Balancegefühl durcheinander. Fast hätte ich mich zu Jasmine auf dem Fußboden gesellt, aber ich schaffte es gerade noch, auf den Beinen zu bleiben. Ohne jede Eleganz allerdings, eher wie eine betrunkene Balletttänzerin. Da Varia mein ganzes Publikum darstellte, war mir das aber ziemlich egal.

»Was ... tut Ihr da?«, fragte ich mit gefletschten Zähnen und kämpfte darum, die Kontrolle zu behalten.

»Was eben meiner Natur entspricht«, entgegnete Varia. »Nun kommt. Habt Ihr gedacht, ich besäße keine eigenen Kräfte? Dass ich nur das Handeln anderer in meinem Sinne orchestriere?«

Ehrlich gesagt hatte ich darüber gar nicht groß nachgedacht. Wir hatten viel über die komplexen Gruppenzauber geredet, die im Eibenland gewirkt wurden. Die Tatsache, dass Varia Herrscherin über ein Königreich war, setzte voraus, dass sie über beachtliche

magische Kräfte verfügte, aber die Einzelheiten waren angesichts der größeren Bedrohung der Plage unwichtig gewesen. Nun, als ein durchdringendes Summen meine Ohren erfüllte, wurde mir klar, dass Varia anscheinend über die Fähigkeit verfügte, auf den Gleichgewichtssinn und die neurologischen Funktionen anderer einzuwirken. Weniger wissenschaftlich, sondern eher auf Feinenart ausgedrückt: Sie konnte einem ›den Kopf durcheinanderbringen‹.

Es war verblüffend und frustrierend zugleich, wie sehr einen das einschränkte. Eigentlich genauso frustrierend wie meine Unfähigkeit, zu heilen. Feinenmagie drückte sich auf vielfältige Weise aus, und meine manifestierte sich vor allem physisch. Hätte Varia angefangen, Feuerkugeln nach mir zu werfen, dann hätte ich darauf mit greifbaren Elementen reagieren können. Auf einen solchen Angriff jedoch, der unsichtbar und praktisch von psychischer Natur war, konnte

ich schlecht einen Blitz loslassen. Ich konnte auf sie einen Blitz loslassen, aber dazu musste ich erst diese Hirnschmelze zurückdrängen – und das war im Moment doch verflixt schwierig. Ich konnte eigentlich nur darauf hoffen, dass die anderen Monarchen es hier hereinschafften, bevor Varia uns umgebracht hatte. Eine solche Kontrolle konnte sie doch wohl nicht über eine ganze Anzahl von Leuten zugleich ausüben, und irgendjemand war ja vielleicht auch widerstandsfähiger als –

Ich schnappte nach Luft, als mir eine Erleuchtung kam. Dann nahm ich all meine Kraft zusammen, bemühte mich, Varias mentale Attacke so gut es ging zu ignorieren, und streckte meinen selbst gebauten Zauberstab vor. Es gelang mir, Volusians Rufworte zu intonieren, aber ich hatte keine Ahnung, ob ich ihn in meinem angeschlagenen Zustand wirklich holen konnte. Wundersamerweise materialisierte er sich.

»Volusian!«, rief ich. »Hilf uns!«

Volusian reagierte nicht sofort. Tatsächlich sah er mich nicht einmal an. Obwohl sein Umriss waberte und flirrte, brannten seine roten Augen hell und gleichmäßig, als er seinen Blick auf Varia richtete.

»Varia, Tochter der Ganene«, sagte er beinahe höflich. »Ihr seht Eurer Mutter sehr ähnlich.«

Varia runzelte die Stirn, und die Magie, mit der sie auf mich einwirkte, ließ ein winziges bisschen nach. Anscheinend konnte sie sich wirklich nur auf eine gewisse Anzahl von Leuten zugleich konzentrieren, was auf den Moment hoffen ließ, wenn meine Verstärkung eintraf. Was hoffentlich nicht mehr lange dauerte.

»Wer bist du?«, wollte Varia wissen. »Was bist du? Du hast etwas an dir ... das vertraut und unvertraut zugleich ist.«

»Es sollte Euch vertraut sein, denn ich trage noch immer das Brandmal der Magie Eurer Mutter und Eurer Großmutter.«

Ihr Blick huschte zu mir, als ob sie sich noch einmal ins Gedächtnis rief, mit welchen Worten ich ihn gerufen hatte. »Volusian? Doch ganz sicher nicht ... nicht *der* Volusian. Er ist vor langer Zeit gestorben.«

»Gestorben und doch nicht tot«, sagte er. »Den Bedingungen des Fluchs entsprechend.«

Ich fand seine Lebensgeschichte zwar durchaus faszinierend, aber dafür fehlte uns die Zeit. »Volusian, Schluss mit dem Plauderstündchen! Unternimm etwas und hilf uns!«

»Gern, Herrin.«

Volusian machte Anstalten, anzugreifen, aber er kam nicht weit. »Nein!«, kreischte Varia, und von ihrem mentalen Angriff gegen mich war nichts mehr zu spüren. Stattdessen spürte ich, wie unsichtbare Kraftwellen durch die Luft flossen und die Bande zu zerreißen drohten, die Volusian und mich zusammenhielten. Seine Gestalt flackerte, und ich konnte kaum glauben, was geschah.

»Das kann nicht sein«, hauchte ich. »Sie versucht, ihn zu verbannen.« Da ich ihn alleine *nie* hätte verbannen können, dachte ich zunächst, dass Varia eine viel mächtigere Herrscherin sein musste als vermutet. Dann dachte ich über das Gespräch nach, das ich gerade mit angehört hatte, und kam zu einem anderen Schluss. Wenn sie von ihrer Abstammung her mit Volusians Fluch verbunden war, dann besaß sie dadurch vielleicht auch die Fähigkeit, diesen Fluch zu zerschmettern und Volusian aus dieser Welt zu verbannen. Volusian konnte höllisch nerven, aber ich durfte es nicht riskieren, einen solchen Verbündeten zu verlieren – zumal nicht gerade jetzt. Wieder im Vollbesitz meiner Kräfte schleuderte ich Varia mit einem Windstoß gegen die Wand. Durch den Aufprall löste sich ihr Griff um Volusian, und meine Bande zu ihm erstarkten wieder.

»Ich tue Euch einen Gefallen!«, fauchte sie. »Mit einem Schwarzmagier wie ihm wollt Ihr nichts zu tun haben! Er ist böse und

heimtückisch!«

»Dafür könnt Ihr Euch bei Eurer Mutter und Eurer Großmutter bedanken«, erwiderte Volusian kühl. »Ich wäre der treueste aller Diener gewesen, wenn sie mich nicht betrogen hätten. Hätte ich es damals vermocht, ich hätte sie dafür bezahlen lassen. Stattdessen musste ich all diese Jahrhunderte warten, bis ich an jemanden gebunden wurde, der stark genug war, mich zurück in dieses elende Land zu bringen. Ich hätte meine Rache lieber an Ganene und Onya vollzogen als an Euch, aber ich habe längst gelernt, mich mit dem zufriedenzugeben, was ich habe.«

Ich war mir sicher, dass Volusian sie mit bloßen Händen zerreißen würde, weil er mir unzählige Male selbst damit gedroht hatte. Ich fragte mich, ob ich ihn daran hindern sollte. Aber er tat gar nichts, sondern sah mich an.

»Der Preis, den ich für meine Anwesenheit hier zu zahlen habe, Herrin, ist freilich, Euch weiterhin zu Diensten zu sein. Ihr habt mich

gebeten, Euch auf irgendeine Weise zu helfen. Wie ich sehe, hält der Zauber über den Talismanen noch immer.«

»Die Formel hat nicht gewirkt«, sagte ich.
»Sie muss von jemanden aus dem Eibenland intoniert –«

Volusian stimmte sie bereits an. Ich war mir gar nicht bewusst gewesen, dass er sie sich in meiner Zelle eingepägt hatte, aber er kannte sie Wort für Wort auswendig. Magie strahlte von ihm ab, während er sprach. Varia stieß einen erstickten Schrei aus und schob sich gegen den Wind vorwärts, mit dem ich sie immer noch an ihrem Platz hielt. Mit mehr Kraft, als ich ihr zugetraut hatte, schickte sie Jasmine und mir eine weitere Welle der Desorientierung entgegen. Wieder verloren wir unser Gleichgewicht, und meine Magie entglitt mir. Varia verschwendete keine Zeit, als sie freikam. Sobald sie nicht mehr gegen meine Elemente kämpfen musste, richtete sie ihre gesamte Kraft auf die Verbannung von Volusian. Dazu musste sie Jasmine und mich

wieder in Ruhe lassen, wobei sie wahrscheinlich darauf baute, dass ihre letzte Attacke uns lange genug handlungsunfähig machte, damit sie ihre Aktion abschließen konnte.

Damit lag sie richtig, denn ich brauchte mehrere Sekunden, um wieder aufzustehen und einen klaren Kopf zu bekommen. Währenddessen geschahen mehrere Dinge gleichzeitig. Volusian brachte seine Zauberformel zu Ende, und es gab zwar keinen sichtbaren Hinweis darauf, aber ich spürte, wie die Kraft, die schützend über den Geschenken gelegen hatte, nachließ. Vielleicht blieb noch ein gewisser Rückstand des Schutzzaubers übrig, aber damit ließ sich fertig werden. Das andere, was passierte, war ...

Varia verbannte Volusian.

»Hinfort mit dir, elender Verräter!«, rief sie. Ich spürte, wie ihre Magie anschwell, und die Bande, die Volusian und mich zusammenhielten, lösten sich auf. »Geh in die

Unterwelt und kehre niemals zurück.«

»Wir werden uns dort bald wiedersehen«, sagte Volusian ungerührt, als er zu verblassen begann. Sein Blick wandte sich mir zu. »Ich habe Euch gedient, wie es meine Pflicht war. Nun helft mir. Vernichtet sie ...«

Mehr sagte er nicht, weil er sich in einen Funkenregen auflöste, der rasch verglühte. Volusian war für immer aus dieser Welt gegangen.

Varia hatte die Verbannung kaum beendet, da schoss sie erneut eine mentale Druckwelle auf Jasmine und mich ab, eine noch stärkere als vorher. Ich schrie auf, als sich dieser Summton zu einem Kreischen steigerte. Es fühlte sich an, als würden mir die Trommelfelle platzen. Und doch konnte ich laut und deutlich Varias Stimme hören.

»Glaubt Ihr im Ernst, Ihr hättet irgendetwas erreicht? Nur weil Euer Hilfsgeist den Schutzschirm entfernt hat? Sobald ich mein Konklave zusammengerufen habe, können wir ihn im Nu wieder errichten. Es hat sich nichts

geändert. Alle diese Gegenstände – und Eure Reiche – stehen noch immer im Bann des Winterzaubers.« Sie machte drohend ein paar Schritte auf uns zu. »Nicht dass Euch das noch lange kümmern wird. Wisset dies, bevor ich das Blut in Eurem Kopf zur Explosion bringe: Eure Lande werden schrecklich büßen für diesen Affront. Es spielt keine Rolle, wer sie nach Eurem Tod erringt. Ich werde diese Lande jedes Lebens berauben, sie werden frieren und leiden wie kein anderes – ah!«

Das Summen und Kreischen in meinen Ohren brach ab, als eines der Geschenke angeflogen kam und Varia am Kopf traf. Und wenn ich sage ›traf‹, dann meine ich damit, dass es sie *fällte*. Ein Knacksen war zu hören, und sie brach zusammen. Ihre Augen starrten blicklos. Ihre Hunde, die unablässig gekläfft hatten, verstummten vor Verblüffung.

Ich hörte, wie jemand scharf Luft holte. Es war Jasmine, die versuchte, die Folgen der Desorientierung abzuschütteln. Blut lief ihr aus

den Ohren, aber ansonsten schien sie keine weiteren Schäden davongetragen zu haben. Ich ergriff ihre Hand und half ihr auf. Sobald wir wieder standen, sah ich nach hinten zu Varias reglosem Körper und bekam einen guten Blick auf das, was sie getroffen hatte. Es war die Marmorbüste von Dorian, das Geschenk des Eichenlands.

Ein Beben durchlief den Raum, und ich sah rasch zur Decke nach oben, weil ich Angst hatte, dass irgendein Erdstoß das ganze Gebäude zum Einsturz brachte. Vier Stockwerke unter der Erde war kein guter Aufenthaltsort während seismischer Ereignisse. Nach wenigen Sekunden war das Beben wieder vorbei.

»Das ist nur das Land, das auf ihren Tod reagiert«, sagte eine angenehme Stimme. »Es ist jetzt herrenlos und sucht nach einem neuen Herrn oder einer neuen Herrin. Du könntest es deinem Imperium einverleiben, wenn du wolltest.«

»Dorian?«, fragte ich ungläubig.

Und da lehnte er tatsächlich im Türrahmen und machte den Eindruck, dass nur der ihn aufrechterhielt. Er sah wirklich nicht viel besser aus als vorhin, nachdem wir ihn den Händen der Folterer entrissen hatten. Mit dem Unterschied natürlich, dass er jetzt atmete und bei Bewusstsein war. Ansonsten sah er immer noch kaputt aus und sterbenskrank.

Er sah auf Varia hinab. »Das war doch recht tölpelhaft von mir, sie so hart zu treffen, will ich meinen. Und überhaupt eine sehr rüde Vorgehensweise. Mir blieb nicht viel Zeit zum Überlegen, ich musste mich schleunigst entscheiden, wie ich sie am besten daran hinderte, meinen beiden liebsten Schwestern etwas anzutun.« Auf einmal machte er ein sehr erfreutes Gesicht. »Das ist mir jedoch gelungen, ohne diesen beiden Hündchen ein Haar zu krümmen. Überaus rücksichtsvoll von mir. Niemand soll sagen, ich wäre kein Tierfreund – von diesem verflixten Kitsune einmal abgesehen.«

»Dorian!« Mehr brachte ich nicht heraus. Da

ich wieder sicher stand, lief ich zu ihm und warf meine Arme um ihn. Er erwiderte die Umarmung, so gut er konnte, während er sich gleichzeitig weiterhin an dem Türrahmen abstützte.

»Donnerwetter, Eugenie. Wieder einmal habe ich fast den Eindruck, dass du dich freust, mich zu sehen. Du hast doch gewiss nicht von mir erwartet, dass ich dich wieder einmal die Heldin sein lasse, oder? Du hast mich schon viel zu oft gerettet. Ich musste da dringend etwas aufholen.«

Ich war dermaßen froh, dass er noch lebte und einigermaßen beieinander war, dass ich immer noch Mühe hatte, etwas Zusammenhängendes zu sagen. Vorsichtig entzog ich mich ihm. »Ich habe keine Ahnung, was ich machen soll«, lachte ich. »Ich hab das Gefühl, ich muss entweder weinen oder dir eine knallen.«

Er verzog das Gesicht. »Weder noch, bitte. Wenn du möchtest, schlage ich dir noch einige akzeptablere Alternativen für später

vor. Aber zunächst einmal ... müssen wir uns um eine Plage kümmern, meine ich.«

Er streckte die Hand aus, und die Marmorbüste kam zu ihm geschwebt, angezogen durch seine Macht über Stein und Erde. Er hielt die Büste in den Händen und betrachtete sein Abbild voller Bewunderung. »Was für eine frappierende Ähnlichkeit, nicht wahr?«

Und damit schleuderte er die Büste zu Boden. Sie zerbarst in hundert Stücke. Am anderen Ende der Anderswelt erwachte das Eichenland.

KAPITEL 23

Quasi im Handumdrehen war das Eibenland nicht mehr herrenlos. Ausgerechnet die magisch Begabten, die mitverantwortlich für die Plage waren, sausten sofort los und rissen sich ein Stück von Varias ehemaligem Reich unter den Nagel. Am Ende bildeten sich aus dem alten Eibenland drei neue, kleinere Reiche aus. Ich hatte schon davon gehört, dass so etwas möglich war, aber es noch nie mit eigenen Augen gesehen. Die drei Reiche formten sich nach dem Wesen ihrer neuen Herrscher und wurden das Korkland, das Pappelland und das Hickoryland. Ein Eibenland gab es nicht mehr.

Trotz ihrer Beteiligung an Varias Intrigen beeilten sich die neuen Monarchen – zwei Königinnen und ein König –, uns ihren Wunsch nach Frieden und Freundschaft auszudrücken. Diese Angebote waren, im

Gegensatz zu Varias ›freundschaftlichen‹ Vorschlägen, rechtmäßig. Die neuen Monarchen hatten alle Hände voll damit zu tun, ihre Macht zu konsolidieren und ihre Herrschaft zu sichern. Allianzen waren mit Abstand förderlicher als Eroberungen.

Die neuen Monarchen hätten uns bereitwillig eine Zeit lang ihre Gastfreundschaft gewährt, aber wir wollten alle schnellstmöglich in unsere jeweiligen Lande, um dort mit dem Heilen anzufangen. Wir schlugen sämtliche Einladungen aus und versprachen, demnächst Botschafter zu entsenden, die Friedens- und Handelsverträge aushandeln würden. Da es eine Weile dauern würde, bis in meinen Reichen die ersten Ernten eingefahren werden konnten, war dieses Vorgehen letztlich sehr vernünftig.

Vor unserer Abreise hatte ich jedoch noch ein sehr interessantes Gespräch mit Magia, der frisch gekrönten Hickorykönigin. Da sie im Eibenland geboren und aufgewachsen war, wusste sie bestens über dessen

Geschichte und Legenden Bescheid.

»Selbstverständlich bin ich über Volusian, den Töter der Seelen im Bilde«, erklärte sie.

Dorian war ebenfalls mit dabei, als wir in einem Wirtshaus saßen, das sie zu ihrer vorläufigen Zentrale gemacht hatte, bis der Bau ihrer Burg abgeschlossen war. Ich wechselte einen überraschten Blick mit ihm.

»Töter der Seelen?«, fragte ich.

»Definitiv ein beeindruckender Titel«, überlegte Dorian. »Vielleicht nenne ich mich ab jetzt auch so.« Er sah müde aus, war aber erstaunlich schnell wieder gesund geworden – dank Alistir und eines Heilers, den uns Hadic vom Hemlockland ausgeliehen hatte.

»Ich gebe zu«, fügte Magia hinzu, »dass ich das meiste für eine Legende gehalten habe. Den Geschichten zufolge zählte Volusian zu Onyas treuesten Ratgebern.«

»Onya?« Einen Moment später fiel mir das Portrait im Thronsaal wieder ein, auf dem eine Königin dieses Namens mit ihren beiden Töchtern dargestellt war.

Magia nickte. »Onya die Prächtige. Ganenes Mutter. Varias Großmutter. Eine der mächtigsten Herrscherinnen des Eibenlands. Ihre ganze Familie besaß enorme Kräfte. So gelang es ihnen, das Land über Generationen im Besitz der Familie zu halten.«

»Bemerkenswert«, stimmte Dorian zu. Ich wusste längst, dass die Abstammung keinerlei Auswirkungen darauf hatte, wer die Königreiche der Anderswelt regierte, sondern die magischen Kräfte. Die Monarchen sahen es natürlich gern, wenn ihre Kinder den Thron übernahmen, aber oft waren diese Abkömmlinge nicht stark genug, um das Land für sich zu beanspruchen.

»Onya hatte eine jüngere Tochter, Nissa die Holde.« Mir fiel das schöne Mädchen auf dem Gemälde wieder ein, und ich fragte mich, ob diese Verwendung von Beinamen ein eibenländischer Brauch war oder einfach nur ein Produkt jener Zeit. Ich fragte mich außerdem, ob die Geschichtsschreibung mich als Eugenie die Knallharte in Erinnerung

behalten würde. »Nissa besaß nicht annähernd die Kraft ihrer Schwester und ihrer Mutter, aber sie war schön und freundlich und wurde von vielen geliebt – auch von Volusian.«

Ich starrte Magia ungläubig an. »Volusian – verliebt?« Ich glaube, das war schwerer zu glauben als sämtliche verrückten Zaubertaten, die ich in der Anderswelt miterlebt hatte.

»Damals lebte er noch«, erinnerte mich Dorian. »Da war er noch keine untote Kreatur, die dazu gezwungen war, die Welten zu durchwandern und niemals Frieden zu finden. Ich denke mir, das könnte einen durchaus verändern.«

»Nissa hat seine Liebe erwidert, obwohl er gesellschaftlich unter ihr stand«, fuhr Magia fort. »Onya gefiel das wenig, aber sie schätzte ihn sehr und brauchte seine Kräfte dringend in einem Krieg, den sie gerade gegen ein benachbartes Reich führte. Sie dachte sich gemeinsam mit Ganene eine List aus und redete dem Liebespaar ein, dass sie

nach dem Krieg würden heiraten können, nachdem Volusian Onyas Streitkräfte zum Sieg geführt hatte. Aber das war gelogen, und als er fort war, zwangen Ganene und Onya die holde Nissa, einen König zu heiraten, dessen Allianz sie sich damit sichern wollten. Kurz nach der Hochzeit nahm Nissa sich das Leben.«

Ich war inzwischen total gefesselt und hatte fast vergessen, dass Volusian – *mein* Volusian – der Held dieser Geschichte war. Sie ähnelte immer mehr einer Tragödie von shakespeareschen Ausmaßen.

»Volusian kehrte zurück und musste nicht nur erfahren, dass seine Braut einem anderen Mann gegeben worden, sondern auch, dass sie tot war. Sein Zorn war so groß, dass er sich den schwarzen Künsten zuwandte und schließlich Onyas Feinde unterstützte. Sie brachten Schrecken und Verwüstung nie gekannten Ausmaßes über das Eibenland.«

In Anbetracht der Plage bezweifelte ich das. Aber natürlich konnte Volusian sich den Titel

des ›Töters der Seelen‹ nicht nur durch einige ausgewiesene Abscheulichkeiten verdient haben.

Magias Gesicht wurde nachdenklich. »Es gilt als gesichert, dass das Eibenland damals kurz vor seiner totalen Zerstörung stand, aber Onya und Ganene gelang es schließlich, Volusian eine Falle zu stellen und ihn gefangen zu nehmen. Sie entschieden, dass eine schlichte Hinrichtung nicht Strafe genug wäre für das, was er getan hatte, also wurde er getötet und zu dem Dasein verflucht, in dem Ihr ihn gefunden habt. Ohne seine Unterstützung zogen sich die Feinde des Eibenlands zurück und boten Frieden an.«

»Tja«, sagte ich immer noch ziemlich beeindruckt, »das erklärt auf jeden Fall, warum er das Eibenland und Varia dermaßen gehasst hat. Ich kann nicht behaupten, dass ich gut finde, was er getan hat, aber das Ende jetzt ist schon ein bisschen traurig, denn nun hat ihn Onyas Linie doch besiegt.«

»Das wäre mir neu«, sagte Dorian. »Varia

wurde vom Schicksal ereilt. Das wird ihm in der Unterwelt gewiss einigen Frieden geben.« Er seufzte. »Wahrlich eine wenig elegante Methode, jemanden zu töten. Das passiert, wenn man in der Hitze der Leidenschaft handelt.«

Es war vielleicht nicht gerade elegant gewesen, aber es hatte mir definitiv das Leben gerettet. Wer weiß, wie lange es gedauert hätte, bis er und die anderen Varia auf andere Weise besiegt hätten, und ob Varia unsere Köpfe nicht vorher wirklich zum Explodieren gebracht hätte. Ich war heilfroh, am Leben zu sein; da war mir ein bisschen Primitivität auf Dorians Seite völlig egal.

In mancher Hinsicht kam mir die Heimreise länger vor als die Hinreise. Die Bedingungen waren deutlich besser, weshalb wir eigentlich sogar schneller vorankamen –, aber wir waren eben alle total ungeduldig und wollten sehen, inwieweit sich unsere Königreiche erholt hatten. Tatsächlich erwies sich der Weg durch die betroffenen Lande sogar als

ziemlich motivierend. Die meisten waren inzwischen zu ihren eigentlichen Temperaturen zurückgekehrt, was die Schneeschmelze erleichterte. Das zog natürlich andere Probleme hinter sich her. Überall kam es zu Verschlammungen und Überschwemmungen, und die Ernährungslage ließ sich auch nicht über Nacht bessern. Als wir durchs Palmenland kamen, betrachtete ich die riesigen Bäume mit Bedauern. Nur weil die Plage vorbei war, fingen sie nicht plötzlich wieder an zu leben.

»Die werden so schnell nicht nachwachsen«, sagte ich traurig.

»Aber schneller, als du denkst«, sagte Kiyo.
»Vergiss nicht, wo du gerade bist.«

Ungefähr am achten Tag unserer Reise brachte uns die Straße ins Vogelbeerland zurück. Das Land sang zu mir; seine Energie wallte mir so deutlich wahrnehmbar entgegen, dass ich mein Pferd anhielt. Ich keuchte auf, überwältigt von der Wucht, mit der diese Lebendigkeit in mich hineinströmte. Ich ließ

mich aus dem Sattel gleiten und fiel auf die Knie. Mitten in den Matsch, in den ich meine Finger grub. Verzückt schloss ich die Augen und genoss den Willkommensgruß des Landes.

Ich sog die Luft in mich hinein, die wieder zu ihrer typischen milden Temperatur zurückgekehrt war. Sie roch überwältigend nach Wasser und Erde, aber während mir eine leichte Brise das Haar zerzauste, spürte ich auch noch etwas anderes ... das Versprechen von Wachstum und neuem Leben. Als ich die Augen öffnete, sah ich kaum mehr als eine dunkle, schlammige Landschaft, aber ich spürte, dass die Pflanzen und Bäume dicht davor standen, sich wieder bemerkbar zu machen. Kiyo hatte recht. Ich durfte nicht vergessen, in welcher Welt ich gerade war.

Ich stand auf und stellte fest, dass meine Gefährten mich nachsichtig anschauten. Dorians Miene war sogar wehmütig; bestimmt sehnte er sich gerade nach seinem

Land. »Es erholt sich«, sagte ich. »Langsam, aber stetig.«

»Was möchtet Ihr tun?«, fragte Rurik. »Querfeldein reiten oder der Straße folgen?«

Ich wusste, warum er fragte. Durch die bizarre Geografie der Anderswelt würden wir länger zu meiner Burg brauchen, wenn wir ins Vogelbeerland abbogen. Die Straße wäre kürzer, würde aber im Zickzack durch andere Königreiche führen. Ich muss zugeben, dass ich mich am liebsten einfach in diesem Land verloren hätte, aber ich entschied mich für die praktischere Variante.

»Wir bleiben auf der Straße. Ich möchte das Dornenland sehen, wenn ich kann.«

Es war früher Abend, und wir würden bald unser Lager aufschlagen müssen, obwohl es uns alle weiterdrängte. Wir ritten weiter, solange das Tageslicht es zuließ, und kampierten schließlich, sehr zu Dorians Freude, gleich hinter der Grenze im Eichenland. Auch für ihn war es keine ideale Stelle, um von dort aus weiter zu seiner Burg

zu reiten, darum war er zufrieden, dort mit uns zu übernachten.

Ehrlich gesagt glaube ich, es reichte ihm, einfach wieder in der Heimat zu sein. Ich hatte noch nie erlebt, dass er von irgendetwas so verzückt gewesen war. Normalerweise achtete er immer sehr auf die Leute in seiner Umgebung und bekam alles mit, was sie vielleicht ausheckten. Nun hatte er nur Augen für das Land. Er ging umher, untersuchte die Erde und berührte die Bäume. Wenn er weiterging, sah ich Triebe und Knospen an den Bäumen. Wir hatten uns angewöhnt, vorm Einschlafen in der Nähe des Feuers noch kurz miteinander zu reden, aber an diesem Abend ließ ich ihn allein.

Als ich meine Schlafdecke ausrollte, setzte sich Kiyo neben mich. »Wahrscheinlich gehe ich dann morgen. Das Weidenland kann nicht mehr weit sein.«

»Ich bin ziemlich überrascht, dass du jetzt, wo wir die Plage hinter uns haben, keinen Versuch mehr gemacht hast, mich zu töten«,

bemerkte ich leichthin.

Er seufzte. »Das kannst du dir doch selber denken, Eugenie. Du bist nicht mehr das Problem.«

»Meine Kinder aber auch nicht.«

Das Ende der Plage hatte mich hoffen lassen, dass ich Isaac und Ivy vielleicht bald wiedersehen konnte. Es war fast ein Monat vergangen, was bei Kindern in ihrem Alter eine enorme Zeit darstellte. Da konnte sich vieles tun, und ich wollte nicht noch mehr verpassen. Nachdem Kiyō und ich im Eibenland ganz gut zusammengearbeitet hatten, war ich davon ausgegangen, dass sich damit auch unser Verhältnis irgendwie gebessert hatte. Ich hatte ihm zwar nicht verziehen, aber doch den Eindruck gehabt, wir könnten einen einigermaßen zivilen Umgang miteinander erreichen. Anscheinend doch nicht.

»Gibt es denn gar nichts, was dich umstimmen könnte?«, fragte Kiyō. »Was dich von der Gefahr überzeugen könnte, die er

darstellt?«

»Gibt es denn irgendwas, das *dich* davon überzeugen könnte, dass dein Sohn ein Wesen ist, das ein Recht auf Leben hat, und nicht irgendeine Schachfigur des Schicksals?«

Er machte ein finsternes Gesicht und wich meinem Blick aus. »Wir werden nicht aufhören, nach ihnen zu suchen, das weißt du.«

»Da könnt ihr ewig suchen.«

Kiyo sagte nichts mehr und suchte sich einen anderen Platz. Ich musste wieder daran denken, was Jasmine und Keeli mir vorgeschlagen hatten, als Kiyo im Bann der Dryaden gewesen war. Ihn sterben zu lassen, hätte wirklich alles einfacher gemacht. Er war Maiwenns wichtigster Kontakt in die Menschenwelt. Ohne ihn würde sie mit ihrer Suche nicht weit kommen.

Am nächsten Tag trennte er sich von unserer Gruppe und huschte in seiner Fuchsgestalt durch den Schlamm und die Pfützen des

Weidenlands davon. Im Moment ähnelten sich die betroffenen Königreiche alle sehr, aber bald würden ihre wahren Naturen wieder zum Vorschein kommen.

Wenig später verabschiedeten Dorian und ich uns im Dornenland voneinander. Obwohl das Lied des Landes in mir brannte, verließ ich ihn nur ungern. Ihm schien es ähnlich zu gehen, auch wenn sich das bei seinem Pokerface und seinen Schmeicheleien schwer sagen ließ.

»Nun denn, da wären wir«, verkündete er. Alistir und Pagiel waren an seiner Seite. »Es ist wohl an der Zeit, dass ich meinen Untertanen aus der Patsche helfe. Ich danke dir wie immer für die wunderbare Zeit. Du richtest doch noch immer die besten Soireen aus.«

Ich schmunzelte. »Ich gebe mir Mühe.«

»Und ich werde dich besuchen, sobald ich kann.«

Das kam überraschend. »Ich dachte, du würdest dein Land für eine Weile nicht

verlassen wollen.«

»Ach, das möchte ich auch nicht, aber du und ich, wir haben noch einiges zu besprechen. Und da du doppelt so viel Arbeit haben wirst wie ich, ist es doch einfacher, wenn ich zu dir komme.« Ich fing seinen Blick auf und fragte mich, was er eigentlich genau besprechen wollte. Ein naheliegendes Thema waren Maiwenn und die Zwillinge, aber ich hatte den Eindruck, dass es um mehr als das ging.

Pagiel und Jasmine verabschiedeten sich ebenso förmlich voneinander, aber mir entging nicht, wie sehnsüchtig sie einander ansahen. Hach ja, junge Liebe. So viel einfacher als die Liebe der Erwachsenen.

Aber dann war ich dabei, als Shaya und Rurik einander wiedersahen, und musste zugeben, dass es ein ziemlich anrührendes Beispiel für die Liebe der Erwachsenen war. Es hatte totale Kinotauglichkeit, inklusive dem Einander-in-die-Arme-Laufen. Ich versuchte, nicht hinzuschauen, aber das war gar nicht so einfach. Ich bekam sogar ein bisschen

feuchte Augen, und diesmal konnte ich es nicht auf meine Hormone schieben, weil die Schwangerschaft schon zu lange her war.

Bei dem Gedanken an die Schwangerschaft musste ich wieder an Isaac und Ivy denken. Ich wollte immer noch gerne zu ihnen, aber ein Blick auf den Zustand meiner Königreiche sagte mir, dass ich dort noch eine Weile bleiben würde. Aber ich konnte ja wenigstens Roland wissen lassen, dass alles in Ordnung gekommen war ... bloß fehlten mir dazu die Mittel; ich hätte höchstens selbst nach Tucson überwechseln können. Volusians bissige Kommentare oder seine ständigen Morddrohungen fehlten mir definitiv nicht, aber als Knecht war er schon nützlich gewesen. Seit ich seine Geschichte kannte, verspürte ich sogar ein bisschen Mitgefühl. Aber nicht viel. Ganene und Onya hatten ihm übel mitgespielt, nur hatte er seine Rache an Unschuldigen vollzogen. Warum begegnete mir bloß ständig dieses Thema?

Mit als Erstes nach der Rückkehr in meine

Lande stellte ich diese Delegationen zu den befreiten Königreichen zusammen. Wir brauchten dringend Nahrungsmittel, und wir konnten im Gegensatz zu den anderen betroffenen Königreichen mit Kupfer zahlen. Außerdem stand nach dem Treffen mit den neuen Monarchen fest, dass es keine weiteren Abzockereien geben würde. Shaya, die sich total gut auf solche Sachen verstand, hätte eine perfekte Delegationsleiterin abgegeben, aber ich konnte es nicht über mich bringen, sie und Rurik schon wieder zu trennen. Ich vertraute darauf, dass sie mit ihrer Urteilskraft schon fähige Leute dafür finden würde.

Aber es gab noch andere Nachwirkungen der Plage als nur die Nahrungsmittelknappheit. Viele Feine waren versehrt oder krank. Wohnhäuser und andere Gebäude waren beschädigt. Und wir konnten zwar vieles wieder in Ordnung bringen, aber der Verlust von Leben ließ sich nicht ausgleichen. In beiden Königreichen war die

Einwohnerzahl geschrumpft; entsprechend weniger Hilfe hatten wir beim Wiederaufbau. Das konnte einem an manchen Tagen den Mut rauben.

Was die Lande an sich betraf, so entdeckte ich, dass ich ihre Heilung und das Nachwachsen der Vegetation beschleunigen konnte. Ganz ähnlich, wie Dorian es mit seinen Eichen getan hatte, konnte ich in meinen Landen die Pflanzen und Bäume dazu bringen, wieder zu wachsen. Ich konzentrierte meine Mühen auf das Vogelbeerland, das durch seine Beschaffenheit mehr Feldfrüchte und Obst liefern konnte. Vor allem an den Kirschbäumen arbeitete ich, da es von ihnen so viele gab. Ich jagte sie durch die Blatt- und Blühphase, und nach ein paar Wochen sahen wir die ersten Anzeichen von Früchten. Kirschen waren nicht gerade das sättigendste Nahrungsmittel, aber nach dem, was wir durchgemacht hatten, freuten sich alle.

Obwohl das Dornenland keine Priorität für die Nahrungsmittelproduktion besaß, stellte

ich auch dort einen Teil der Pflanzen und Bäume wieder her. Es brachte Hoffnung, und die Einwohner waren es gewöhnt, in einem Wüstenland zu leben. Jede Blüte, die ein Kaktus hervorbrachte, war ein Zeichen dafür, dass wir auf dem Weg der Besserung waren, und das Land sandte mir Wellen der Dankbarkeit entgegen.

Die Vegetation zu heilen, war weder einfach, noch ging es schnell. Oft musste ich viel Zeit allein mit einer Pflanze verbringen, und anschließend waren regelmäßige Besuche erforderlich, um bei jeder einzelnen Wachstumsphase zu helfen. Eines Tages saß ich in einem Obstgarten in der Nähe der Vogelbeerburg und ermutigte sorgfältig jeden einzelnen Baum, seine Früchte wachsen zu lassen. Die Sonne schien, und das Gras – das schnell wieder zu sprießen begonnen hatte – war grün und üppig. Es sangen weniger Vögel als früher, was ein bisschen komisch war. Die Tiere waren so hart getroffen worden wie die Menschen, aber

man versicherte mir immer wieder, dass unsere gefiederten und bepelzten Landsleute binnen eines Jahres mit etwas Glück wieder auf ihre alte Zahl kommen würden.

Ich legte meine Hand auf die Borke eines Kirschbaums und schloss die Augen. Ich spürte den Strom seines Lebens und versuchte, diesen Strom zugleich mit mir und mit dem Land zu verbinden, damit wir dem Baum von unserer Kraft abgeben konnten. Plötzlich fiel neben mir irgendetwas mit einem dumpfen Geräusch ins Gras und riss mich aus meiner Trance. Ein leuchtend roter Apfel. Ich lächelte und hob ihn auf.

»Das ist aber keiner von meinen«, sagte ich, als ein vertrauter Schatten über mich fiel.

Dorian setzte sich neben mich und schlug die Beine unter. Er hatte für sich auch einen Apfel mitgebracht und biss hinein. Er schluckte und erwiderte mein Lächeln. »Unsere zweite Ernte. Ich hätte dir von der ersten welche mitgebracht, aber wir brauchten sie selbst so dringend.«

»Du hättest die hier auch behalten sollen.«
Ich biss von dem Apfel ab. Er war köstlich.
»Die zweite, ja? Ich hinke hinterher.«

Er warf einen Blick nach oben zum Kirschbaum. »Das sieht doch alles sehr gut aus. Außerdem hattest du doppelt so viel Arbeit wie ich, schon vergessen? Du übertreibst es doch nicht, oder?«

Ich legte mich ins Gras zurück und schluckte noch einen Bissen Apfel hinunter. »Ich komme schon klar. Nach dieser verrückten Reise zum Eibenland ist es fast wie Faulenzen, hier den ganzen Tag mit den Bäumen zu verbringen.«

Dorian streckte sich neben mir aus, sodass sich unsere Schultern berührten. »Hast du vor, demnächst in die Menschenwelt überzuwechseln? Du musst doch bestimmt darauf brennen.«

»Und wie ich darauf brenne. Es sind jetzt bald zwei Monate. Zwei Monate, Dorian! Issac und Ivy sind bestimmt längst aus der Klinik entlassen. Es wird Zeit, dass sie ihre

Mutter mal kennenlernen. Und Roland muss auch erfahren, dass es mir gut geht. Ich nähere mich langsam dem Punkt, wo die Lande auch ohne mich klarkommen, aber andererseits ... Na ja, ich weiß nicht genau, wie der nächste Schritt aussehen soll. Als ich Kiyō das letzte Mal gesprochen habe, hat er deutlich gemacht, dass er auch weiterhin versuchen wird, das Eintreffen der Prophezeiung zu verhindern.«

»Ich bin doch recht zuversichtlich, dass Maiwenn von ganz ähnlichen Aktivitäten in Beschlag genommen wird wie wir hier in unseren Landen.«

»Das bezweifle ich nicht. Aber es würde mich auch nicht überraschen, wenn Kiyō irgendwo da draußen auf der Lauer liegt. Wenn ich die Zwillinge besuche, verrate ich vielleicht ihren Aufenthaltsort.« Ich seufzte. Meine Arbeit der letzten Wochen hatte mir viel Zeit gegeben, darüber nachzudenken. »Ich stecke noch genauso in der Klemme wie vor ihrer Geburt.«

»Nicht ganz. Davor warst du ein bewegliches Ziel, weil du ständig woanders sein musstest. Und jetzt? Deine Kinder müssen sich nicht von einem Ort zum anderen bewegen. Ein fester Ort ist ein sicherer Ort. Geh sie holen. Steck sie hier irgendwo in eine Festung.«

»Aber werden sie je Frieden haben?«, fragte ich traurig. »Selbst wenn sie zwischen lauter Leibwächtern aufwachsen, werden hier alle wissen, wer sie sind. Es wird immer jemanden geben, der sie töten will – oder der jedenfalls Isaac töten will.«

Dorian war hartnäckig. »Ich habe keinen Zweifel, dass sie sehr mächtig sein werden, wenn sie erst einmal älter sind. Dann werden sie auf sich selbst aufpassen können. Und bis dahin, ich schwöre, gebe ich dir mein halbes Heer zu ihrer Sicherheit, ganz gleich, welchen Aufenthaltsort du für sie aussuchst.«

Ich drehte mich zu ihm um und konnte ein Schmunzeln nicht verbergen. »Das halbe? Ist das nicht ein bisschen extrem?«

Er sah mich lange an, mit ernstesten Augen.

»Wenn es für dich ist? Nein.«

Da verging mir mein Lächeln, und mein Herz machte einen Satz. »Warum solltest du das für mich tun?«

»Was würde ich nicht für dich tun?«

Seine Stimme war heiser, und er ging auf einen Ellbogen hoch, sodass er sich über mich beugen konnte. Ich schloss die Augen und spürte, wie seine Lippen sich auf meine legten. Es war ein süßer Kuss, ein Kuss so warm und träge wie der sonnige Tag um uns herum. Er erfüllte mich mit einer Lebendigkeit und Leichtigkeit, wie ich sie ganz ähnlich auch von meinen Königreichen geschickt bekam. Es fühlte sich richtig an, Dorian so dicht an mir zu spüren, und ich schlang meine Hände um seinen Nacken, grub meine Finger in seine Haare und zog ihn näher. Sein Kuss nahm an Intensität zu, und ich hieß ihn willkommen, öffnete die Lippen, um mehr von Dorian zu schmecken.

Mit mehr Vorsicht, als ich bei Dorian in Liebesdingen je erlebt hatte, glitt seine Hand

mein Shirt hinauf und strich zart meine Brust entlang. Ich keuchte auf und bog mich ihm entgegen, gab ihm mehr als genug Ermutigung, frecher zu werden. Er schob mein Shirt ganz nach oben und brachte seinen Mund an meinen Nippel heran. Ich keuchte erneut auf, und meine Hände bewegten sich zu seiner Hose. Nach einer ungeplanten Schwangerschaft, einer Geburt und nachdem ich beinahe verhungert wäre, hatte ich nicht geglaubt, dass sich mein Körper je wieder so anfühlen würde. Nun war es so, als wäre das alles nie passiert. Mein Körper war wieder lebendig. Er wollte Dorian. Das Problem war, dass ich nicht so genau wusste, ob ich ihn wollte.

»Nein ... warte ...« Es fiel mir nicht leicht, aber ich schob Dorian sanft nach oben. Er gab sofort nach, immer noch über mich gebeugt, aber ohne in seinen Annäherungsversuchen fortzufahren. Ein bedauernder Blick trat in seine Augen.

»Zu früh«, riet er.

»Ähm, na ja, eigentlich nicht ... Ich meine, ich hab keine Probleme *damit*. Ich weiß bloß nicht, wie es ansonsten zwischen uns steht ... bei anderen Sachen.«

Er ließ sich das durch den Kopf gehen. »Ich glaube, es steht wesentlich besser zwischen uns als vorher.«

Ich hätte fast gelacht. »Ja, das schon, aber es gibt ein paar Sachen, über die wir uns erst noch klar werden müssen.«

Dorian sah mich an und strich mir die Haare aus dem Gesicht. »Ich nicht. Ich weiß längst alles, was ich wissen muss.«

Ich fiel in diesen Blick und spürte, wie sich in meinem Herzen etwas öffnete. Ich streckte die Hände nach ihm aus, wollte ihn wieder küssen, als –

»Eure Majestät!«

Der perfekte, goldene Moment zerbarst, als Stimmen und schnelle Schritte zu hören waren. Also, für mich zerbarst er jedenfalls. Aus der Tatsache, dass ich mich unter Dorian hervorwinden musste, wurde deutlich, dass er

mich mitten in einem Kriegsgebiet weiter hätte küssen können. Ich setzte mich im Gras auf und war ganz wirr von der Sonne und meinem klopfenden Herzen und den tausend Gefühlen, die in mir wirbelten. Ich brachte mein Shirt in Ordnung und hoffte, dass ich nicht zu zerzaust aussah. Meine Soldaten brauchten einen Moment, um mich zu finden, da ich nicht mehr ständig mit einer Leibwache unterwegs war. Sie schienen erleichtert, mich zu sehen.

»Eure Majestät«, rief der Kommandant und verneigte sich rasch. »Ihr habt Besuch. Roland der Sturmtöter ist –«

»Roland!«

Er kam durch den Garten auf uns zu, ohne Eile, mit den Soldaten mitzuhalten, die seine Ankunft ankündigten. Ich lief mit ausgestreckten Armen zu ihm und hörte Dorian wehmütig sagen: »Mit dem Vater einer Frau wird sich kein Mann je messen können.«

Roland schloss mich in seine Arme, hob

mich hoch und wirbelte mich herum. Seine Augen strahlten, und ich glaube, er war noch erleichterter, mich zu sehen als damals in Alabama.

»Eugenie, du lebst«, sagte er, sobald er mich wieder heruntergesetzt hatte. Aber ohne mich loszulassen. »Als so viel Zeit ohne irgendwelche Nachrichten vergangen ist, da habe ich angenommen ... na ja, das Schlimmste eben.« Er sah sich in der grünen Landschaft um. »Wie ich sehe, habt ihr das Problem gelöst.«

»Haben wir«, sagte ich glücklich. »Wir müssen noch vieles in Ordnung bringen, aber es wird allmählich. Darum habe ich noch nicht zu euch zurückkehren können. Und Volusian ist tot – verbannt. Darum konnte ich keine Nachricht schicken.«

Das trug mir hochgezogene Brauen ein. »Also deshalb habe ich so lange nichts mehr von ihm gehört. Wobei ich nicht behaupten kann, dass mich seine Verbannung besonders traurig macht.«

Inzwischen kam Dorian bei uns an und begrüßte Roland mit einem Nicken. »Da sind wir uns einig. Wobei ich leider zugeben muss, dass wir es ihm zu verdanken haben, dass wir der Plage ein Ende setzen konnten.«

»Ja nun«, sagte Roland. »Dann war dieses Scheusal auch mal zu etwas gut. Ich dachte mir schon, dass sich hier etwas getan hat, als der Junge wieder aufgetaucht ist, aber ich konnte nicht sagen, ob es etwas Gutes oder etwas Schlechtes war.«

Rolands Miene war nicht mehr ganz so glücklich, was ich nicht begreifen konnte. Und was er gerade gesagt hatte, konnte ich auch nicht begreifen. »Der Junge?«

Er nickte. »Den ich schon mal getroffen habe. Der in Tucson und Phoenix auf Raubzug gegangen ist.«

Ich wechselte einen verblüfften Blick mit Dorian. »Du meinst Pagiell? Was ist mit ihm?«

»Er ist wieder da«, sagte Roland. »Und da ich wusste, dass ihr ihn mitgenommen hattet,

konnte ich mir denken, dass ihr entweder erfolgreich gewesen seid und er jetzt wieder Zeit für so was hat oder ihr nicht erfolgreich wart und ihn gezwungen habt, damit weiterzumachen.«

Einige Sekunden lang war ich völlig perplex. Als ich schließlich in der Lage war, zu begreifen, was Roland da sagte, wurde mir fast schwindelig. Ich war mir sicher, irgendetwas nicht richtig verstanden zu haben.

»Du ... du meinst doch nicht, Pagiell ist wieder zurück in Arizona?«

Roland nickte. »In Arizona, mit mehr Leuten. In Arizona auf Raubzug.«

KAPITEL 24

Ich drehte mich sofort zu Dorian um.

»Davon weiß ich nichts«, sagte er. »Ich höre gerade zum ersten Mal davon.« Er wandte sich an Roland. »Verzeihen Sie meine Zweifel ... aber ich muss fragen: Sind Sie sicher, dass Sie ihn gesehen haben?« Es war erstaunlich, wie schnell sich Dorian von meinen widersprüchlichen romantischen Signalen erholt hatte, um sich dieser dringenden Angelegenheit zuwenden zu können. Mir fiel mein Gespräch mit Kiyo wieder ein: Ganz gleich, was Dorian und ich für Probleme miteinander hatten, wir schoben sie noch jedes Mal beiseite, wenn es galt, als Team zusammenzuarbeiten.

»Absolut«, sagte Roland. »Ich war bei einem der Raubzüge am Tatort. Mit diesen Haaren kann man den Jungen kaum verwechseln. Die anderen Raubzüge haben es in die Nachrichten geschafft, und das Bildmaterial

zeigte jedes Mal diese verrückten Habubs, die einfach nicht echt aussahen. Erstens das, und dann gibt es davon normalerweise nicht vier davon in zwei Wochen. Der Junge beherrscht Wind und Luft, richtig?«

»Richtig«, sagte ich bestürzt.

Dorian zog eine Augenbraue hoch. »Habub? Ist das nicht umgangssprachlich für –«

»Eine Art Sandsturm«, unterbrach ich. »Sie kommen auf der ganzen Welt vor und ab und zu auch in Arizona. Im Dornenland theoretisch auch, aber ich bin zu sehr im Einklang mit seinem Wetter, als dass sich dort einer entwickeln könnte.«

»Kurz nach unserer Rückkehr aus dem Eibenland hat Pagiel uns verlassen, um das Dorf zu besuchen, in dem er groß geworden ist, ganz am anderen Ende meines Reichs«, sagte Dorian nachdenklich. »Du weißt doch, dass er dort gelebt hat, bevor Ysabel ihn an meinen Hof gezerrt hat, oder? Er machte sich Sorgen, dass es den Dörflern dort während der Plage nicht so gut ergangen ist wie den

Leuten in meinem Schloss, und wollte ihnen beim Wiederaufbau helfen. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört und war schlicht davon ausgegangen, dass er noch immer dort zu tun hatte.«

Meine Wachsoldaten warteten nahebei auf Befehle. Ich winkte einen zu mir. »Geh Lady Jasmine holen.« Als er losstiefelte, wandte ich mich wieder an Roland und Dorian. »Da muss irgendein Irrtum vorliegen. So etwas würde Pagiel nicht machen.«

»Er hat es schon einmal gemacht«, stellte Roland fest.

»Ja, während der Plage, als seine Leute gehungert haben«, entgegnete ich. »Jetzt ist alles wieder in Ordnung.«

»Nun ja«, sagte Dorian, »nicht alles. Bei keinem von uns steht es mit der Ernährung so gut wie vor der Plage. Mein Volk wird noch einige Zeit auf Schmalkost gesetzt bleiben, und ich nehme an, das gilt auch für das deine.«

Roland sah zwischen uns hin und her. »Auf

eine solche Schmalkost, dass sich der Junge in den Kopf setzen könnte, sie mit Lebensmitteln aus der Menschenwelt aufzubessern?«

Ich wollte schon verneinen, ließ es mir aber noch mal durch den Kopf gehen. Wie Roland sagte, Pagiel hatte das schon einmal gemacht. Vielleicht war die Lage im Eichenland nicht mehr ganz so verzweifelt, aber Pagiels Angehörige litten immer noch. Pagiel hatte mehr als deutlich gemacht, dass er die Menschheit allgemein für überfressen hielt – was nicht ganz von der Hand zu weisen war. Und seine Ansichten in dieser Sache hatten sich nie geändert. Er hatte seine Aktionen nur abgebrochen, weil ich ihn mit ins Eibenland genommen hatte.

Bald darauf kam Jasmine, der es gar nicht gefiel, von einer Wache hergerufen worden zu sein. Ihre Miene hellte sich auf, als sie Roland erblickte, der ihr normalerweise immer irgendwas Nettes aus der Menschenwelt mitbrachte.

»Jasmine, wann hast du das letzte Mal mit Pagiël gesprochen?«

Mein harscher Ton schien sie zu erschrecken. »Ähm, weiß nicht. Seit unserer Rückkehr nicht mehr. Er wollte sich melden; hat er aber nie.«

»Das ist wirklich so?«, hakte ich nach. »Du sagst die Wahrheit?«

Sie schien verletzt, und es war wieder ein bisschen von dieser alten Verdrießlichkeit zu sehen. Wir hatten mit der Zeit ziemlich viel Vertrauen zueinander entwickelt, und dass ich sie jetzt so was fragte, war unverschämt.

»Entschuldige bitte«, sagte ich, bevor sie antworten konnte. »Ich wollte dich nicht der Lüge bezichtigen. Ich muss nur sichergehen, dass du wirklich nicht weißt, was er gerade macht.«

»Da kannst du sicher sein«, sagte sie einigermaßen besänftigt. Ihre nächsten Worte klangen ein bisschen bitter. »Ich wünschte, ich *hätte* von ihm gehört. Ich habe keine Ahnung, was er für ein Problem hat.«

»Nach allem, was man hört«, sagte ich, »hat er vielleicht wirklich ein paar Probleme.«

Wir erzählten ihr, was passiert war, und ich beobachtete dabei aufmerksam ihr Gesicht. Ihre Verblüffung war echt; sie hatte die Wahrheit gesagt. Aber im Gegensatz zu mir beharrte sie nicht darauf, dass es sich um eine Verwechslung handeln musste.

»Er hat viel davon gesprochen, als wir unterwegs gewesen sind«, sagte sie bestürzt. »Dass die Menschen einen solchen Reichtum besitzen und dass dieser doch unser Erbe wäre – du weißt schon, aus der Zeit, als die Glanzvollen auf der Erde gewandelt sind. Er hatte nicht vor, irgendjemandem etwas zu tun, aber er fand es nicht richtig, dass wir von dem Überfluss dieser Welt nichts abkriegen sollten.«

»Ein klassischer Sympathisant des Sturmkönigs«, überlegte Dorian. »Kein Wunder, dass er so sehr darauf gebrannt hat, in deine Dienste zu treten, Eugenie.«

Ich zog eine Grimasse. »Er ist nur ein

verwirrter Junge, dem die Propaganda und die Geschichten von Größe, die er gehört hat, zu Kopf gestiegen sind. Und leider ist er gleichzeitig auch ein Junge, der problemlos die Welten wechseln kann.«

»Er ist nicht schlecht«, rief Jasmine. »Oder böse. Oder auch bloß ... dumm. Er möchte den Leuten helfen, das ist alles. Er musste schon als Kind für seine Familie sorgen, wisst ihr. Sein Vater ist früh gestorben, und die einzige Person, die seine Mutter noch unterstützen konnte, war diese Hexe von einer Großmutter. Er musste der Mann in der Familie sein. Weil niemand anderer da war.«

Dorian lächelte sie freundlich an. »He, lass gut sein. Niemand zweifelt an Pagiels Mut oder Ergebenheit. Ich habe auch ein wenig über seine frühen Jahre gehört und kann nachvollziehen, warum er zu manchen dieser Überzeugungen gekommen ist. Aber deshalb treffen sie noch lange nicht zu.«

Ich sah Dorian fragend an. Keine Ahnung, ob er es nicht merkte oder mich ignorierte, aber

er konzentrierte seine Aufmerksamkeit voll auf Jasmine. Bisher hatte er sich immer sehr wohlmeinend zu Pagiels Raubzügen geäußert, und ich war eigentlich davon ausgegangen, dass sich daran nichts ändern würde. Ich verkniff mir einen Kommentar, weil es ehrlich gesagt sehr angenehm war, ihn auf meiner Seite zu wissen.

»Da wir gerade von seiner Familie reden«, sagte ich. »An dieser Stelle müssen wir einhaken. Wir müssen ihn finden, und ich habe das Gefühl, dass er hübsch den Kopf unten hält, in welcher Welt auch immer. Vielleicht wissen Ysabel und Edria, wo er steckt.«

»Und wo die beiden gerade sind, weiß ich, weil ich sie nämlich kurz vor meiner Abreise noch gesehen habe«, sagte Dorian. Er runzelte die Stirn. »Was mich zu der beunruhigenden Erkenntnis bringt, dass sie wahrscheinlich in das Ganze eingeweiht sind und es mir verschwiegen haben.« Dorian gab sich immer so unbekümmert, dass es die

Leute oft zu der fälschlichen Annahme verleitete, er wäre als Herrscher nachlässig. Aber das war er nicht. Er schätzte es gar nicht, wenn seine Autorität untergraben wurde oder die Leute Geheimnisse vor ihm hatten.

»Ich komme mit, und dann unterhalten wir uns mit den beiden mal«, sagte ich. Es fiel mir nicht leicht, meine Königreiche zu verlassen, und eigentlich hätte ich es höchstens wegen Isaac und Ivy tun wollen. An eine Reise ins Eichenland, um herauszufinden, was an Pagiels Rückkehr zu seinen Robin-Hood-Spielchen dran war, hätte ich im Traum nicht gedacht. Ich wandte mich an Roland. »Willst du mitkommen?«

Er schüttelte den Kopf. »Dafür taugt ihr zwei besser. Ich gehe wieder und kümmere mich um die Schadensbegrenzung, falls sie erneut zuschlagen. Aber es lässt sich nie richtig vorhersagen, wo es passiert; deshalb komme ich normalerweise zu spät. Sollte ich sie tatsächlich einmal erwischen ...« Er sah mich forschend an. »Was möchtest du, das ich

dann mit ihnen mache?«

Ich verzog das Gesicht, aber die Frage war berechtigt. »Am besten verbannst du sie nach hierher. Wenn irgendwas passiert ... Ich meine, wenn unschuldige Menschenleben in Gefahr sind ...«

Ich konnte den Satz nicht zu Ende führen, aber Roland nickte knapp. »Verstehe. Ich werde tun, was ich kann.«

Wir trafen sämtliche Vorkehrungen, um noch an diesem Tag aufzubrechen. Meine Königreiche waren wieder in fähigen Händen, und hinüber zu Dorian zu reisen, war keine große Sache – zumal ich jetzt nicht mehr ständig damit rechnen musste, überfallen zu werden. Seit der Reise ins Eibenland war ich eine richtige Profireiterin und eigentlich inzwischen auch körperlich wieder in meiner alten Form. Bei dieser Überlegung fiel mir ein, wie ich vorhin mit Dorian rumgemacht hatte. Ja. Mein Körper hatte sich definitiv wieder erholt. *Aufpassen, Eugenie*, warnte mich eine innere Stimme. *Schau, was letztes*

Mal passiert ist, als du das gemacht hast. Bist du nicht außerdem sauer auf Dorian?

Ich sah kurz aus den Augenwinkeln zu ihm, während wir dahinritten, und hatte nicht den Eindruck, dass ich immer noch sauer auf ihn war. Meine Gefühle für ihn waren gemischt, und zum Glück beschäftigte ihn Ysabels und Edrias Täuschung zu sehr, um viel von meinem grüblerischen Zustand mitzubekommen.

Als wir das Eichenland erreichten, stellte ich fest, dass seine Heilung ebenfalls gut vorangekommen war. Am erstaunlichsten war das viele Grün überall. Von der Plage abgesehen, erlebte ich Dorians Land zum ersten Mal nicht mitten in einem endlosen Herbst. Stattdessen sahen alle Pflanzen und Bäume nach Spätsommer aus, grün und voller noch reifender Früchte.

Als wir bei seiner Burg ankamen, warf mir sein Personal jede Menge neugieriger Blicke zu. Ich war hier wohlbekannt, und das Auf und Ab unserer Allianz und unserer

Liebesbeziehung hatte auch nicht weniger Anlass zu Klatsch gegeben als das irgendwelcher angesagten Hollywood-Starlets. Die Leute wussten nie, was sie zu erwarten hatten, wenn Dorian und ich zusammen aufkreuzten. Der heutige Tag stellte keine Ausnahme dar.

Dorian war total geschäftsmäßig und wies seine Wachen an, Pagiels Familie sofort in eines der Empfangszimmer zu bringen. Bevor er in seinen Gemächern verschwand, beäugte er mich kritisch. »Verflix. Ich hätte dafür Sorge tragen sollen, dass du ein Kleid mitnimmst.«

»Was ist denn hier dran falsch?« Ich zeigte auf meine Jeans und das Peter-Frampton-T-Shirt.

»Im Grunde gar nichts«, sagte er mit einem leisen Lächeln. »Ich sehe deine Figur immer gern. Aber ich denke, es wäre besser, wenn wir das ganze Gewicht unseres Königiums einsetzen, wenn wir Ysabel und Edria gleich zur Schnecke machen. Du, komm her.« Ein

vorbeieilender Diener blieb auf Dorians Befehl hin sofort stehen. »Bring die Königin von Vogelbeere und Dorn zu jemandem, der sie angemessen einkleiden kann. Dann bring sie zum Ostzimmer, sobald sie fertig ist.«

»Und was ist mit mir?«, murrte Jasmine, als wir beide dem Diener folgten. »Wie ich aussehe, ist anscheinend egal.«

Ich tätschelte ihr den Rücken. »Du trägst ja schon Feinenkleider. Außerdem, wenn du etwas Hübscheres willst, dann lässt sich bestimmt irgendwas auftreiben.«

Wir wurden zu einigen Dienerinnen gebracht, die schon darauf brannten, Jasmine und mich zurechtzumachen. Ich hatte keine Ahnung, ob sie in den Diensten irgendeiner Adligen an Dorians Hof standen oder ob er sie einfach ständig für den Fall bereithielt, dass es galt, eine durchreisende Frau aufzuhübschen. Allerdings lohnte es sich nicht, groß darüber nachzudenken.

Ich tauschte Jeans und T-Shirt gegen ein langes Kleid mit einem V-Ausschnitt zum

Schnüren. Es hatte kurze Ärmel, was ich dem derzeitigen Anderswelt-Trend zu Glockenärmeln vorzog, und bestand aus einem leichten Material, das ideal für den Sommer war. Ich nannte die Farbe immer wieder ›dieses hellere Grün irgendwie‹, aber Jasmine und die Dienerinnen korrigierten mich hartnäckig, dass es ›Seladon‹ sei. Meinetwegen. Meine Haare wurden zu einem schlichten Knoten hochgesteckt – kein Vergleich mit den verrückten Turmfrisuren des Eibenlands –, und ich musste zugeben, dass ich am Ende schon fast wie eine echte Königin aussah. Jasmine trug ein vergleichbares Kleid in Dunkelblau.

Dorian nickte zustimmend, als wir zu ihm gebracht wurden. »Seladon. Hervorragende Wahl.«

Er war ebenfalls königlich gewandet. Er hatte seine Reisekleidung gegen ein schwarzes Gewand mit silberner Stickerei ausgetauscht. Normalerweise trug er Hosen und Leinenhemden und dazu ebenso prächtige

wie extravagante Roben. Anscheinend hatte er wirklich vor, mit Königtum nur so um sich zu werfen.

»Das Gewand sieht hammermäßig aus«, sagte ich und setzte mich. »Dorian, Töter der Seelen.«

»Ich habe dir ja gesagt, dass ich auf diesen Beinamen neidisch bin.« Er lehnte sich in seinen reich verzierten Armlehnstuhl zurück.

»Ihr zwei seid wunderschön, wie immer.«

Ich sah mich um. »Sind Ysabel und Edria noch nicht hier?«

Er winkte wegwerfend zur Tür. »Aber ja. Wir haben sie sofort gefunden. Ich lasse sie allerdings gern warten. Wie ich immer zu sagen pflege, je mehr du jemanden verunsichern kannst, desto besser.«

»Ach so? Ich glaube, ich habe dich das noch nie sagen hören.«

Er schoss ein Lächeln auf mich ab. »Das liegt daran, dass ich es normalerweise an dir praktiziere, meine Liebe.« Jasmine verdrehte die Augen, und er wandte sich an einen

Wachsoldaten am Eingang. »Nun gut. Ruf sie herein.«

Damit war der Moment der Leichtigkeit dahin, und Kleider und Gewänder kamen mir auf einmal irrelevant vor gegen das, womit wir uns nun zu befassen hatten. Ich konnte nicht glauben, dass Pagiell wieder in der Menschenwelt war. Schlimmer noch: Bevor Roland aufgebrochen war, hatte er mir erzählt, dass sich Pagiells Aktionsradius sogar vergrößert hatte. Er war auch in Neumexiko gesichtet worden.

Bald wurden Ysabel und Edria hereingeführt, zusammen mit einer unglücklich guckenden Ansonia. Wie schon letztes Mal hatte ich den Eindruck, dass sie gegen ihren Willen mitgeschleift worden war. Ihre Mutter und ihre Großmutter zeigten eine interessante Mischung von Gefühlen. Verärgerung, Furcht und ... eine Spur von schlechtem Gewissen.

»Herrgott noch mal«, sagte ich, bevor Dorian mit seiner großartigen, einschüchternden Rede loslegen konnte, die er garantiert

vorbereitet hatte. »Ihr *wisst* es. Ihr wisst es schon eine ganze Weile.«

Ysabel bedachte mich mit einem verkniffenen Lächeln. Ihre Lippen waren heute in dem Rot ihrer Haare angepinselt. »Verzeihung, was meint Ihr? Ich weiß leider nicht, wovon Ihr sprecht.« Ihre Höflichkeit überzeugte mich nur noch mehr davon, dass sie log.

»Bevor du noch ein weiteres Wort sagst«, verkündete Dorian mit einer furchterregenden Miene, wie ich sie nur selten an ihm erlebt hatte, »werdet ihr Königin Eugenie und mir den geziemenden Respekt erweisen. Ihr seid in eurer Zeit hier ebenso faul wie dreist geworden, und ihr könnt euch glücklich schätzen, wenn ich euch nur hinauswerfe, statt euch wegen Hochverrats in den Kerker zu stecken.«

Ysabels Lächeln war wie weggefegt, und die drei beeilten sich, die tiefsten und respektvollsten Knickse zu machen, die ich je gesehen hatte.

»Eure Majestät«, sagte Edria. »Ich verstehe

nicht, wieso Ihr von Hochverrat sprecht. Wir sind Eure allertreuesten Untertanen, und Ihr braucht uns nur zu sagen, womit wir Euch dienen können.«

Dorian stand auf, stürmte zu Edria hinüber und beugte sich bis auf wenige Zentimeter an ihr Gesicht heran. »Wenn ihr meine ›allertreuesten Untertanen‹ wäret, dann hättet ihr mir sofort berichtet, dass Pagiel seine Raubzüge bei den Menschen wieder aufgenommen hat! Also. Wo ist er? Und ich warne euch, ich werde es wissen, wenn ihr lügt; also rettet euren Hals, solange ihr noch könnt.«

Ansonia war ganz Schock und große Augen und wäre wahrscheinlich sofort mit allem herausgeplatzt, was sie wusste. Ysabel und Edria dagegen nicht; man konnte förmlich sehen, wie sich die Zahnräder in ihren Köpfen drehten, während sie hektisch überlegten, welche Taktik ihnen wohl am wenigsten Ärger einbrachte.

»Wir haben angenommen, Eure Majestät

wüsste solches Handeln zu schätzen«, sagte Ysabel schließlich. Anscheinend hielt sie eine Mischung aus Wahrheit und vorgetäuschter Naivität für die beste Vorgehensweise. »Schließlich habt Ihr Euch stets positiv über die Prophezeiung des Sturmkönigs geäußert. Und gesagt haben wir es Euch nicht, weil wir Euch damit nicht behelligen wollten. Wir wollten ganz gewiss nichts vor Euch verheimlichen.«

Dorian ging wieder zu seinem Stuhl. »Ja, mehr ist an dem Ganzen gewiss nicht dran.«

»Ihr habt die andere Frage noch nicht beantwortet«, stellte ich fest. »Wo ist Pagiel jetzt?«

»Das wissen wir nicht.« Verspätet fügte Ysabel hinzu: »Eure Majestät.«

»Ysabel ...«, warnte Dorian.

Sie erbleichte. »Es ist die Wahrheit, Sire. Wir haben ihn seit der Rückkehr aus dem Eibenland kaum einmal gesehen. Er kommt ab und zu aus der Menschenwelt herüber, um seine Waren zu verteilen – nur an die

Bedürftigen, das versichere ich Euch –, aber ansonsten weiß ich nicht, wo er sich aufhält. Vielleicht hier, vielleicht dort.«

Ich erwog, wie Dorian sicher auch gerade, den Wahrheitsgehalt ihrer Worte. Die Gesichter der drei vermittelten mir den Eindruck, dass Ysabel ehrlich war. Sie wusste wirklich nicht, wo Pagiell steckte. Weil er es ihnen wohl mit Absicht nicht gesagt hatte. Um sie aus der Schusslinie zu halten.

»Wenn er das nächste Mal Kontakt zu euch aufnimmt ...« – Dorian's Stimme war sehr, sehr ruhig, was eine verblüffend bedrohliche Wirkung hatte –, »... dann werdet ihr mich das sofort wissen lassen. Wenn er persönlich erscheint, dann werdet ihr meine Wachen alarmieren und ihn festhalten, bis sie ihn verhaften können.«

»Ihn festhalten?«, rief Ysabel. »Er ist mein Sohn! Und um offen zu sein ... Ich bin mir nicht sicher, dass eine von uns ihn festhalten *könnte*. Er ... er ist so viel mächtiger als wir, Eure Majestät.« Das schien sie wirklich zu

beunruhigen.

Ich hätte es ihr nicht abgenommen, aber ich hatte Pagiel selbst in Aktion gesehen. Er war in der Zeit, die ich ihn kannte, wesentlich stärker geworden, was er zum Teil mir verdankte, weil ich ihm während unserer Reisen gezeigt hatte, wie er mehr aus seiner Magie herausholen konnte. Ich hatte Roland nicht weiter nach den Sandstürmen in Arizona gefragt, aber ich wusste, wie groß die werden konnten. Dahinter steckte Magie mit großem M.

»Dennoch«, sagte Dorian, »werdet ihr tun, was ihr könnt. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

Ysabel und Ansonia murmelten ihre Zustimmung. Edria räusperte sich. »Klar und deutlich, Eure Majestät ... aber wenn ich vielleicht untertänigst fragen dürfte, *warum* Euch das so beschäftigt? Was scheren Euch die Menschen? Ihr wisst, dass sie uns unsere Welt weggenommen haben. Sie haben viel, wir dagegen haben wenig. Pagiel tut nur,

wozu wir nach weitverbreiteter Meinung – auch nach Eurer – jedes Recht haben. Ich glaube nicht, dass daran irgendetwas falsch ist, und darum fällt es mir schwer, Eure Anweisungen zu verstehen, Sire.«

Dorian zögerte mit seiner Antwort nur einen Moment, und sein Blick sprang zu mir. »Du brauchst meine Anweisungen nicht zu verstehen. Du sollst ihnen einfach gehorchen. Also. Gibt es über Ausreden hinaus irgendetwas, das ihr uns über Pagiel sagen könnt? Habt ihr irgendwelche Vorstellungen davon, was er vorhat? Wer seine Gefolgsleute sind?«

Sie schworen, nichts von seinen Plänen zu wissen, konnten aber ein paar Namen nennen. Dorian schickte einen Wachsoldaten zu Ermittlungen los, auch wenn keiner von uns an einen Erfolg glaubte. Nach einigen Drohungen und Ermahnungen mehr entließ er die Familie. Sobald wir wieder unter uns waren, ließ er seine gestrenge Haltung fallen und lehnte sich mit einem Seufzer zurück.

»Bei den Göttern«, murmelte er. »Was für ein Schlamassel.«

»Ansonia weiß irgendwas.« Jasmine sagte zum ersten Mal seit Beginn der Audienz etwas. »Ich kann es ihr ansehen.«

»Sie ist auf jeden Fall total verängstigt«, gab ich ihr recht. »Was mich bei den beiden kaum überrascht. Sie schubsen sie bestimmt ganz schön herum.«

»Es ist mehr als das«, sagte Jasmine. »Ich schwöre, da gibt es irgendwas, das sie uns nicht gesagt hat. Du weißt, dass meine Intuition ziemlich gut ist.«

Das hatte ich zwar nicht gewusst, aber ich ließ es so stehen. »Ich nehme ihr trotzdem ab, dass sie nicht weiß, wo Pagiel steckt. Und das ist gerade das Wichtigste. Ich gehe morgen mal rüber nach Tucson und schaue, was sich rauskriegen lässt. Willst du mitkommen?«

Jasmine war immer noch mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und schüttelte den Kopf. »Weiß nicht. Kann sein. Ich sag dir

Bescheid.«

Dorian konnte der Gelegenheit schwerlich widerstehen, uns beim Abendessen vorzuführen. Wir waren Berühmtheiten hierzulande und voll aufgebrezelt. Das Abendessen war auf seiner Burg immer eine Riesensache, eine große Party im Speisesaal. Sein Hof fuhr so darauf ab, königliche Gäste zu haben, und war dermaßen aufgekratzt vom ausgelassenen Partymachen, dass niemandem auffiel, wie wenig wir drei in Feierlaune waren. Jasmine ging früh, und kurz darauf zogen auch Dorian und ich uns zurück, um die Lage mit Pagiel noch einmal unter vier Augen besprechen zu können.

»Du willst nicht zufällig mitkommen, oder?«, fragte ich ihn und setzte mich in seinem Salon an einen kleinen Tisch. Mir fiel das Essen wieder ein, das er vor einer Ewigkeit für mich arrangiert hatte, das mit der Milky-Way-Torte.

Er schenkte uns beiden Wein ein – mein erster Schluck Alkohol seit der Geburt der

Zwillinge. »Eigentlich schon. Allerdings bin ich nicht zu stolz, zuzugeben, dass ich drüben nicht so effektiv funktioniere, wie ich es gern hätte.« Dorian war stark genug, um mit seiner vollen Gestalt hinüberzuwechseln, aber er litt unter denselben Technologieunverträglichkeiten wie die meisten Feinen. »Roland und du, ihr werdet mit der Situation vorläufig auch allein fertig werden. Um Pagiel kümmere ich mich dann, sobald ihr ihn hierher zurückgebracht habt.«

Ich nippte von dem Wein. Er war fruchtig und kräftig und ermahnte mich, dass ich es vielleicht lieber langsam anging, da ich aus der Übung war. Andererseits, wenn es je einen Zeitpunkt zum Trinken gegeben hatte, dann jetzt. »Warum hilfst du mir?«, fragte ich nach einem weiteren Schluck. »Ich meine, du hilfst mir natürlich die ganze Zeit, aber Edria hat recht. Warum hilfst du mir bei *dieser* Sache? Du hast doch nie irgendwelche Skrupel gehabt, was die Eroberung der Menschenwelt angeht. Du nennst Isaac nach

wie vor Thundro und redest davon, dass er die Menschheit unterjochen wird.«

»Thundro ist auch ein gar zu hervorragender Name.« Dorian trank von seinem Wein und ordnete seine Gedanken. »Was die Frage nach dem Warum betrifft? Das ist doch ganz einfach. Du möchtest nicht, dass Pagiel drüben auf Raubzüge geht.«

Ich wartete auf mehr. Es kam nichts. »Das ist alles?«

»Was sollte denn noch mehr daran sein?«

»Ich ... keine Ahnung. Es fällt mir nur einfach schwer, das zu glauben.« Ich leerte mein Weinglas, was hoffentlich verbarg, wie geschmeichelt ich war. Ich hatte schon einen leichten Schwips. Ich vertrug wirklich nicht mehr so viel. Früher hatte ich mal eine halbe Flasche Tequila alleine geleert. So verwirrt, wie ich war, kam der Schwips gerade richtig. Wenn Dorian früher etwas für mich hatte tun wollen, hatte ich ihm immer Hintergedanken unterstellt. Heute war ich da nicht mehr so selbstgewiss.

Dorian stellte seinen Kelch ab, stand auf und kniete sich zu meiner Verblüffung vor mir hin. »Ich sagte es doch schon. Was würde ich nicht für dich tun? Ich weiß nicht, was ich noch sagen kann, um dich zu überzeugen. Ich habe versucht, das mit der Eisenkrone wiedergutzumachen, Eugenie. Es ist mir wohl nicht gelungen.«

Mein Herz machte einen Satz, und ich ließ mich neben Dorian auf den Boden sinken. Ich ergriff seine Hände. »Doch, ist es. Das Problem liegt nicht mehr bei dir. Sondern bei mir. *Ich* bin es, die über das Vergangene hinwegkommen und wieder anfangen muss, zu vertrauen.«

Er streichelte meine Finger. »Bei alledem, was man dir angetan hat, kann ich dir kaum vorwerfen, dass du niemandem traust.«

»Ich vertraue vielen Leuten«, sagte ich. Mir fiel der Nachmittag wieder ein, und verräterische Lust durchströmte meinen Körper. »Dich eingeschlossen.«

Ich näherte meine Lippen seinem Mund und

wurde erneut von dieser Wärme und Süße überschwemmt, von dem Gefühl, dass Dorian und ich zusammengehörten. Er schlang seine Arme um mich und zog mich praktisch auf seinen Schoß. Ich küsste ihn intensiver, biss ihn in die Lippe. Er tat es mir gleich, packte mich an den Haaren und zog meinen Kopf zurück, sodass er seinen hungrigen Mund an meinen Hals bringen konnte. Ich fragte mich kurz, ob ich dort morgen einen Knutschfleck haben würde, aber eigentlich war mir das völlig egal.

Seine andere Hand glitt zum Oberteil meines Kleids und löste geschickt die Schnüre. Er zog den Stoff zurück, legte eine Brust frei und senkte seinen Mund auf sie, brachte zu Ende, was er am Nachmittag angefangen hatte. Ich schrie auf, als seine Zunge und seine Zähne mit der Brustwarze spielten, und ging hoch auf die Knie, sodass er besser herankam. Er legte die andere Brust frei und saugte daran, während er gleichzeitig nach meinem Rock tastete, um ihn hochzuschieben. Ich versuchte,

ihn auf mich zu ziehen und mich nach hinten auf den Fußboden zu legen, aber er bremste mich.

»Nein«, keuchte er. »Nicht hier. Ich muss dich zum ... irgend woanders hinbringen ... zum Bett oder so ...« Er wollte aufstehen, und ich schob ihn herunter.

»Nein.« Ich schlang die Arme um seinen Nacken. »Gleich hier. Gleich jetzt. Wie früher.« Ich hatte keine Ahnung, warum ich es so eilig hatte. Vielleicht lag es am Wein. Vielleicht an der Angst, auch diesmal wieder unterbrochen zu werden. Vielleicht an den ständigen Bedrohungen, mit denen ich konfrontiert wurde und die dafür sorgten, dass ich diesen Moment festhalten wollte, bevor er mir wieder entglitt. Oder vielleicht hatte ich auch bloß zu lange keinen Sex mehr gehabt.

Dorian betrachtete mich einen Moment lang, und ich dachte schon, dass er sich vielleicht weigerte. Dann hatte er seine Entscheidung gefällt und kam nach vorn, um mich noch wilder zu küssen als vorher. Er schob mich mit

seinem Körper nach unten, bis mein Rücken auf dem Boden lag. Dieses alberne ›Töter‹-Gewand erwies sich als leicht auszuziehen, und Donnerwetter, darunter war er splitternackt. Er schob mir den Rock über die Hüften und schnalzte missbilligend, als er sah, dass ich ein Höschen anhatte. Das war ein Dauerthema zwischen uns, weil die Feinenfrauen unter ihren Kleidern nämlich meistens keine trugen.

Er zog mir meines rasch aus und senkte sich dann auf mich herab. Er packte meine Handgelenke und hielt mich mit derselben Dominanz, die er im Bett schon immer gezeigt hatte, am Boden fest. Einen Moment später war er ohne weitere Vorwarnung in mir, genauso hart und lang, wie ich es in Erinnerung hatte. Vor Überraschung stieß ich einen kleinen Schrei aus, einen Schrei, den er mit einem Kuss erstickte. Mein Körper kam mir zuerst fast erschreckt vor, da er ja lange keine Action mehr gehabt hatte. Er brauchte aber nicht lange, um sich zu erholen, zumal

ich feuchter war, als ich erwartet hatte.

Dorian hielt mich fest und stieß in mich hinein, immer wieder, weckte das Verlangen, das wir einmal geteilt hatten. Ich verlor mich immer mehr darin, und bald war es so, als wäre seit dem letzten Mal überhaupt keine Zeit vergangen. Ich glaube, er hätte langsamer und sanfter gemacht, wenn ich ihn darum gebeten hätte. Tat ich aber nicht. Ich drängte ihn, mich härter zu nehmen und sich nicht zurückzuhalten. Ich genoss es total, ihn in mir zu spüren. Ich ging mit dem Oberkörper nach oben, als ich kam, und er schob mich wieder nach unten, stieß noch härter zu, während der Orgasmus mich überwältigte. Er kam fast sofort danach, und sein Gesicht war eine Offenbarung in den Qualen der Ekstase. Anscheinend hatte es ihn seine sämtliche Selbstbeherrschung gekostet, meinen Höhepunkt abzuwarten.

Als er fertig war, brach er auf mir zusammen, keuchend und voller Schweiß. Ich zog ihn an mich, strich mit der Hand über diese

glänzenden, feuerroten Haare. Im Nachglühen kam es mir ein bisschen albern vor, hier halbnackt auf dem Fußboden zu liegen – aber nur ein bisschen. Ich versuchte, mir irgendwas Witziges einfallen zu lassen, das ich sagen konnte, aber mein Gehirn war schwerfällig und träge vor Glück und Liebe.

»Ich werde den Eindruck nicht los, eben ausgenutzt worden zu sein«, sagte Dorian amüsiert. »Aber ich glaube, das bekümmert mich nicht.« Wenn man bedachte, dass ich noch vor Kurzem erklärt hatte, nicht zu wissen, wo wir miteinander standen, war seine Wahrnehmung berechtigt.

Ein Klopfen an der Tür verhinderte jede Antwort, die ich vielleicht gegeben hätte. Dorian ächzte und schmiegte sich an meinen Busen. »Einfach nicht beachten.«

Es klopfte erneut, drängender diesmal. Als sich das Klopfen zu etwas steigerte, das nur Fußstritte gegen die Tür sein konnten, schlug ich Dorian vor, dass er vielleicht doch lieber nachsehen ging.

»Ich glaube nicht, dass das ein Diener ist«, sagte ich. »Und hey, sie haben immerhin gewartet, bis wir fertig waren.«

Mit einem Seufzen stand er auf und schlüpfte wieder in das Gewand. Während er zur Tür ging, ordnete ich mein Kleid, wobei sich jeder, der Augen im Kopf hatte, würde denken können, was hier gerade gelaufen war. Zum Glück verachteten einen die Feinen für so etwas nicht.

»Sieh an, sieh an«, sagte er, als er die Tür öffnete. »Das ist aber eine Überraschung.«

Jasmine und Ansonia standen dort. Ansonia sah noch genauso verängstigt aus wie vorhin, aber eigentlich war es Jasmines Aussehen, das mich beunruhigte. Sie war so blass, so schrecklich außer sich, dass ich glaubte, sie würde jeden Moment ohnmächtig umfallen. Ich sprang auf und eilte zu ihnen.

»Setzt euch hin, um Himmels willen! Was ist denn los? Ist alles mit euch in Ordnung?« Es war nirgendwo Wasser zu sehen, also goss ich zwei Gläser Wein ein. Lieber Alkohol an

Minderjährige ausschenken als gar nichts.

Jasmine nahm einen Schluck, schien aber kaum etwas zu schmecken. Sie kam mir vor wie ein Roboter.

»Was ist denn? Jasmine, rede mit mir. Oder sag du etwas, Ansonia!«

»Ich lasse einen Heiler holen«, verkündete Dorian.

Das riss Jasmine aus ihrem Zustand. »Nein, wartet. Das ist nicht – das ist nicht das Problem. Ich bin bloß ...« Sie schüttelte den Kopf und trank wieder von dem Wein. »Ich weiß nicht, was ich denken soll. Ansonia, sag du es ihnen. Du musst es ihnen sagen.«

Ansonia schaute uns aus großen, verängstigten Augen an, die von einem wunderschönen Blaugrau waren, ganz ähnlich wie Jasmines. »Weißt du, wo Pagiel ist?«, fragte ich hoffnungsvoll.

Ansonia schüttelte den Kopf. Ihre Hände zitterten so sehr, dass sie jeden Moment den Wein verschüttete; darum nahm ich ihr das Glas weg.

»Du musst es ihnen sagen«, drängte Jasmine. »Sie müssen es wissen.«

Ansonia öffnete den Mund, aber es kam kein Ton heraus. Ein paar Sekunden später versuchte sie es erneut. »Vor ... vor ein paar Tagen habe ich zufällig mit angehört, wie Mutter und Großmutter abends geredet haben. Sie haben gedacht, dass ich schlafe. Sie – sie haben über Pagiel und seine Diebeszüge geredet.«

»Verdammt«, fluchte ich. »Also wissen sie doch, wo er ist.«

»N-nein.« Ansonia schüttelte den Kopf. »Das nicht. Wirklich nicht. Niemand von uns weiß es. Aber sie haben darüber geredet, dass sie so etwas von ihm erwartet hatten, bloß nicht so früh. Großmutter sagte, dass es so nicht richtig wäre, dass er mit einem richtigen Heer hinübergehen müsste und dass er handele, ohne überhaupt zu begreifen, was er tut. Dann haben sie angefangen, über Euch zu reden, Majestät.« Dieser nervöse Blick huschte zu Dorian. »Ob Ihr ihn wohl unterstützen würdet.«

»Bei den Diebeszügen?«, fragte Dorian verwirrt. »Sie wissen doch, dass ich dagegen bin. Darum haben sie es mir doch verheimlicht.«

»Nein, ob Ihr Pagiel unterstützen würdet. Dabei, Großvaters Erbe anzutreten.«

Ich versuchte, mein Wissen über ihre Familie wieder hervorzukramen, und mir fiel vage ein, dass Ysabels Vater sie und Edria im Stich gelassen hatte. »Welches Erbe?«

Ansonia schluckte. »Ich schwöre, ich habe nie davon gewusst! Ich habe nie gewusst, wer er war. Pagiel auch nicht. Er weiß es noch immer nicht.«

Jasmine war jetzt wieder genug beieinander, um keine Geduld mehr für Ansonias Zögerlichkeit zu haben. »Verdammt, nun spuck es schon aus!« Ohne auf eine Reaktion zu warten, drehte sie sich zu mir und Dorian herum. »Ysabels Vater war der *Sturmkönig*. Unser Vater. Edria hatte es die ganze Zeit über geheim gehalten.«

Ich konnte sie nur anstarren. Selbst Dorian

war sprachlos.

»Versteht ihr denn nicht?«, fragte Jasmine.
»Du bist nicht die Älteste, Eugenie! Sondern Ysabel. Und Pagiel ist der erste Enkelsohn des Sturmkönigs.«

KAPITEL 25

Es gab nur wenige Momente in meinem Leben, in denen sich meine Welt so unwiderruflich verändert hatte, dass die Zeit stillstand und ich in einem Schockzustand gefangen war. Ich konnte sie an einer Hand abzählen. Als ich von meiner Schwangerschaft erfahren hatte, war ein solcher Moment gewesen. Ein anderer, als ich erfahren hatte, dass ich die Tochter des Sturmkönigs war. Und nun ... dies.

»Nein«, sagte ich schließlich. »Das kann nicht sein.«

In Ansonias Augen standen Tränen. »Ich habe es doch *gehört*«, sagte sie. »Und jetzt, im Nachhinein ... Es hat schon länger Bemerkungen gegeben, die ich nicht verstand, Andeutungen, dass es zwischen meiner Mutter und Großmutter irgendein großes Geheimnis gab. Ich hab sie nie verstanden ... erst jetzt. Es fing vor, ich weiß

nicht, vielleicht einem Jahr an. Ich weiß noch, dass meine Mutter eines Tages ganz schockiert gewesen ist. Sie wollte mit niemandem darüber reden. Ich glaube, damals hat sie es erfahren. Bis dahin hatte Großmutter es bestimmt für sich behalten.«

Dorian rückte einen der Stühle heran und setzte sich. Er sah immer noch total fassungslos aus, aber während sein flinker Verstand das Ganze jetzt analysierte, änderte sich das rasch. Er nahm das Weinglas, das ich Ansonia weggenommen hatte, und trank einen Schluck. »Die gesamte Familie wirkt Wetter. Oder zumindest Wind und Luft. Ysabel, Pagiël ... du?«

Ansonia nickte. »Aber ich bin nicht so stark wie sie.«

»Das hat nicht viel zu bedeuten«, sagte ich. »Magie wird nicht immer vererbt.«

»Immer nicht«, stimmte Dorian mir zu. »Aber oft. Und in der Linie des Sturmkönigs ganz gewiss, wenn man von Jasmine und dir ausgehen darf. Sie hat Wasser. Ysabel hat

Luft. Du bist die Glückliche, die beides geerbt hat, was ja unserer Vermutung, dass du den Thronerben in die Welt setzen würdest, Nahrung gegeben hat. Und dann die ... schau dir die Ähnlichkeit an. Ansonia und du, ihr seid erst neulich miteinander verwechselt worden.«

Er hatte recht. Mir wurde ganz anders. Wenn man genau hinsah, bestand keine große Ähnlichkeit zwischen Ansonia und mir, aber wir waren derselbe Typ. Das waren wir alle: Jasmine, Ysabel, Pagi, Ansonia, ich. In Ohio hatte ich es witzig gefunden, wie bereitwillig die Klinik meine ›Geschwister‹ akzeptiert hatte. Jetzt war das plötzlich gar nicht mehr lustig.

»Oh Gott«, sagte ich.

Dorians Blick war in weite Ferne gerichtet. »Und Pagiels Macht ist gewachsen – deutlich. Wir haben nur nicht darauf geachtet, weil so viel los war.«

»Es ist mein *Neffe*«, sagte Jasmine verzweifelt. Niemand schenkte dem viel

Beachtung.

Ich schloss die Augen, als mir noch etwas anderes klar wurde. »Und er hat mit der Eroberung der Menschenwelt bereits begonnen. Keiner von uns hat es gewusst. Er weiß es ja selbst nicht.« Ich öffnete die Augen. »Kiyo hatte recht. Prophezeiungen erfüllen sich wirklich auf unerwartete Weise.«

Und wo wir gerade von Kiyo sprachen ... der absolute Hammer wurde mir jetzt erst klar. Isaac und Ivy. Wenn das alles stimmte, und allmählich glaubte ich es, dann war Isaac gar nicht der Thronerbe des Sturmkönigs. Weil er nicht der erste Enkelsohn war. Er war wirklich ein Unschuldiger, kein Eroberer der Welten. Die Prophezeiung betraf ihn gar nicht. Er war frei, sein eigenes Leben zu leben.

Hoffnung und Freude wuchsen in mir, aber ich behielt es für mich. Diese Erkenntnis war mir teurer als alles andere, was damit zusammenhing ... aber sie spielte für das eigentliche Problem keine Rolle. Darüber konnte ich mich später immer noch freuen.

»Damit sind seine Diebeszüge noch um einiges ernster«, sagte ich. »Wenn an der Prophezeiung wirklich etwas Wahres ist ... tja. Was er da macht, hat das Potenzial, sich zu etwas weit Größerem zu entwickeln.«

Dorian sagte nichts, und ich fragte mich, was er dachte. Vorhin war er damit einverstanden gewesen, Pagiel aufzuhalten – mir zuliebe. Aber da Pagiels Aktionen auf einmal viel bedeutsamer waren ... was jetzt? Wo lagen seine Loyalitäten? Er hatte seine ganze Hingabe gerade erst mir zuerkannt, hatte geschworen, dass er alles für mich tun würde. Aber da hatte er auch noch nicht gewusst, dass die Sache, die er seit Langem unterstützte, bereits angelaufen war. Aus seiner Miene ließ sich nichts schließen, und das machte mich nervös. Meine Schutzmauern gingen wieder hoch.

Jasmine nutzte das Schweigen, um noch einmal zu sagen: »Pagiel ist mein Neffe. Schockt das denn sonst keinen? Wir sind praktisch miteinander gegangen.«

»Habt ihr miteinander geschlafen?«, fragte ich geradeheraus.

Sie wirkte ganz betroffen. »Na ja, das nicht ... aber, hm, geküsst haben wir uns ... und noch ein bisschen mehr ...«

Ich beschloss, nicht weiter nachzuhaken, und zuckte mit den Achseln. »Dann bist du doch auf der sicheren Seite. Hätte um einiges schlimmer kommen können.« Jasmines Gesichtsausdruck besagte, dass sie das anders sah, aber sie sagte nichts weiter.

Danach eskalierte die Situation derart, dass ich im Traum nicht darauf gekommen wäre. Als Erstes stand natürlich an, noch einmal Ysabel und Edria kommen zu lassen, damit sie Ansonias Geschichte bestätigten. Dorian setzte seine knallharte Miene auf, aber ich glaube, sogar er war wie vor den Kopf geschlagen von der Beiläufigkeit, mit der Edria davon erzählte, wie sie vor vielen Jahren einmal die Geliebte des Sturmkönigs gewesen war. Sie benahm sich, als wäre nichts weiter dabei, im Mittelpunkt einer

großen Prophezeiung zu stehen, und sie betrachtete Pagiels Aktionen als legitime Folge seines Erbes. Ysabel – meine *Schwester* – stand ihrer Mutter bei und verteidigte ihren Sohn ebenfalls ... allerdings war bei ihr eine gewisse Verunsicherung spürbar. Ansonia zufolge hatte Ysabel die Wahrheit ja erst kürzlich erfahren. Und so sehr sie zwar nach Aufmerksamkeit und Status gierte, diese neue Entwicklung übertraf vielleicht ihre kühnsten Erwartungen.

Aber da die Katze jetzt aus dem Sack war, hatte Edria keinerlei Hemmungen, die Neuigkeiten in der Anderswelt zu verbreiten. Wie so oft bei Klatsch wussten anscheinend binnen kürzester Zeit alle Bescheid. In den Königreichen herrschte helle Aufregung. Die Leute konnten es nicht fassen, dass nicht nur mein Sohn abgelöst worden, sondern der neue Thronerbe sogar schon dabei war, seiner Bestimmung zu folgen. Nun ließen sich die unterschiedlichen Lager wieder vernehmen, die während der Plage verstummt

waren, und traten entweder vehement für Pagiell ein oder äußerten sich ebenso entschieden gegen ihn.

So war es keine Überraschung, als ein paar Tage später Kiyoo an Dorians Burgtor erschien und erklärte, uns sprechen zu wollen. Dorian erklärte sich erst nach einer Verzögerung dazu bereit. Kiyos letzter Besuch hatte in einem spektakulären Mordanschlag auf mich geendet, woraufhin er von Dorian verbannt worden war, mit einer strikten Anweisung an seine Wachen, was sie zu tun hatten, falls Kiyoo sich hier je wieder blicken ließ. Dorian und ich berieten uns und kamen zu dem Schluss, dass ich sicher war; andererseits hatte sich meine Meinung über Kiyoo nicht sonderlich geändert, auch nach unserer Zusammenarbeit im Eibenland nicht.

»Ich nehme an, ihr werdet irgendwas unternehmen?«, sagte Kiyoo, sobald wir unter uns waren.

»Ich gehe heute noch rüber nach Tucson«, sagte ich. »Aber so leicht wird er nicht zu

finden sein. Roland zufolge ist er längst über alle Berge, wenn man von einem seiner Diebeszüge hört.«

»Ich finde ihn schon«, grollte Kiyo. »Ich finde ihn und mache dieser Sache ein Ende.«

Ich riss unwillkürlich die Augen auf. »Was soll das heißen?«

Kiyo hielt meinem Blick gelassen stand. »Was glaubst du denn? Wir müssen dem Ganzen ein Ende machen, bevor es noch schlimmer wird. Außer ihr verfolgt andere Pläne.« Das war an Dorian gerichtet, mit eindeutigen Unterton.

Dorian hielt sich mit seiner Meinung bisher auffällig zurück. Er unterstützte zwar meine Absicht, Pagiel zu finden, hatte sich aber noch nicht dazu geäußert, was seiner Meinung nach anschließend passieren sollte.

»Pagiel begreift doch gar nicht, was er da tut«, sagte ich. »Es gibt andere Wege, dem ein Ende zu machen.«

»Damit hast du das eigentliche Problem noch nicht mal angeschnitten«, sagte Kiyo.

»*Er ist längst aktiv.* Du hast mir immer wieder vorgeworfen, dass ich hinter deinem Sohn her bin, obwohl er doch unschuldig ist und gar nichts getan hat. Tja, und nun das. Pagiel ist praktisch ein erwachsener Mann, er besitzt beachtliche Kräfte, und er macht genau das, was prophezeit worden ist. Da kannst du doch nicht mehr behaupten, dass es eine Möglichkeit gibt, um diese Prophezeiung herumzukommen.«

»Irgendeine Möglichkeit besteht immer«, sagte ich störrisch. »Wir sind keine Schachfiguren des Schicksals. Pagiel kann die Zukunft immer noch ändern. Er ist klug. Er hat viel Mitgefühl. Und ich glaube, dass er das Richtige tun wird. Er verdient seine Chance. Ich werde ihn ganz bestimmt nicht einfach töten, ohne auch nur mit ihm geredet zu haben!«

Eigentlich hätte mich nichts, was Kiyo machte, noch schockieren sollen, aber ich konnte nicht fassen, mit welcher Leichtigkeit er über seine Versuche hinwegging, Isaac zur

Strecke zu bringen. Kein Bedauern, keine Entschuldigung. Kein ›He, Eugenie, da hab ich mich wohl geirrt. Sorry, dass ich dir über so viele Monate hinweg dermaßen Leid zugefügt habe‹.

Stattdessen richtete er seine Aufmerksamkeit jetzt einfach auf Pagiël. »Ihr habt mit ihm geredet, bevor wir ins Eibenland gereist sind. Seine Diebeszüge haben trotzdem nicht aufgehört. Ich bezweifle ernsthaft, dass du irgendwas tun oder sagen kannst, das jetzt noch etwas ändert.«

»Versuchen muss ich es.«

Kiyo zuckte mit den Schultern. »Und ich werde dich daran hindern.«

Bei dieser subtilen Drohung straffte Dorian sich. »Und ich bereue auf einmal, dir Gastfreundschaft gewährt zu haben.«

Kiyo stand auf. »Keine Sorge. Ich finde selbst hinaus. Ich habe alles gehört, was ich wissen muss.«

Er stürmte mit wutblitzenden Augen hinaus. Ich sah es ganz ähnlich wie Dorian und wäre

am liebsten auch nicht an die Regeln der Gastfreundschaft gebunden gewesen. »Ich könnte ihm Wachen hinterherschicken, sobald er das Burgtor durchschritten hat«, bemerkte Dorian.

Ich schüttelte den Kopf. »Spar dir die Mühe. Dann verwandelt er sich in einen Fuchs und ist davongehuscht, bevor sie irgendetwas unternehmen können. Wir können jetzt nur noch eines machen – Pagiel zuerst finden.«

»Natürlich.«

Ich sah ihn unsicher an, weil ich nicht wusste, ob ich aussprechen sollte, was mir im Kopf herumging. »Dorian ... wenn ich ihn finde, haben wir dann dasselbe Ziel?«

Er zog eine Augenbraue hoch. »Ich denke, wir wollen beide vermeiden, dass dieser Kitsune Pagiel tötet.«

»Ja, aber darüber hinaus? Wirst du mir dabei helfen, Pagiel zur Vernunft zu bringen, oder wirst du ihm ein Heer geben?«

Ich wurde aus Dorians verfluchtem Pokerface immer noch nicht schlau. Auch war nicht

gerade beruhigend, dass er sich lange Zeit mit seiner Antwort ließ. »Ich sagte schon, dass ich auf deiner Seite bin und dich unterstütze. Ich will doch meinen, die Ereignisse neulich nachts hätten dich davon überzeugt.«

Ich lächelte fast. »Die Ereignisse? Die haben mich vor allem davon überzeugt, dass wir immer noch guten Sex miteinander haben können.«

»Daran bestand nie Zweifel. Aber ich war nicht der Einzige, der sein Wort gegeben hat, Eugenie. Du hast gesagt, dass du mir vertraust. Vertraust du mir jetzt gerade?«

Nun war ich es, die nach einer Antwort suchte. »Ich möchte es gern.«

»Dann tu's.«

Er streckte die Hand nach mir aus, zog sie wieder zurück. Ich wusste nicht, ob mich das enttäuschte oder erleichterte. »Was brauchst du noch, bevor du gehst?«, fragte er, nun wieder ganz geschäftsmäßig.

Ich brauche es, dass du mich berührst,

dachte ich und merkte, dass ich seine Zurückhaltung nun doch bedauerte. *Ich brauche es, dass du mich hältst und mir das Gefühl gibst, dass du mich wirklich mehr liebst als irgendwelche Prophezeiungen.*

Stattdessen wurde ich genauso sachlich wie er. »Drüben nichts. Aber sobald wir wieder hier sind ... na ja. Dann werde ich deine Hilfe dabei brauchen, Pagiel ordentlich zusammenzuschießen.«

Jasmine begleitete mich nach Tucson. Ihre Reaktion verblüffte mich. Ich hatte damit gerechnet, dass sie extrem in eine Richtung neigen würde, dass sie ihn entweder vehement unterstützen oder ihn wegen der verwandtschaftlichen Irrungen und Wirrungen hassen würde. Aber weder noch. Sie war ernst und zielorientiert, und sie stimmte mit mir darin überein, dass man ihn zur Vernunft bringen musste.

Das Schwierigste in Tucson war das Warten. Ich teilte meine Zeit zwischen Rolands und meinem Haus auf – Letzteres sehr zur Freude

von Tim und Lara. Jasmine, Roland und ich schauten wie besessen Nachrichten und warteten auf irgendwelche Hinweise auf Pagiels Bande fröhlicher Gefährten. Ich fragte mich ständig, ob das überhaupt etwas brachte, weil wir ja vielleicht nur noch eine Staubschicht vorfanden, wenn wir dann dorthinrasten. Er war zwar zuletzt in Arizona gesichtet worden, aber bei seinem Aktionsradius konnte er das nächste Mal ebenso gut in einem anderen Staat auftauchen. Wenn er sich in Texas oder so zeigte, dann schafften wir es nie rechtzeitig dorthin.

Die Diebstähle in Supermärkten und auf Bauernmärkten blieben nicht unbemerkt, aber die Aufmerksamkeit der Medien richtete sich auf die Habubs. Sie waren groß und spektakulär – und für diese Gegend außergewöhnlich häufig. Sie lenkten bestens von der übernatürlichen Natur der Einbrüche ab und verlockten die Leute zu allen möglichen Theorien. Zum Glück neigt der

Mensch dazu, ›vernünftige‹ Erklärungen für ungewöhnliche Ereignisse zu finden, bevor er sich den verrückteren zuwendet. Na ja, die meisten Menschen jedenfalls. Manche sahen in den dramatischen Sandstürmen auch schon Vorboten der nahen Apokalypse. Andere gaben dem Klimawandel die Schuld und warnten, dass das erst der Anfang wäre. Auf die Idee einer Invasion aus der Anderswelt kam niemand.

Wenn ich nichts zu tun hatte, dachte ich auch viel über Dorian nach. Er fehlte mir mehr als erwartet, und ich war nach wie vor uneins mit mir, ob ich ihm vertrauen konnte. Ich wollte es gern. Sehr. Er wirkte so aufrichtig in seiner Veränderung ... aber ich hatte ihm schon einmal geglaubt, nur um dann getäuscht zu werden. Ich hatte ihn mal geliebt und wollte es wieder, aber wie kann man lieben ohne Vertrauen?

»Eugenie!«

Jasmines Ruf scholl durch mein kleines Haus und ließ mich hochfahren. Ich hatte an diesem

Nachmittag in meinem Schlafzimmer gegessen und versucht, durch das Legen eines Wal-Puzzles Ablenkung von meinen Grübeleien zu finden. Schritte bretterten den Flur herunter, und Jasmine erschien in der Türöffnung.

»Eugenie«, keuchte sie. »Im Fernsehen ... ein Habub.«

Ich war fast so schnell wie sie im Wohnzimmer, gerade rechtzeitig, um Filmaufnahmen des Sandsturms zu sehen, der über eine kleine Stadt südlich von Phoenix hinwegrollte. Obwohl ich selbst schon einige heftige Sachen mit dem Wetter angestellt hatte, war ich fassungslos. Der Habub war gigantisch, er reichte hoch in die Luft und erstreckte sich über fast vierzig Meilen. Die Wolke rollte in die Stadt hinein, verschlang sie. Die Stürme richteten wenig Schaden an, und Lebensgefahr bestand höchstens für Autofahrer, die plötzlich nichts mehr sehen konnten. Außerdem war so ein Sturm eine hervorragende Tarnung für einen

Diebeszug.

»Das ist live«, sagte ich. »Er muss da gerade irgendwo sein.«

»Es ist über eine Autostunde bis dahin«, sagte sie bestürzt. »Da hat er sich längst wieder abgesetzt, wenn wir dort ankommen.«

Ich überlegte fieberhaft. »Ja, schon, aber wohin abgesetzt?«

Ich stöberte meine Küchenschubladen durch und fand eine alte Straßenkarte von Arizona, in die Roland und ich irgendwann mal sämtliche Tore eingetragen hatten. Die meisten kannte ich auswendig, aber ich wollte sichergehen. Ich legte einen Finger auf die Stadt, in der Pagiel gerade war, und sah nach den nächstgelegenen Toren.

»Am dichtesten dran wäre eins im eigentlichen Phoenix«, sagte ich. »Egal, ob sie zu Pferd oder zu Fuß unterwegs sind, sie riskieren es bestimmt nicht, mitten durch die Stadt zu gehen. Dann gibt's noch eins nördlich von Phoenix, das ins Weidenland führt, aber dafür müssten sie die Stadt

umrunden. Das hier dagegen ...« Ich tippte mit dem Finger auf eine Stelle, die näher an Tucson, aber abseits der größeren Straßen lag. »Es ist abgelegen und leichter für sie erreichbar.«

»Du meinst, sie springen gleich wieder zurück in die Anderswelt?«, fragte Jasmine.

»Also, das auf jeden Fall. Sie wollen doch nicht riskieren, dass sie von Menschen geschnappt werden, und wir wissen, dass sie die geklauten Sachen an die Feinen weitergeben.«

»Pagiel ist wahrscheinlich stark genug, um ohne Tor springen zu können«, erinnerte mich Jasmine.

»Aber seine Gefolgsleute nicht. Er nimmt dieses Tor, jede Wette. Und wir werden dort auf ihn warten. Wenn wir sofort losfahren, sind wir schneller als er.« Eine solche Chance bekamen wir so rasch nicht wieder. Alle möglichen anderen Orte hatten zu viele Tore oder lagen zu weit entfernt.

Jasmine kam hinterher, als ich mir meine

Autoschlüssel schnappte und zur Tür ging.

»Wohin öffnet sich das Tor?«

»Ins Dornenland.«

»Ganz schön dreist.«

Ich lachte. »Sieht so aus. Aber ich glaube, es ist eine ziemlich abgelegene Ecke des Landes. Da kann er sich leicht verstecken und kommt auch rasch rüber ins Eichenland.«

Ich wäre am liebsten doppelt so schnell gefahren wie erlaubt, aber mir war natürlich klar, dass es noch länger dauern würde, wenn ich angehalten wurde. Trotzdem kamen wir auf der Interstate gut voran. Langsamer ging es erst, als wir abbiegen und in die Wüste hinaus mussten. Immer wieder sah ich nervös auf die Uhr und rechnete herum, wie lange er mit seiner Bande wohl brauchte. Alles sprach dafür, dass wir vor ihm dort sein würden, aber ich hatte längst gelernt, nichts als gegeben vorauszusetzen, wenn es um die Anderswelt ging.

Wir erreichten das Tor, und ich parkte das Auto ein Stück davon entfernt. Pagiel würde

nicht wissen, dass es meins war, aber ich wollte vermeiden, dass er kopfscheu wurde, weil er glaubte, dass Menschen in der Nähe wären. Es war später Nachmittag und, mitten im Wüstenland, so heiß wie nur irgendwas. Jasmine und ich waren klug genug gewesen, Wasserflaschen mitzunehmen, aber die verhinderten auch nicht, dass der Schweiß nur so von uns runtertropfte, während der Sand die gnadenlosen Sonnenstrahlen reflektierte. Wir fanden eine Stelle bei einigen Saguaro-Kakteen. Viel Schatten boten sie nicht, dafür aber einen geschützten Blick auf das Tor. Ich wollte ja nicht, dass Pagiel uns gleich sah.

Der Nachmittag verging, und allmählich kamen mir Zweifel. Vielleicht lag ich ja falsch mit dem Tor, und Pagiel wollte das Risiko, in eines meiner Lande überzuwechseln, gar nicht eingehen. Oder vielleicht hatte er es irgendwie schneller geschafft, als ich dachte, und war längst weg. Uns ging allmählich das Wasser aus, aber wir konnten beide nötigenfalls den Pflanzen der Umgebung

welches entziehen. Normalerweise machte ich das nicht gern, aber manchmal war es überlebensnotwendig.

»Dort«, sagte Jasmine und richtete sich auf. Sie zeigte auf eine Stelle, wo Sand aufgewirbelt wurde, als eine Gruppe Reiter in Sicht kam.

»Nicht zu fassen«, sagte ich. »Sie sind von Phoenix hierhergeritten. Er ist wirklich ein moderner Robin Hood.«

Pagiel führte sie an; er war leicht zu erkennen mit seinen roten Haaren, die in der Sonne aufschimmerten. Ein rundes Dutzend Reiter begleiteten ihn, was mir den Mut nahm. Seine ersten Diebeszüge hatte er mit einer Handvoll gemacht. Ein Dutzend war noch kein Heer, deutete aber trotzdem auf zunehmende Unterstützung hin. Nachdem ich die leidenschaftlichen Reaktionen in der Anderswelt miterlebt hatte, ging ich davon aus, dass er mehr hätte rekrutieren können, wenn er gewollt hätte. Immerhin konnten wir froh sein, dass es den meisten Feinen

Schwierigkeiten bereitete, hierher in diese Welt zu kommen.

Ich wartete, bis er näher heran war, aber noch nicht so nahe, dass er durch das Tor gehen konnte. Dann sprang ich auf und stapfte los, Jasmine gleich neben mir.

»Pagiell!«, rief ich.

Er machte sich klein im Sattel, und ich spürte sofort, wie der Wind zunahm. Als er uns erkannte, ließ der Wind gleich wieder nach, aber Pagiels wachsamer Gesichtsausdruck zeigte deutlich, dass er uns als Freunden nicht ganz traute. Seine Reiter betrachteten uns mit ebensolcher Vorsicht, und ich sah das Aufblitzen einiger Kupferklingen.

»Eure Majestät? Jasmine?« Pagiell sah zwischen uns hin und her. »Was tut ihr hier?«

»Das weißt du doch.« Ich versuchte, ganz ruhig und friedlich zu wirken. »Wir müssen uns über die Diebeszüge unterhalten, die du unternimmst. Pagiell, du weißt, dass sie nicht richtig sind.«

»Die Menschen haben reichlich!«, rief einer

seiner Gefolgsmänner. »Wir haben das Recht, uns unseren Anteil zu holen.«

Pagiel sah ihn nur an, und der Mann verstummte. Irgendwie war aus dem jugendlichen Helfer, mit dem ich mich angefreundet hatte, ein mächtigerer Führer geworden als vermutet.

»Bei uns im Reich hungern die Leute«, sagte Pagiel. »In Eurem Reich mitunter auch. Könnt Ihr ernsthaft behaupten, dass Ihr ihnen nicht helfen wollt?«

»Es droht niemand mehr zu verhungern«, argumentierte ich. »Wir müssen mit Rationierungen auskommen, ja, aber immerhin überleben wir auf ehrenvolle Art.«

Pagiel schüttelte den Kopf. »Darüber haben wir schon gesprochen. Es liegt keine Ehre darin – in bloßem Überleben. Ist es außerdem nicht das, was von mir erwartet wird?«

Bei der Bitterkeit in seiner Stimme zog sich in mir etwas zusammen. Schön. Er wusste es also. Irgendwie überraschte mich das nicht. Wenn er sich in den letzten Tagen zwischen

den Welten hin und her bewegt hatte, dann musste er das mit seiner Herkunft mitbekommen haben.

»Von dir wird überhaupt nichts erwartet«, sagte ich sanft. »Du triffst deine eigenen Entscheidungen.«

»Da höre ich aber anderes. Ich hab doch gehört, was sie gesagt haben, als ich drüben war. Sie haben alle ihre Pläne mit mir. Sogar meine Großmutter. Warum sonst hätte sie es mir nicht sagen sollen?«

»Das weiß ich nicht«, gab ich zu. In seinem Gesicht stand ein nackter Schmerz, der mir das Herz brach. Vielleicht hatte er nach Feinenmaßstäben das Mannesalter erreicht, aber noch war er in vielerlei Hinsicht ein Junge. Er war in eine Welt gestoßen worden, für die er noch nicht bereit war, und musste sich einer unwiderruflichen Veränderung seines Lebens stellen. Ich kannte das Gefühl, und er tat mir schrecklich leid. »Lass mich dir helfen. Komm mit mir zurück, und dann können wir reden.«

Da schrillten bei ihm sämtliche Alarmglocken los. Der Wind nahm wieder zu, peitschte meine Haare. »Reden? Ich bin doch nicht dumm. Ich weiß, was das heißt. Ihr legt mich in Ketten und sperrt mich weg.«

»Hör auf damit«, fuhr ich ihn an. Fast ohne nachzudenken machte ich seiner Windmagie ein Ende. Er war vielleicht stark, aber die liebe Tante Eugenie war stärker. Er zuckte leicht zusammen, als er spürte, wie klein sich seine Magie neben meiner ausnahm. »Ich werde gewinnen, wenn wir kämpfen, und ich will nicht, dass es dazu kommt. Wir sind eine Familie. Und es ... fühlt sich einfach auf vielerlei Weise richtig an, weißt du? Du hast mir beigestanden, seit wir uns kennengelernt haben. Ich möchte das Gleiche für dich tun. Ich schwöre, ich werde dir nichts tun. Dorian auch nicht. Wir kriegen das hin. Zusammen.«

Pagiels Gesicht spiegelte seinen inneren Kampf wider. Er wusste nicht, wem er trauen sollte, und das konnte ich ihm kaum vorwerfen. Ich war auch schon in dieser Lage

gewesen. Er hatte sich in einer chaotischen Welt seine Nische als Geächteter geschaffen, was ihm wenigstens ein bisschen Kontrolle über irgendwas gab.

»Pagiell, bitte«, sagte ich. Panik stieg in mir auf. Ich hatte Angst, dass es auf einen Kampf hinauslief, denn den galt es unbedingt zu vermeiden. »Ich weiß, was du gerade durchmachst. Ich habe selber auch gegen das Schicksal angekämpft, das mir angeblich auferlegt war. *Du* bestimmst über dein Leben, nicht irgendeine Prophezeiung, die jemand gemacht hat, als du noch nicht einmal geboren warst.«

Pagiell antwortete immer noch nicht. Es war Jasmine, die ihn knackte. »Pagiell, bitte«, nahm sie meine Worte auf. »Bitte komm mit.«

Sein Blick huschte zu ihr, und in seinem Gesicht stand neuer Schmerz. Wie Jasmine hatte er inzwischen begriffen, dass ihre verwandtschaftliche Verbindung ihrer Liebesbeziehung ein Ende gesetzt hatte. Trotzdem empfand er eindeutig immer noch

etwas für sie, und das würde sich wohl auch nicht ändern.

»Na schön«, sagte er schließlich. Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf mich. »Ich vertraue dir, Eugenie.«

Es war das erste Mal, dass er mich duzte, und ich lächelte. Es passte, wir waren schließlich verwandt. Einige seiner Gefolgsleute murrten über seine Entscheidung, aber erneut brachte sie ein Befehl von ihm zum Schweigen. Außerdem fiel mir auf, dass ein paar Männer sogar erleichtert wirkten. Vielleicht war aus dem lustigen, tolldreisten Abenteuer ja für manche viel zu schnell mehr geworden.

Pagiel sah nach hinten zu zwei Pferden, die mit Packtaschen und Vorräten beladen waren. »Verteilt diese Sachen untereinander, damit meine Tanten reiten können.«

Seine Reiter sprangen sofort. Ich hoffte verzweifelt, dass wir das alles in Ordnung bringen konnten, weil er so dermaßen viel Potenzial hatte. Er besaß eine kraftvolle

Ausstrahlung und Persönlichkeit. Einmal auf den richtigen Weg gebracht, konnte er ein Führer werden, der in der Anderswelt Großes leistete. Er konnte eines Tages ein Königreich erben.

Ich hoffte, dass meinem Auto nichts passieren würde, und wir wechselten nach drüben. Das Tor war nicht gerade das stärkste, aber von seinen Leuten hatte anscheinend niemand Probleme damit. Er hatte sich eine mächtige Truppe zusammengestellt. Wir erreichten das Dornenland und wandten uns auf der Straße Richtung Eichenland. Während wir dahinritten, wühlten die anderen Feinen in ihren Packtaschen mit der Beute. Ein paar fingen an, Schokoriegel in quietschbunten Verpackungen in sich hineinzustopfen. *Wenn Pagiel mit diesen Diebeszügen erst mal aufgehört hat, dachte ich, werden wir über das Ganze lachen.*

Es war immer noch komisch, das Eichenland dermaßen grün zu erleben. Die Bäume trugen

inzwischen Sommer-und Herbstfrüchte, und ich hoffte, Pagiell würde bald begreifen, dass es hier in der Anderswelt viel Liebenswertes gab. Er und seine Gefolgsleute brauchten die Menschenwelt nicht. Sie gehörten hierher.

Bald erreichten wir einen Straßenabschnitt, den ich gut kannte, eine Wegbiegung, die uns demnächst in Sichtweite von Dorians Burg bringen würde. Ich seufzte erleichtert. Wir hatten es geschafft. Wir würden Pagiell nach Hause bringen und das alles wieder hinbiegen.

Plötzlich zischte wie aus dem Nichts ein Pfeil an Pagiell vorbei und verfehlte ihn nur knapp. Ihm folgten zwei weitere Pfeile, und einer von Pagiells Reitern wurde in die Brust getroffen. Ich zog mein Athame und meine Pistole. Die Luft schwoll um uns herum an, was zugleich auf Pagiells und meine Magie zurückzuführen war, und seine Reiter zogen ihre Waffen. Rufe von den Bäumen auf beiden Seiten der Straße her zeigten, dass wir rasch umzingelt wurden, aber noch war nicht zu sehen, vom

wem. Ich sah mich hektisch um und versuchte zu entscheiden, wie wir uns am besten verteidigen konnten.

Bevor ich etwas sagen konnte, deutete Pagiell mit seinem Schwert auf Jasmine und mich. »Ergreift sie! Nehmt sie als Geiseln! Sie haben uns in einen Hinterhalt geführt!«

KAPITEL 26

»Was?«, rief ich. »Die gehören nicht zu uns! Keine Ahnung, was das für welche sind!«

Pagiel schien mich nicht zu hören. Seine Gefolgsleute genauso wenig. Ein paar rückten mir auf die Pelle, was reichlich leichtsinnig war. Ich streckte in einer Abwehrgeste mein Athame vor und ließ rasch finstere Wolken über uns entstehen, in denen Blitze zuckten, hauptsächlich für den Effekt. Ich wollte niemanden verletzen, nicht wenn uns gerade eine dritte Partei angriff. Der Trick funktionierte, und seine Reiter zögerten.

»Ich bin nicht euer Feind«, sagte ich zu ihnen. »Kümmert euch später um mich. Macht euch lieber Sorgen wegen *denen*.«

Passenderweise wählten unsere Angreifer diesen Moment, um sich endlich zu zeigen. Es war eine gemischte Gruppe von Kriegern, die nichts trugen, das als Uniform erkennbar war. Es konnten ganz gewöhnliche

Straßenräuber sein, aber an ein paar von ihnen sah ich eine goldene Anstecknadel in Form eines Weidenbaums aufblitzen. Zur Abrundung der wilden Mischung hatte man auch noch ein paar umherziehende Geister und Trolle rekrutiert.

»Das sind Maiwenns Leute«, sagte ich zu allen, die es hören wollten.

Endlich war einer der Reiter clever genug, die Gefahr zu begreifen. »Die Weidenkönigin will unseren Herrn ermorden lassen! Greift an! Verteidigt Pagiell!«

Viele seiner Gefolgsleute waren in seinem Alter. *So jung*, dachte ich traurig. Aber ihren entschlossenen Gesichtern nach zu urteilen waren sie mehr als bereit, ihren Führer zu verteidigen. Ich respektierte das. Ansonsten konnte Pagiell selbst auf sich aufpassen; darum überließ ich es den anderen, sich darum zu kümmern, und preschte los, um dabei mitzuhelfen, den Gegner auszudünnen.

Die meisten von Pagiells Kriegern kamen mit dem physischen oder magischen Kampf

Mann gegen Mann zurecht, also konzentrierte ich mich auf die Monster und Geister. Viele von ihnen konnte ich mit Schamanenmagie erledigen, sie aus der Distanz verbannen, bevor sie überhaupt merkten, was los war. Ich tauschte mein Athame gegen meinen Zauberstab aus. Es war ein richtiger Zauberstab, nicht dieses selbst gebaute Gerät aus dem Eibenland – das ich allerdings als Andenken behalten hatte.

Einige Geister spürten, was ich tat, und griffen mich direkt an. Da fiel mir auf, dass ich schon seit einer ganzen Weile nicht mehr in einen richtigen Kampf verwickelt gewesen war. Trotz der Gefahren, denen wir auf dem Weg ins Eibenland begegnet waren, hatte es sehr wenige körperliche Auseinandersetzungen gegeben. Am ehesten noch bei der Befreiung der Monarchen, aber selbst da hatte mir meine Sturmmagie das meiste erspart. Ich hatte mich schon lange nicht mehr richtig in den Kampf stürzen müssen.

Wie so oft seit der Geburt der Zwillinge stellte ich auch dabei erfreut fest, dass ich mich wirklich erholt hatte. Während der Schwangerschaft hatte ich unter anderem Angst gehabt, dass ich körperlich nie wieder an die alten Zeiten würde anknüpfen können. Aber inzwischen war ich genauso schnell und effektiv wie früher. Klar, ich bekam einige Schrammen und Kratzer von den Geistern ab (diese Sorte hier wirkte bei Berührungen fast wie Säure), aber ich stürzte mich mitten hinein und kämpfte mich durch.

Unsere Seite machte gute Fortschritte, da kam ein Trupp Eichenkrieger, angeführt von Dorian höchstpersönlich, die Straße herangedonnert. Damit stand unser Sieg schon fest, und binnen kürzester Zeit waren Maiwenns Leute entweder tot oder geflohen.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn, steckte den Zauberstab weg und ritt zu Dorian hinüber. Da er erst kurz vor Schluss gekommen war, wirkte er bemerkenswert frisch und energiegeladen, obwohl auf seinem

Schwert Blut zu sehen war. »Nun, nun«, sagte er. »Was war denn los?«

Ich verzog das Gesicht. »Hinterhalt. Ich habe Pagiel in Arizona ausfindig gemacht und ihn überzeugt, mich zu dir zu begleiten. Dann sind diese Typen aufgekreuzt. Kiyo hat ja verkündet, Pagiel selbst jagen zu wollen, aber anscheinend hat er sich dann gedacht, dass ich eher Glück haben würde, und einfach Maiwenns Truppen bestimmte Wegstellen überwachen lassen und auf unsere Rückkehr gewartet.«

Dorian sah sich um und runzelte leicht die Stirn. »Und wo *ist* Pagiel?«

»Gleich da drü–« Ich wandte mich um und glotzte. Seine Reiter waren alle da und mehr oder weniger noch heil. Bloß Pagiel fehlte. »Wo zum Teufel ist er abgeblieben?« Einen Moment später fiel mir noch etwas anderes auf. »Und wo ist Jasmine?«

Sein Verschwinden überraschte seine Gefolgsleute genauso sehr wie mich – die meisten jedenfalls. Zwei tauschten wissende

Blicke aus, und ihren Gesichtern war anzusehen, dass sie leichte Schuldgefühle hatten.

»Was ist los?«, donnerte Dorian. »Was ist passiert?«

Der eine verneigte sich leicht im Sattel. »Vergebt uns, Sire. Als der Angriff erfolgte, da dachten wir ... nun, wir hielten es für Verrat.« Er sah mich bedauernd an. »Wir haben Pagiel gedrängt, nicht hierzubleiben, weil wir wussten, dass der Angriff ihm galt. Und ... wir haben ihn, äh, ermutigt, Lady Jasmine mitzunehmen.«

»Er ist nicht geflohen«, fügte der andere leidenschaftlich hinzu. »Er ist kein Feigling. Er wäre geblieben, hätten wir nicht darauf beharrt.« Sein Freund nickte nachdrücklich.

Ich starrte sie fassungslos an. »Er hat Jasmine als *Geisel* genommen?«

»Kluges Vorgehen, wenn man Angst hat und sich von denen, denen man vertraut, in einen Hinterhalt geführt wähnt«, sagte Dorian. »Ich bezweifle, dass er ihr etwas antut.«

»Das soll er mal wagen!«, rief ich. »Wie hat er sie überhaupt bezwingen können? Sie ist stark.«

»Und er ist stärker.« Dorian wandte sich an Pagiels Leute. »Ich denke, ihr seid inzwischen überzeugt, dass wir auf seiner Seite sind. Welche Richtung hat er eingeschlagen?«

Sie zögerten nur kurz. »Ich glaube, er ist in den Wald hineingeritten, Eure Majestät«, sagte der eine. »Dort entlang.«

»Dann werden wir zwei diesen Weg ebenfalls nehmen«, sagte Dorian zu mir. »Dennoch lässt sich nicht ausschließen, dass er seinen Kurs ändert. Die Verletzten reiten zu meiner Burg. Die übrigen schwärmen aus und suchen nach ihm. Wenn ihr ihn findet, versichert ihm unsere Unterstützung und bringt ihn zurück.« Er sah die Versammelten scharf an. »Haben wir uns verstanden?«

Sie murmelten kleinlaut ihre Zustimmung. Sie unterstützten Pagiel zwar vielleicht, aber die meisten waren Untertanen des Eichenlands.

Dorian war beeindruckend, und es fiel ihnen schwer, sich zu verweigern.

»Verdammt«, fluchte ich, sobald Dorian und ich uns von den anderen getrennt hatten. »Wie konnte ich so blöd sein, nicht daran zu denken, dass Maiwenn und Kiyō sich etwas Derartiges einfallen lassen würden. War doch klar, dass sie nicht selbst aktiv werden, sondern sich an unseren Erfolg ranhängen.«

»Nun, sie waren immerhin so aktiv, diese Hinterhalte vorzubereiten«, stellte Dorian fest. »Vergleichbare Truppen dürften überall entlang unserer Grenzen auf der Lauer liegen. Diese Gruppe hier hatte dann halt Glück.«

»Aber nicht genug Glück. Weil Kiyō und Maiwenn nicht hier waren. Sie haben nur raten können, welche Gruppe ihn dann wirklich erwischt.«

Dorian nickte zustimmend. »Ihre Anwesenheit hätte das Ganze komplizierter gemacht. Ah, das ist vielversprechend.« Er hielt an und zeigte auf eine Stelle, wo offensichtlich kurz zuvor einige Grashalme

und Äste umgeknickt worden waren.

»Das wäre mir nicht mal aufgefallen.«

Er schoss ein Grinsen auf mich ab. »Dafür bin ja ich hier. Ein hervorragender Jäger jedweden schwierigen Wilds.«

Ich verdrehte die Augen über die Zweideutigkeit, und wir ritten weiter. Von dem Witz abgesehen war Dorian wirklich ein guter Spurenleser. Und je weiter wir vorankamen, desto mehr fiel mir meine eigene Art Spuren auf.

»Die Luft ist unnatürlich hier«, sagte ich in Ermangelung einer besseren Beschreibung. »Der Effekt ist schwach, wie ein Rückstand. Aber sie ist jedenfalls kürzlich durch Magie verändert worden.«

Dorian sah mich besorgt an. »Denkst du, es ist eine Falle?«

»Nein«, sagte ich nach einem Moment des Nachdenkens. »Dafür ist der Effekt nicht annähernd stark genug. Wenn ich raten müsste ... das gehört zu dem Zauber, mit dem er Jasmine davongetragen hat. Pagiel

ist vielleicht stärker, aber trotzdem würde sie sich nicht einfach so wegschleppen lassen. Man kann Luft zum Fesseln benutzen, wenn man die richtigen Kniffe kennt. Man kann fast eine Art ›Luftseil‹ erzeugen oder – in extremen Fällen – jemandes Atmung so weit behindern, dass er sich fügt. Ich hoffe wirklich, dass es dazu nicht gekommen ist.«

»Nun, wie ich schon sagte, ich glaube nicht, dass er ihr wehtun würde. Ich glaube, sie war einfach eine leichte Beute, und er dachte, damit kann er sich dich vom Leib halten.«

Ich nickte, weil ich wusste, dass er recht hatte. Selbst bei flottem Tempo war es unwahrscheinlich, dass wir Pagiel so bald einholten. Er hatte sich zweifellos so schnell abgesetzt wie möglich, um eine Verfolgung zu erschweren. Unser Glückstreffer kam, als wir Jasmynes Pferd fanden, das gerade an einem Grasbüschel knabberte.

»Sie auf ihrem eigenen Pferd im Griff zu behalten, war zu schwierig«, überlegte ich.
»Da hat er sie lieber mit bei sich

raufgenommen.«

Dorians Augen glitzerten von der Erregung des Jagens. »Es wird ihn langsamer machen. Das ist unsere Chance, ihn einzuholen.«

Wir setzten das schnelle Tempo noch ein paar Stunden fort. Der Rückstand von Luftmagie wurde immer stärker, was mir Hoffnung gab, bis wir schließlich hinaus auf eine Lichtung kamen und Pagiel und Jasmine dort auf umgefallenen Baumstämmen sitzen sahen. Er sprang auf, als er uns sah.

»Kommt nicht näher«, warnte er. »Ich ... ich habe sie.«

In seiner Stimme war ein Zittern, das Dorians Vermutung bestätigte, dass Pagiel Schwierigkeiten haben würde, Jasmine wehzutun. Sie saß unbeweglich da, die Arme dicht an ihren Rippen. Ich hatte ebenfalls recht gehabt. Sie war mit Seilen aus Luft gefesselt. Währenddessen geriet der Wind um uns herum in Aufruhr.

»Pagiel, ich habe es dir schon einmal gesagt – du wirst in einem Kampf nicht siegen. Zumal

nicht gegen uns beide«, sagte ich. »Bitte lass sie frei. Ich weiß, dass du etwas für sie empfindest und ihr nicht wehtun möchtest.«

Der Schmerz und die Verwirrung von vorhin standen ihm wieder im Gesicht. »Du hast mich angelogen. Du hast den Hinterhalt arrangiert.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wenn du bei uns geblieben wärest, hättest du gesehen, dass es Maiwenns Leute waren. Wir haben sie in die Flucht geschlagen. Deine Reiter haben ihnen einen großartigen Kampf geliefert. Sie sind dir wirklich treu ergeben und haben für deine Ehre gekämpft, obwohl du nicht mehr da warst.«

Es war eine subtile Spitze. Eigentlich warf ich ihm gar nicht vor, dass er abgehauen war, aber ich wusste, dass ihm das zusetzte. Wenn ich ihn genug verunsicherte, dann bestand Hoffnung, dass er mit uns zurückkehrte und sich zur Vernunft bringen ließ.

»Ich darf dir nicht vertrauen«, sagte Pagiel.

»Ich darf niemandem vertrauen. Und schon gar nicht denen, die vorgeben, mich zu unterstützen ... sie wollen so viel von mir, mehr als ich gerade geben kann.«

»Pagiell«, sagte Dorian sanft. »Habe ich dir je Grund gegeben, an mir zu zweifeln? Bin ich nicht immer für deine Familie da gewesen?«

Pagiell konnte ihn nicht ansehen. »Ja, Sire. Früher hätte ich Euch vorbehaltlos vertraut, aber jetzt ... jetzt liegen Eure Loyalitäten bei *ihr*. Ich stelle Eure Entscheidung nicht infrage. Sie steht Euch zu. Aber darum kann ich auch nicht mehr glauben, dass Ihr stets in meinem Interesse handeln werdet.« Er seufzte und sah dann mit einer grimmigen und unglücklichen Entschlossenheit auf. »Vergebt mir.«

Das war das Einzige, was mich warnte. Er wirkte seinen Zauber zu schnell, schneller, als ich für möglich gehalten hätte. Ein Wald bietet kaum die richtigen Bedingungen für einen Habub, aber Pagiell schuf ein komplexes Windmuster, das sehr einem Sandsturm ähnelte. Und es war *stark*. Erde flog vom

Boden auf. Bäume wurden ausgerissen. Wir waren ebenfalls betroffen, wurden nach hinten geweht und gezwungen, nach Halt zu suchen. Ich bekam einen Baum zu fassen, dessen Wurzeln noch hielten, und schaffte es, stehen zu bleiben.

Pagiel nutzte die Ablenkung zur Flucht. Ich konnte mich nicht gleich um ihn kümmern, weil ich alle meine Energie darauf verwendete, den Malstrom, den er geschaffen hatte, wieder zum Stillstand zu bringen. Meine magischen Sinne brannten, und ich konnte jeden Faden der Magie spüren, jedes Molekül in der Luft um uns herum. Die Magie war ein Spiegel meiner eigenen, was unseren gemeinsamen Genen zu verdanken war. Ich nahm es mit ihr auf, beantwortete jedes Glimmen der Magie mit neutralisierender Gewalt. Es war ein komplexer Vorgang, wie das Auflösen eines Teppichs. Die Verzögerung gefiel mir gar nicht, aber ich musste diese Magie ungeschehen machen, bevor sie Jasmine, Dorian und mich

umbrachte. Als ich fertig war und die Welt zur Ruhe kam, sah ich mich um und rechnete damit, dass Pagiel verschwunden war.

Stattdessen fand ich ihn in ein Gefängnis aus Erde und Steinen eingeschlossen, die vom Boden aufgestiegen waren und ihn bis zum Hals einhüllten. Ich spürte, wie er seine Magie zusammenzog, wahrscheinlich um Dorians Werk auseinanderzusprengen. Rasch rammte ich Mauern aus Luft in den Boden, was den Luftdruck in wahnwitzige Höhen trieb, die uns arg zusetzten, aber auch sicherstellten, dass Pagiel sich so bald nicht befreien konnte.

Pagiel sah Dorian an. »Eure Majestät. Bitte lasst mich gehen. Ihr habt gesagt, dass Ihr mir helfen würdet!«

»Das tue ich ja gerade.« Dorians Gesicht war hart. »Ich könnte dieses Gebilde leicht so weit hochziehen, dass du ersticken würdest. Das will ich nicht. Ich will, dass du am Leben bleibst.«

»Dann gebt mich frei«, flehte Pagiel. »Ihr habt das Erbe meiner Familie immer

unterstützt. Wollt Ihr mich jetzt wirklich wie einen Gefangenen zurückzerren?«

Dorian zögerte lange genug, um mich kurz anzusehen. »Die Dinge ändern sich. Das ist das bessere Schicksal.«

Mir wurde das Herz weit, und das letzte bisschen Angst in mir zerfiel. Dorian hatte mir die Wahrheit gesagt. Er hätte Pagiel jetzt einfach gehen und weiter im Sinne der Prophezeiung handeln lassen können. Stattdessen hatte Dorian zu mir gehalten. Seine Liebe zu mir war wirklich größer als die Eroberungsträume, denen er einmal nachgegangen hatte.

Mein Aha-Erlebnis war rasch vorbei, als ein riesiger Fuchs aus dem Unterholz gelaufen kam. Er sprang direkt auf Pagiel zu, das Maul schon aufgerissen für einen Biss in die Kehle. Plötzlich vertrockneten alle Pflanzen und Bäume im weiten Umkreis, und aus allen Richtungen schoss Wasser auf Kiyo zu. Es reichte nicht, um ihn handlungsunfähig zu machen, aber es lenkte seinen Angriff ab. Er

knallte harmlos gegen den Steinhaufen, prallte davon ab und landete geschickt ein Stück entfernt. Er schüttelte sich, dass Tropfen von seinem Maul flogen.

Jasmine, die durch den Sturm freigekommen war, stand bereits wieder und ließ das Wasser, das sie gerufen hatte, zu Boden klatschen. »Lass ihn frei, Dorian!«

So hin-und hergerissen hatte ich Dorian wahrscheinlich noch nie erlebt. Pagiel freizulassen, bedeutete wohlmöglich, dass wir ihn nie fassen würden. Ihn gefangen zu halten, machte ihn zu einem leichten Ziel für Kiyo.

»Nun mach!«, rief ich.

Und rums, zerbröckelte das Gebilde aus Steinen und Erde und gab Pagiel gerade noch die Zeit, Kiyos nächster Attacke auszuweichen. Der Junge fiel zu Boden, aber bis dahin hatte ich die Sache im Griff. Ich zog das Wasser hoch, das Jasmine gerufen hatte, verwandelte es in einen Nebel, der im Wind wirbelte. Ich bewegte das ganze Gebilde, umschloss Kiyo mit einer dichten Wolke,

durch die er nicht sehen konnte. Einen Moment später spürte ich, wie der Wind und der Luftdruck zunahmen. Pagiel, von dem ich angenommen hatte, dass er sich absetzen würde, war immer noch da und fügte seine Magie der meinen hinzu. Er vertraute uns vielleicht nicht, aber er wollte es auch nicht uns überlassen, Kiyo anzugreifen.

Während der Mini-Windsturm stärker wurde, konnte ich spüren, wie um Kiyo herum der Druck zunahm. Auch das war Pagiels Werk, und mir wurde klar, wie hoch die Chancen waren, dass er Kiyo damit umbrachte. Zweifelsohne hatte er genau das vor. Ich stellte für ihn immer noch eine Grauzone dar, aber er wusste mit Schwarz-Weiß-Sicherheit, dass Kiyo eine Bedrohung war. Ich hätte die Magie neutralisieren können, stand aber vor einem Dilemma: Sollte ich es tun? Nach all den Problemen, die Kiyo verursacht hatte, wäre es da nicht besser, ihn los zu sein? Und war es nicht Pagiels Recht, sich gegen einen Mordanschlag zur Wehr zu setzen?

Ich hatte Kiyo einmal geliebt und fühlte mich immer noch mit ihm verbunden. Das ließ sich schwer überwinden, aber er hatte mir ja wohl genug angetan, dass es möglich sein sollte.

Diese Gedanken schossen mir in Windeseile durch den Kopf. Bevor ich noch etwas unternehmen konnte, fiel Pagiel zu Boden, die Augen weit aufgerissen. Unvermittelt wurde meine Magie nicht mehr unterstützt. Pagiel griff sich an den Hals, schnappte nach Luft. Einen Moment lang fiel mir nur ein, dass ihn Luftmagie erstickte ... bloß war außer ihm und mir ja niemand hier, der sie beherrschte.

»Pagiel!« Jasmine eilte zu ihm. Er zuckte und wand sich jetzt. Ich hielt meinen Griff um Kiyo aufrecht und lief ebenfalls zu Pagiel, kniete mich hin. Er gab keinen Laut mehr von sich, was ein schlechtes Zeichen war. Er versuchte eindeutig immer noch, nach Luft zu schnappen, und sein Gesicht und seine Kehle schwellen an wie von einem anaphylaktischen Schock.

Ich versuchte, ihn zu stabilisieren, fragte mich

hektisch, was ich tun konnte. Aber ich verfügte weder über Heilmagie noch über eine moderne Adrenalin-spritze. Sein Gesicht lief seltsam lilarosa an, und ich wusste, dass wir ihn verlieren würden.

»Dorian?«, fragte ich. Er war jetzt auch bei uns und sah auf Pagiel hinunter, mit einem qualvollen Ausdruck im Gesicht.

»Das geht über meinen Verstand.« Er hob den Kopf und sah sich auf der Lichtung um. »Hier ist noch jemand anders.« Er stand wieder auf und löste in der Hoffnung, diesen Jemand aus seinem Versteck zu scheuchen, mehrere Erdstöße aus.

Aber es nutzte nichts, es war schon zu spät. Pagiel hatte aufgehört, um Luft zu kämpfen. Pagiel hatte überhaupt aufgehört, zu kämpfen. Der Thronerbe des Sturmkönigs war tot.

KAPITEL 27

»Nein!«, schrie Jasmine. Tränen liefen ihr das Gesicht hinab, und sie schüttelte ihn. »Können wir keine Herz-Lungen-Wiederbelebung machen oder so was? Setz die Luft ein! Gib ihm welche!«

Ich starrte voller Trauer auf den Jungen hinab. Sein Gesicht und sein Hals waren jetzt so angeschwollen, dass es mir absolut unmöglich war, mit Gewalt Luft in ihn hineinzubekommen – nicht, wenn alle Wege in seine Lunge blockiert waren. Ich konnte ja nicht den Körper kontrollieren.

Unvermittelt drang eine weiche Stimme aus dem Wald herüber. »Ich bin gleich hier, Dorian. Du kannst ruhig aufhören mit deiner Schau.«

Maiwenn erschien, glitt voran in einem silbrig blauen Kleid, das in dieser Umgebung deplatziert wirkte. Ihre hellblonden Haare flossen ihr den Rücken hinab, und sie sah wie

das California-Girl aus, als das ich sie immer gesehen hatte. Dorian hörte wirklich mit dem Erdbeben auf, aber seiner angespannten Haltung nach hielt er seine Magie weiterhin bereit. Maiwenn ließ den Baum los, an dem sie sich festgehalten hatte.

»Wie hast du das gemacht?«, fragte ich.
»Deine Magie ... sie heilt doch.«

Maiwenn zuckte leicht mit den Achseln. »Das eine ist wie das andere. Meine Magie versteht, wie der Körper arbeitet. Leid zufügen ist ebenso leicht wie Heilen.«

Ich war fassungslos, wie locker sie über das reden konnte, was sie eben getan hatte. Dorian hatte keine solchen Probleme. »Wirst du denn nachts auch leicht schlafen können«, fragte er ruhig, »wenn du weißt, dass du einen unschuldigen Jungen getötet hast?«

»An ihm war überhaupt nichts Unschuldiges«, erwiderte Maiwenn unverblümt. »Ich habe unseren beiden Welten viel Ärger erspart. Ihr solltet dankbar sein. Wenn ihr nun die Güte hättet, Kiyo

loszulassen. Ich würde mich gern auf den Weg machen.«

»Dankbar?«, fauchte ich. »*Dankbar?* Ich werd dir zeigen, wie dankbar ich bin!«

Im Bruchteil einer Sekunde zog ich die geladenen Teilchen in der Luft zusammen und schuf einen Blitz, um ihn mitten in Maiwenn hineinzujagen. Ich wollte ihn gerade loslassen, da hörte ich Jasmines Kreischen hinter mir. Ich hatte keine Ahnung, was da gerade passierte, aber ich schaffte es, den Blitz abzulenken, sodass er stattdessen nur Zentimeter neben Maiwenn in einen Baum einschlug. Ohrenbetäubender Donner rollte um uns herum, und der Baum verging in einer spektakulären Explosion von Feuer und Holz. Mir taten die Ohren weh, und Maiwenns bluteten wahrscheinlich von dem Lärm.

Ich drehte mich sofort zu Jasmine um. Sie wand sich auf dem Boden. Ihr Gesicht war schmerzverzerrt. »Es ist wie ... tausend Nadeln ... als ob mein Körper in Flammen steht ...«

»Verflucht noch mal!« Ich starrte Maiwenn finster an. Dunkle Wolken bildeten sich über uns, und der Wind wirbelte ruhelos um uns herum. »Hätte ich bloß zugelassen, dass er dich erschlägt! Lass sie frei.«

»Nein. Es war im Gegenteil klug von dir, mich zu verschonen«, sagte Maiwenn. »Ich habe den Zauber bereits gewirkt. Ihr Körper steht nahe davor, sich selbst zu zerreißen. Nur meine Macht hält den Zauber noch in Schach. Töte mich, und er wird seine volle Wirkung entfalten. Dann wird sie nichts mehr retten.«

»Scheißdreck«, sagte Jasmine mit zusammengebissenen Zähnen. »Warum ... muss immer ... ich ... die Geisel sein?« Ich sah besorgt zu ihr, aber bis jetzt schien der Zauber vor allem Schmerzen zu verursachen. Es machte nicht den Eindruck, als ob sie wie Pagiell zu sterben drohte – noch nicht.

»Also«, sagte Maiwenn. »Ich will nicht noch einmal darum bitten müssen. Lasst Kiyoo frei.«

Ohne Pagiells zusätzlichen Druck war Kiyoo einfach nur in meinem nebeligen Wirbelwind

gefangen. Ungemütlich, aber nicht tödlich. Wütend und frustriert – aber ohne Handlungsmöglichkeiten – ließ ich ihn los. Er hatte immer noch die Gestalt eines riesigen Fuchses, und sein Fell war klatschnass. Er sah sich rasch um und trottete dann zu Maiwenn hinüber. Sie legte ihm eine Hand auf den Kopf. Er blieb in seiner Fuchsgestalt, und ich wusste von früheren Erfahrungen her, dass er, je größer der Fuchs war, umso länger brauchte, um sich wieder zurückzuverwandeln.

»Wir werden jetzt gehen«, sagte Maiwenn. »Ich kann den Zauber über eine gute Distanz hinweg aufrechterhalten und werde ihn neutralisieren, sobald ich ein sicheres Gefühl habe. Sollte ich zuvor irgendein Anzeichen wahrnehmen, dass ihr mich verfolgt, werde ich loslassen, was zurückgehalten wird. Das einzig Gute, was dann mit ihr passiert, wird sein, dass es vorbei ist.«

»Wann ist ein solches Monstrum aus dir geworden?«, donnerte ich. Es war kaum zu

glauben, dass sie und ich einmal Freundinnen und Verbündete gewesen waren. »Aus euch beiden? Was du getan hast, ist schlimmer als alles, was Pagiel hätte erreichen können. Selbst wenn ihr heute entkommt, glaubst du ernsthaft, dass ich euch damit davonkommen lasse?«

»Was willst du denn tun?«, fragte sie mit einer Amüsiertheit, dass ich ihr am liebsten die Haare ausgerissen hätte. »Meinem Reich den Krieg erklären?«

»Ich könnte das durchaus«, sagte Dorian kühl. »Du hast innerhalb meiner Grenzen einen meiner Untertanen getötet. Das ist nach Auffassung der meisten Leute ein kriegerischer Akt. Tatsächlich hast du erst vor ein paar Stunden einen bewaffneten Trupp in mein Land geschickt.«

»Das mag sein«, gab sie zu. »Aber seid ihr zwei bereit, euch wieder in einen Krieg zu stürzen? Dafür hat niemand von uns die Reserven, nicht nach der Plage. Und ich bezweifle, dass ihr viele Verbündete finden

werdet, nicht einmal unter denen, die die Prophezeiung unterstützt haben. Pagiell hatte sich zum Glück noch nicht genug etabliert, dass irgendjemand seinetwegen einen Rachefeldzug starten könnte.«

»Davon weiß ich nichts«, sagte ich. Um uns herum brannte die Luft von dem anwachsenden Sturm, der auf meine Emotionen reagiert hatte. »Eine Person gibt es, die sofort loslegen würde.«

»Zwei«, sagte Dorian.

»Drei«, keuchte Jasmine.

Maiwenn lächelte erneut. »Wie ihr wünscht.« Sie begann sich zurückzuziehen, Kiyo an ihrer Seite. »Denkt daran – irgendein Anzeichen, dass wir verfolgt werden, und sie stirbt.«

Die beiden verschwanden zwischen den Bäumen. Ich nahm Jasmines Hand und lächelte sie so aufmunternd an, wie ich konnte. »Es hört bald auf.« Ich sah Dorian an, und mein Lächeln verschwand. »Sie hat geblufft, oder? So groß kann ihre Reichweite nicht sein. Wir folgen ihr, sobald sie Jasmine

freigibt. Falls sie das überhaupt macht. Wir haben ja wohl kaum einen Grund, ihr zu trauen.«

Dorian strich sich einige Haare aus dem Gesicht. Er sah erschöpft aus. »Nein, aber ich glaube, sie wird einen weiteren Mord vermeiden wollen, wenn sie kann. Sie hat große Töne gespuckt, wie wenig ihr Pagiels Tod ausmacht, aber sie weiß, dass jedes Verbrechen seine Konsequenzen hat.«

»Pagiel ...«, flüsterte ich.

Ich blickte hinüber, dort, wo er lag, gleich neben Jasmine, und mir wurde schlecht. Ich schloss ihm die Augen, strich mit einem Finger seine Wange entlang. Es war nicht fair, was sie ihm angetan hatte. Nichts von alledem hier war fair. Technisch gesehen war er älter als mein menschliches Alter, aber ansonsten so viel jünger. Jung und so voller Potenzial. Er war in eine Rolle hineingedrängt worden, um die er nicht gebeten hatte, war verwirrt von dem, was er wollte und was andere von ihm erwarteten. Er war wegen

Worten getötet worden, die lange vor seiner Geburt ausgesprochen worden waren, und nun hatten sich alle Wunder, die er vielleicht in der Welt gewirkt hätte, erledigt.

Dorian legte einen Arm um mich und küsste mich auf die Schläfe. »Ich weiß«, sagte er nur. Jasmine schnappte plötzlich nach Luft, als wäre sie unter Wasser gewesen und gerade aufgetaucht. »Scheiße«, sagte sie und untersuchte kritisch ihre Arme und Beine.

»Besser?«, fragte ich und wischte mir die Tränen ab. Es machte bloß Platz für mehr.

Sie nickte, aber ihr ganzes Gesicht verzerrte sich, als sie zu Pagiel hinübersah. »Nein«, sagte sie. »Das kann nicht wahr sein. Nicht wirklich ...« Sie schüttelte seinen Arm, wollte ihn wach rütteln, aber als ihr die Wahrheit dämmerte, brach sie in Schluchzen aus, gegen das meine paar Tränen überhaupt nichts waren. Momente wahrer Zuneigung waren in unserer Beziehung selten gewesen, aber da wusste ich, dass sie jung war und mich brauchte und dass ich für sie da sein

würde.

Ich nahm sie in die Arme, und sie weinte an meiner Schulter. »Ist okay. Du bist okay. Das wird schon alles werden.« Ich hatte wirklich keine Ahnung, ob das stimmte oder nicht. In diesem Moment schien es unwahrscheinlich. Aber während ich sie hielt, wurde mir klar, wie dankbar ich war, dass sie lebte und noch Teil meines Lebens war. Ihre Worte, dass immer sie die Geisel wäre, hallten in meinem Kopf wider, und ich sah in Dorians mitfühlende Augen.

»Alle, die mir wichtig sind, werden immer wieder gegen mich benutzt«, sagte ich leise. »Warum?« Es war ein wiederkehrendes Thema. Varia hatte mich im Weidenland damit in Schach halten wollen. Heute war Jasmine zweimal als Geisel genommen worden. Es war wieder mal einer dieser Momente, in denen ich mich wunderte, wie ich zugleich einen Sturm beherrschen und in anderen Situationen so hilflos sein konnte, besonders wenn es um diejenigen ging, für

die ich etwas empfand.

»Weil herzlose Leute eben so handeln«, sagte Dorian. »Sie suchen sich diejenigen als Opfer, die lieben.«

Pagiel zurück zu seiner Familie zu bringen, war mit das Schlimmste, was ich je hatte machen müssen. Ich konnte keine Feindseligkeit gegenüber Ysabel und Edria empfinden, nicht wegen ihres miesen Charakters und noch nicht einmal dafür, dass sie die Wahrheit über Pagiels Abstammung verheimlicht hatten. Ihr Kummer war zu groß, und hinter ihren ganzen Intrigen waren sie einfach normale Frauen, die jemanden geliebt und verloren hatten. Ich hätte auch geheult und die Welt angeschrien, wenn es nicht Pagiel, sondern Isaac gewesen wäre – was leicht hätte passieren können.

Es war verständlich, dass ein Teil ihrer Trauer sich in Wut verwandelte. Sie gaben allen die Schuld an seinem Tod, vor allem mir. Ich hatte mich ja schon selbst wegen der Sachen fertiggemacht, die heute passiert

waren, und mich gefragt, ob ich irgendetwas hätte anders machen können. Dorian beruhigte sie und überzeugte sie am Ende, dass hier allein Maiwenn die Schuld traf. Die Art, wie Pagiell gestorben war, so grausam sie auch gewesen war, bewies aber immerhin die Verantwortlichkeit Maiwenns dafür. Ysabel und Edria forderten einen Feldzug gegen Maiwenns Reich, aber da hielt Dorian sich bedeckt.

Und ich hielt mich bedeckt, was Dorian betraf. Es galt, mit den Auswirkungen von Pagiells Tod fertig zu werden, was mir wenig Zeit ließ, mit Dorian zu reden.

Ich beobachtete ihn viel und stellte fest, dass ich die Zeit vermisste, in der wir zusammen gewesen waren. Ich hatte nicht vergessen, dass er am Ende zu mir gehalten hatte. Er hatte mir einen Beweis nach dem anderen geliefert. Jetzt war ich an der Reihe.

Aber der richtige Zeitpunkt war gar nicht so leicht abzapassen. Wir hatten beide zu viel zu tun. Am ehesten konnte ich noch an dem Tag

meiner Abreise nach Tucson mit ihm reden, und selbst da nur kurz.

»Ich muss eine Weile zurückgehen«, erklärte ich. »Ich weiß nicht, für wie lange. Es sind noch alle möglichen Sachen abzuschließen.«

Dorian nickte. »Das verstehe ich.«

Ich sah weg. »Ich wollte noch sagen ... na ja, danke. Danke für alles, dafür, dass du zu mir gehalten hast. Ich hätte nie an dir zweifeln sollen. Und ich weiß, dass es noch einiges zu klären gibt –«

Er legte eine Hand unter mein Kinn, zwang mich, ihn anzusehen. »Eugenie, Eugenie. Ich habe es dir doch schon einmal gesagt. Ich muss mir über nichts klar werden. Ich weiß, was ich will. Ich will *dich*. Nicht nur als Bettgefährtin oder Verbündete. Ich will, dass du bei mir bist, immer. Ich will dieselben Scherze mit dir teilen und dir in die Augen schauen, wenn ich aufwache. Ich glaube, eines Tages – hoffentlich früher als später – wirst du das auch wollen. Bis dahin werde ich hier sein und auf dich warten.«

Er gab mir einen sanften Kuss, und das war unser Abschied.

Ein Abschied, der mich in Tucson immer wieder einholte und mir den Atem stocken ließ. Dabei hatte ich eigentlich jede Menge Ablenkung. Mom, Roland und ich machten Pläne dafür, die Zwillinge nach Tucson zu holen, was ich kaum erwarten konnte. Ich brannte sehr darauf, sie zu sehen, und hatte wenig Geduld für die Sachen, die vorher noch erledigt werden mussten.

Aber nicht alles davon war lästig. Ich war mir zwar sicher, dass Candace und Charles uns bereitwillig allen Babybedarf mitgeben würden, den sie gekauft hatten, aber meine Mom und ich verbrachten trotzdem viel Zeit damit, selbst ein paar Sachen zu besorgen. Diese Momente waren für mich mit die friedlichsten seit Langem, und ich verbrachte Ewigkeiten damit, in Geschäften die Babykleidung zu befühlen und zu prüfen und mich zu fragen, wie sehr Ivy und Isaac wohl gewachsen waren.

Eines Tages war ich mit meiner Mutter in einer Einkaufsstraße und suchte nach Wiegen. Für mich sahen sie alle prima aus, aber Mom verwickelte den Verkäufer in eine lange Diskussion und wollte alle möglichen Details wissen. Ich erklärte irgendwann, einen Kaffee zu brauchen, und versprach, bald wieder zurück zu sein. Ich glaube nicht, dass die beiden überhaupt gemerkt haben, dass ich weg war. Ich fand am anderen Ende der Einkaufsstraße einen Coffeeshop und hatte gerade meinen Latte bekommen, als eine wohlbekannte Stimme hinter mir sagte: »Eugenie.«

Ich fuhr so schnell herum, dass ich meinen halben Kaffee verschüttete. Kiyoko stand vor mir.

Die Unmenge von Leuten um uns herum verschwand, und der Fokus meiner Welt verengte sich ganz auf ihn. Der ganze Zorn und die ganze Trauer, die ich in diesen letzten Wochen verspürt hatte, kamen wieder hoch, und dazu die Bilder, wie andere mit ihrem

Leid hatten fertig werden müssen. Vielleicht hatte Kiyo den tödlichen Stoß nicht selbst ausgeführt, aber er wäre eben auch dazu imstande gewesen. Ich konnte nicht fassen, dass er sogar die Unverfrorenheit besaß, mir über den Weg zu laufen. Ich hatte ihn für klüger gehalten.

»Pass auf«, warnte er mit einem Blick nach oben. Ich hatte unbewusst wieder das Wetter beeinflusst, und ein paar Leute waren stehen geblieben und starrten verblüfft zu den dunklen Wolken hoch, die buchstäblich aus dem Nichts gekommen waren. »Du willst doch keine Panik auslösen.«

»Wäre nicht das seltsamste Wetterphänomen hier in der Gegend«, sagte ich. »Auch nicht, dass du von einem Blitz getroffen wirst.«

Er lächelte ohne Humor. »Aber das machst du nicht. Nicht inmitten so vieler Leute.«

Er hatte recht. Ich konnte Blitze mit fast hundertprozentiger Präzision heraufbeschwören, aber trotzdem, es war hier

so voll, dass uns die Leute sogar streiften, wenn sie nicht anders vorbeikamen. Ich konnte ihn erwischen, aber dabei aus Versehen auch jemand anderen verletzen. *Das sind noch nicht mal Leute, die ich kenne oder gern habe*, dachte ich bitter. *Aber wieder einmal sind mir die Hände gebunden.*

»Ich gehe davon aus, dass das hier kein Zufall ist«, sagte ich. »Hast du darauf gewartet, mich in der Öffentlichkeit abpassen zu können?«

»Ja. Ich dachte mir, dass ich in einer eurer Burgen nicht gerade herzlich empfangen werde.«

»Da liegst du richtig.«

Er seufzte. »Eugenie ... es gibt ein paar Dinge, die ich dir sagen muss. Ich habe lange darüber nachgedacht, ob ich es tatsächlich tun sollte, aber ... na ja, keine Ahnung. Ich fühle mich mies wegen dem, was mit Pagiel passiert ist ... und allem anderen.«

Ich verspürte den Drang, ihm eine zu knallen.

»Ach ja? Vielleicht hättest du darüber mal nachdenken sollen, *bevor* deine beschissene Freundin ihn umgebracht hat!« Meine Unflätigkeit trug mir ein paar verdatterte Blicke von Passanten ein.

»Es tut mir leid, dass es so gekommen ist«, sagte er. »Aber es war für alle besser so.«

»Am Leben lassen muss ich dich heute vielleicht, aber ich muss mir ganz bestimmt nicht wieder deinen Bullshit von wegen das ›größere Wohl‹ anhören.« Ich wandte mich ab und ging.

»Warte, Eugenie –« Er griff nach meiner Schulter. Ich schlug seine Hand sofort weg, blieb aber stehen. »Bitte. Es gibt noch zwei Sachen, die du wissen musst.«

Ich verschränkte die Arme vor der Brust. »Dann mach schnell.«

Er holte tief Luft. »Erstens ... deine Kinder ... sie sind vielleicht immer noch in Gefahr.«

»Ich ... was? Wie das?«, herrschte ich ihn an. »Die Prophezeiung betrifft Isaac doch gar nicht.«

»Mai wenn sieht das ein bisschen anders. Sie befürchtet, dass die Prophezeiung vielleicht einfach auf den nächst ältesten Enkelsohn des Sturmkönigs übergeht.«

Mir blieb für einen Moment die Spucke weg. »Von allem hirnrissigen Scheiß, den ich mir bis jetzt anhören durfte – und glaube mir, ich habe jede Menge gehört –, dürfte das glatt auf Platz eins stehen. Weißt du eigentlich gar nicht, wie bescheuert sich das anhört?«

»Ich sage ja nicht, dass *ich* das so sehe.« In seiner Stimme war genug Unsicherheit, um ihn Lügen zu strafen.

»Wenn du das nicht so sehen würdest, dann würdest du dich gegen sie stellen und aufhören, den Botenjungen für sie zu spielen.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich kann sie nicht hängen lassen. Doch nicht jetzt. Wir stimmen in vielen anderen Dingen überein, und ich habe nicht vor, mich demnächst auf die Jagd nach deinen Kindern zu machen. Ich versuche bloß, dich zu warnen, dass vielleicht jemand anders das tut.«

»Auch das spielt überhaupt keine Rolle, wenn du danebensitzen und immer noch mit der Frau dicketun kannst, die sie jagen will«, grollte ich. »Was ist deine andere *wichtige* Info? Kommt jetzt noch so was Durchgeknalltes?«

Nun sah Kiyoo erst recht so aus, als ob er sich nicht wohl in seiner Haut fühlte. »Ich ... na ja, kommt drauf an. Ja. Nein. Keine Ahnung.« Er holte tief Luft. »Eugenie, ich hätte dir das schon längst sagen sollen. Keine Ahnung, warum ich es nicht getan habe. Ich meine, ich hatte meine Gründe ... aber na ja, ich weiß nicht.«

Für so was fehlte mir die Geduld, völlig egal, wie sehr er hier einen auf jämmerlich oder hin-und hergerissen machte. »Kiyoo, ich hab die Nase voll von deinen tollen ›Gründen‹, weil die nämlich alle einen Dreck wert sind. Spuck's einfach aus.«

Er nickte entschlossen und legte los. »Eugenie ... ich bin nicht der Vater deiner Kinder. Sondern Dorian.«

KAPITEL 28

Als mein Flugzeug aufsetzte, erinnerte mich Alabama ein bisschen ans Eichenland – also ans alte Eichenland. Seit meinem letzten Besuch war es Herbst geworden, und er hatte endlich Regen für das Gras und die roten und gelben Bäume gebracht. Es war wunderschön, aber ich verwendete nur einen kurzen Gedanken darauf, bevor ich mich wieder anderen, dringlicheren Angelegenheiten zuwandte.

Zwei Wochen waren vergangen, seitdem Kiyo mich in der Einkaufsstraße aufgespürt hatte. Diese zwei Wochen lang war ich wie betäubt durch die Gegend gestolpert. Zuerst hatte ich ihm natürlich nicht geglaubt. Ich hatte ihn fassungslos angestarrt und dann losgelacht. Das hatte sich schlecht vermeiden lassen. Was er gesagt hatte, war zu lächerlich gewesen.

»Und ob du der Vater bist«, hatte ich

schließlich gesagt. »Ich hab damals mit niemand anderem geschlafen – außer Dorian, meine ich. Aber das war, bevor ich die Antibiotika genommen habe. Danach war ich mit dir zusammen.« Ich hätte Isaac und Ivy gegen nichts auf der Welt eingetauscht, aber es machte mich trotzdem immer noch ganz fertig, dass ich nur wegen des idiotischen Fehlers schwanger geworden war, parallel zur Antibabypille noch Antibiotika zu nehmen.

»Und wie lang war der Zeitraum zwischen uns beiden?«, hatte Kiyo ruhig gefragt. »Ungefähr eine Woche?«

Ich hatte genickt. »Ungefähr, ja.«

»Das reicht. Selbst wenn du genau in diesem Moment nicht fruchtbar gewesen bist, konntest du kurz danach immer noch schwanger werden. Besorg dir einen Ratgeber und lies es nach.« Seine Lippen hatten sich gekräuselt. »In demselben Kapitel steht wahrscheinlich auch das mit den Antibiotika.«

Sein selbstgefälliges Grinsen hatte mir

überhaupt nicht gefallen. »Angenommen, das stimmt, woher weißt du dann so genau, dass sie nicht von dir sind, sondern von Dorian?«

»Weil, na ja ... Ich hab mich, ähm, sterilisieren lassen.«

Das war der Moment gewesen, in dem mein Leben einen Hüpfen von Feenmärchen zu Vormittags-Talkshow gemacht hatte. Es hatte nur noch gefehlt, dass sich die Menschenmenge in ein Studiopublikum verwandelte und ein Talkmaster mit einem Mikrofon hervorsprang, um uns beiden die Ergebnisse des Vaterschaftstests zu präsentieren. Es war zu unwirklich. Zu abgedreht, selbst für meine Verhältnisse.

Kiyo hatte mir alles erklärt. Kurz nachdem Maiwenn schwanger geworden war, hatte er beschlossen, sicherzustellen, dass es in seinem Leben nie wieder eine ungewollte Schwangerschaft geben würde. Das war besonders wichtig gewesen, als er mit mir zusammengekommen war. Aus unserer Beziehung war rasch etwas Ernstes

geworden, und wir waren davon ausgegangen, lange zusammen zu sein. So sehr er das damals auch gewollt hatte, er hatte trotzdem nicht riskieren dürfen, aus Versehen den Thronfolger des Sturmkönigs zu zeugen.

»Ich kann die medizinischen Unterlagen hervorkramen, wenn du möchtest«, hatte er hinzugefügt. »Andererseits brauchst du dir die Kinder wahrscheinlich bloß anzugucken, um zu merken, dass sie ganz anders aussehen als ich.«

Ja ... das war mir schon aufgefallen. Ich hatte einfach angenommen, dass sie nach mir kamen, aber wenn in Wirklichkeit Dorian der Vater war ... da würde sich schwer sagen lassen, wessen Gene die dominanten waren, da wir beide rote Haare und helle Haut hatten.

»Ich weiß echt nicht, was das Bescheuertste an der ganzen Sache ist«, hatte ich zu Kiyo gesagt. »Dass du immer so eisern in Sachen Verhütung gewesen bist, ohne je zu erwähnen, dass du gar keine Kinder zeugen

kannst, *oder* dass du mich hast denken lassen, dass du tatsächlich dazu imstande wärest, deine eigenen Kinder zu töten!« Nicht dass es viel besser gewesen wäre, die Kinder von jemand anderem töten zu wollen. Schrecklich war es so oder so.

»Ich hab gedacht ... na ja, Dorian war sowieso schon auf deiner Seite. Aber ich hab gedacht – nein, *gewusst*, wenn er erst mal erfährt, dass sie von ihm sind, dass es dann noch schwerer werden würde, an sie ranzukommen.«

Zweifelsohne. Dorian würde Städte dem Erdboden gleichmachen, wenn er damit die Sicherheit seiner Kinder gewährleisten konnte. Trotzdem war es kaum zu fassen, dass Kiyo eine solche Lüge derart lange hatte durchziehen können.

»Und warum erzählst du mir das jetzt?«, hatte ich gefragt. »Warum soll ich jetzt auf einmal alles wissen?«

Kiyo hatte mit den Schultern gezuckt. »Weil es richtig so ist, besonders nachdem du mir

im Eibenland geholfen hast. Außerdem ist ja jetzt, wo sich die unmittelbare Bedrohung durch die Prophezeiung erledigt hat, ein bisschen Druck raus.«

»Das sieht deine liebe Maiwenn aber anders.«

»Ja. Und noch ein paar andere auch. Selbst Leute, denen die Prophezeiung egal ist, haben immer noch Angst vor dir, Eugenie. Über diese Kinder lässt sich Druck auf dich ausüben.«

Kurz danach war Kiyo gegangen und in den ahnungslosen einkaufenden Massen untergetaucht. Ich hatte ihn gehen lassen, und zwar nicht bloß, weil ich ihm in der Öffentlichkeit kaum etwas hätte tun können, sondern weil ich wirklich zu verdattert war, um etwas zu unternehmen. Als ich schließlich wieder einigermaßen beieinander gewesen war, hatte ich mir sofort ein Buch über Schwangerschaft besorgt und erfahren, dass er die Wahrheit sagte; man konnte an den fruchtbaren Tagen wirklich auch dann noch

schwanger werden, wenn der Sex schon ein paar Tage her war. Ich erfuhr mehr über Eizellen und Spermien, als ich je hatte wissen wollen, aber bei dem, was ich mir bis jetzt so geleistet hatte, war ein bisschen Nachhilfe kein Fehler.

Und nun war ich wieder in Alabama und würde endlich meine Kinder wiedersehen. Seit meinem letzten Besuch war fast ein Vierteljahr vergangen, und irgendwie rechnete ich schon fast damit, dass sie total groß geworden waren und demnächst aufs College kamen. Ich hatte noch niemandem erzählt, wer in Wirklichkeit ihr Vater war. Das behielt ich für mich, weil ich nicht wusste, wie ich damit umgehen sollte. Es drohten ja alle möglichen Konsequenzen.

Ich nahm mir einen Leihwagen und fuhr raus aufs Land zu Candace und Charles. Das Häuschen sah noch genauso aus wie früher, nur dass die Landschaft drum herum nicht mehr so verdorrt und verbrannt war. Ich hatte die beiden vorgewarnt, dass ich kommen

würde, und sie erwarteten mich praktisch an der Tür, als ich eintraf. Candace jauchzte vor Freude und stürzte sich auf mich und erdrückte mich fast. Selbst der sonst so zurückhaltende Charles umarmte mich. Evan war auch da und freute sich ebenso wie die anderen.

Isaac und Ivy waren alles, was ich mir hätte erhoffen können, und noch ein bisschen mehr. Sie waren gewachsen, aber definitiv noch ein ganzes Stück vom College entfernt. Sie sahen so aus wie die rundlichen Babys im Fernsehen immer. Keine Schläuche mehr, keine Sauerstoffmasken. Nur Pausbacken und neugierige Augen, die ständig mehr von der Welt mitbekamen. Bei den Augen musste ich zweimal hingucken. Sie waren dunkelblau gewesen, wie bei den meisten Neugeborenen in der Frühchenstation. Jetzt waren sie zwar immer noch bläulich, aber mit einem Schuss Grün darin – demselben Grün wie in Dorians Augen. Da hätte ich fast angefangen zu weinen.

»Schau nur, wie sie gewachsen sind«, sagte Candace stolz und gab mir Isaac. In diesem Haushalt wurden keine Versuche mit geschlechtsneutraler Erziehung gemacht. Isaac trug einen Strampler mit Raketen drauf, Ivy einen mit Rüschen. »Die Ärzte haben gesagt, dass sie durch die frühe Geburt vielleicht ein bisschen hinterherhinken könnten in ihrer Entwicklung, verglichen mit anderen Kindern in ihrem Alter. Aber schau – sie können jetzt schon fast ihr Köpfchen oben halten.«

Ich war noch nie auf die Idee gekommen, dass es eine große Leistung sein könnte, den Kopf oben zu halten, doch als ich sah, wie Isaacs kleine Nackenmuskeln ackerten, um das zu schaffen, wurde mir klar, dass es wirklich eine Riesensache war.

»Eigentlich hinken sie überhaupt nicht hinterher«, fuhr sie fort. »Die Ärzte sind total erstaunt, wie gut sie sich entwickelt haben.«

Lag das am Feinenblut? Wenn sie die Gefahren der ersten Wochen erst einmal

hinter sich hatten, waren Feine bemerkenswert zäh. Man konnte schlecht wissen, ob es daran lag, aber es war mir auch egal. Die Zwillinge waren gesund und munter, und das war das Einzige, was zählte.

Für den Rest des Tages wollte ich sie kaum wieder hergeben. Ich wickelte sie sogar zum ersten Mal, weil ich nicht von ihnen getrennt sein wollte. Alles an ihnen war perfekt. Jedes Glucksen, jeder Zeh, jeder Atemzug. Wir machten jede Menge Small Talk, aber das Gespräch kam immer wieder auf die Zwillinge zurück. Niemand fragte, wo ich gewesen war. Die Reeds vergötterten Isaac und Ivy eindeutig geradezu, und sie wurden es nie leid, mir auch die kleinsten Einzelheiten aus ihrer Zeit mit den Zwillingen zu erzählen. Ich wurde es nie leid, mir sie anzuhören.

Später am Abend überzeugte Candace mich schließlich davon, dass ich sie in ihre Wiegen legte. Beide waren eingeschlafen, und sie zitierte aus irgendeinem Buch darüber, wie man Babys beibrachte, allein zu schlafen. Ich

kapierte es nicht ganz, dachte mir aber, dass sie schon wissen würde, wovon sie sprach. Die Zwillinge hatten zueinanderpassende Wiegen in einem Schlafzimmer, das zu einem Kinderzimmer mit allen Schikanen umgebaut worden war. Es gab Schäfchen und Hasen an den Wänden und überall Pastellfarben.

Ich blieb noch dort, nachdem sie gegangen war, und sah den Zwillingen beim Schlafen zu. Jede winzige Bewegung verzauberte mich. Ich war so gefesselt, dass ich erst merkte, dass Evan ins Zimmer getreten war, als er direkt hinter mir stand.

»Ich werde mal langsam heimfahren«, sagte er leise. »Und wollte mich verabschieden. Bist du morgen da?«

»Bestimmt.«

»Dann komme ich noch mal.« Seine freundlichen blauen Augen richteten sich auf die schlafende Ivy. »Die hauen einen ganz schön um, hm?«

»Umhauen ist noch gar kein Ausdruck«, sagte ich wahrheitsgemäß.

»Was wirst du jetzt machen?«, fragte er. Es war sein üblicher entspannter Tonfall, aber darunter verbarg sich eine Spur Besorgnis. »Denkst du immer noch, dass du vielleicht hierbleibst? Oder willst du sie mitnehmen?«

Ich sah, wie Ilys Finger im Schlaf zuckten, und mir tat das Herz weh. »Ich weiß es nicht«, gestand ich. »Ich hab gedacht, wenn ich zurückkomme ... na ja, dass dann alles geklärt wäre. Dass die Gefahr vorüber wäre, aber nun hat sich herausgestellt, dass sie vielleicht weiterbesteht.«

Überraschung erhellte Evans Züge. »Wenn es Probleme gibt, dann werden wir alles tun, damit sie sicher sind, das weißt du.«

»Ich weiß«, sagte ich mit einem Lächeln. »Glaub mir, das weiß ich.«

Und an der Stelle wurde es schwierig. Ich hatte sie mit nach Tucson nehmen wollen. Nachdem das mit Dorian als ihrem Vater erst einmal gesackt war, hatte ich sogar überlegt, Ivy und Isaac mit ihrer andersweltlichen Herkunft vertraut zu machen. Dann ... als die

Zeit verging, begann ich, an mir selbst zu zweifeln. Ich musste daran denken, was Kiyo über Maiwenn gesagt hatte, dass sie Isaac immer noch als potenzielle Bedrohung einschätzte. Noch schlimmer waren seine Andeutungen gewesen, dass die Zwillinge auch einfach deshalb in Gefahr geraten konnten, weil vielleicht jemand auf eine Machtprobe aus war.

Diese letzte Gefahr konnte ich fast ausschließen. Immerhin erholte sich die Anderswelt noch von der Plage, da dachte kaum jemand an Eroberungen. Und trotzdem ... ich wusste genug darüber, wie heiß Feine darauf waren, sich die Schwäche anderer Monarchen zunutze zu machen. Manche hielten das Risiko vielleicht für akzeptabel. Außerdem gab es genug quälende Beispiele aus der letzten Zeit, als man diejenigen, die mir lieb und teuer waren, gegen mich verwendet hatte. Ich hatte für Varias Erpressungsversuch wegen der Eisenkrone nur Hohn und Spott übrig gehabt, aber wenn

sie nun Isaac auf dem Arm gehabt hätte bei ihrer Drohung? Wenn sie diese schräge Hirnschmelzsache mit ihm gemacht hätte? Da wäre es doch zweitrangig gewesen, die Macht der Eisenkrone für sie einzusetzen und ihr zu helfen, ein paar Königreiche abzutreten. Ich musste wieder an das denken, was Dorian gesagt hatte: *Weil herzlose Leute eben so handeln. Sie suchen sich diejenigen als Opfer, die lieben.*

»Ich kann sie wahrscheinlich beschützen, wenn ich sie mitnehme«, erklärte ich Evan. »Ich habe viele Möglichkeiten, sie zu beschützen.« Eine Burg, Ringe von Wachsoldaten und magisch Begabten ... in der Anderswelt wimmelte es von Schutzvorkehrungen. »Aber ich glaube fast, dass sie hier sicherer aufgehoben wären. Ich glaube auch, dass sie hier ein normaleres Leben hätten.« Für Sicherheit, das war mir während meiner Schwangerschaft klar geworden, zahlte man einen Preis. In der Anderswelt würden Isaac und Ivy ihre Kindheit

damit verbringen, ständig Wachen im Nacken zu haben. So ging es den meisten Adeligen. Bloß, wollte ich das? Hier, in der Zurückgezogenheit, konnten sie draußen herumrennen ohne Schatten, die über sie wachten. »Wie entscheidet man sich da als Mutter? Wie entscheidet man sich zwischen *ziemlich* sicher und *wahrscheinlich* sicher? Es ist wirklich nur ein winziger Unterschied, aber ...«

»... aber du hast das Gefühl, dass dieses winzige bisschen entscheidend ist«, führte er den Satz zu Ende.

Ich nickte und ließ mich in einen Schaukelstuhl sinken. »Geht ja auch gar nicht anders. Wenn es um ihre Sicherheit geht, darf ich auch das kleinste Detail nicht unbeachtet lassen.«

Er schob seine Hände in die Taschen seiner Jeans, schlenderte herüber und lehnte sich neben mir an die Wand. »Du könntest sie jederzeit besuchen.«

»Ich weiß.« Ich hatte auf meinem Weg

hierher wieder alle möglichen Umwege gemacht. So würde es immer sein, wenn ich die Zwillinge in Huntsville ließ. Nicht ideal, aber die Sache wert. »Die letzten Monate sind grässlich gewesen, weißt du. Ich hab ständig an Isaac und Ivy denken müssen.«

»Wie denn auch nicht?«

»Ich möchte das nicht noch mal durchmachen, zumal es diesmal um einen deutlich längeren Zeitraum gehen würde.« Es mochte Jahre dauern, bis ich fand, dass es sicher war, sie aus diesem Schlupfwinkel zu holen. »Und andererseits ... wenn es ihnen hilft, dann bringe ich dieses Opfer. Es wird wehtun, keine Frage. Und ich werde es hassen ... aber machen kann ich es. Das Problem ist ihr Vater ...«

So war es nämlich. Nach der Freude, dass meine Kinder nicht von jemandem gezeugt worden waren, der sie umbringen wollte, war ich mir über ein paar Realitäten klar geworden. Dorian wollte Kinder, wollte unbedingt welche. Einerseits wäre ich am

liebsten auf der Stelle zu ihm gelaufen, um ihm die guten Neuigkeiten zu erzählen. Er wäre begeistert gewesen, mehr als begeistert. Für ihn wäre ein Traum in Erfüllung gegangen.

Bloß würde er nie zulassen, dass dieser wahr gewordene Traum irgendwo in der Menschenwelt versteckt gehalten wurde.

Er würde die Zwillinge in die Anderswelt bringen wollen – nicht wegen irgendwelcher hochfliegenden Pläne, sondern einfach, um ihnen ein liebevoller Vater zu sein. Wie ich schon gesagt hatte, er würde Städte dem Erdboden gleichmachen, wenn er damit die Sicherheit seiner Kinder gewährleisten konnte. Er würde seine sämtliche Macht ausspielen, um sie in der Anderswelt zu beschützen, und ich bezweifelte, dass sich irgendein Argument über ihre Sicherheit hier vorbringen ließ, das ihn umstimmen würde. Er hatte es schon nicht eingesehen, als es um meine Sicherheit gegangen war. Bei seinen Kindern war es völlig ausgeschlossen. Noch

einmal, *wahrscheinlich* würden sie sicher sein. Aber wenn irgendetwas schiefging, dann hätten unsere Feinde gleich zwei mächtige Monarchen, die sie erpressen konnten.

Ich konnte mir bereits jedes Argument denken, das kommen würde, wenn ich Dorian erzählte, dass ich Isaac und Ivy dort gelassen hatte, wo sie waren. Ich bezweifelte, dass er sie finden würde. Eine Suche in der Menschenwelt war schon schwierig genug für jemanden wie Kiyo – und für einen Feinen nahezu unmöglich. Aber Frieden würde es dann nicht für mich geben. Dorian würde nie mit seinen Versuchen aufhören, mich dazu zu bringen, ihm zu erzählen, wo sie waren. Das würde sich auf jede Anstrengung auswirken, die wir vielleicht unternahmen, um wieder zu unserer alten Beziehung zurückzufinden, und auch das schmerzte mich.

»Stellt er eine Gefahr für sie dar?«, fragte Evan.

»Hm?« Ich brauchte einen Moment, um zu

begreifen, dass ich nicht ausgeführt hatte, warum der Vater der Zwillinge ›das Problem‹ war. »Nein«, sagte ich. »Absolut nicht. Er würde sie lieben. Er würde alles für sie tun – außer sie hierzulassen, selbst wenn es das Beste wäre. Dafür würde er sie zu gern bei sich haben wollen.«

»Das kann ich verstehen«, sagte Evan ernst. »Du sagst immer wieder ›würde‹.«

»Er weiß nicht, dass er der Vater ist.« Ich seufzte. »Wenn ich es ihm sage ... es wäre der glücklichste Tag seines Lebens. Wenn nicht, dann wäre ich die Einzige, die darunter leidet, von ihnen getrennt zu sein. Er würde in seliger Unwissenheit leben.«

Evan schüttelte den Kopf. »Das sind hässliche Alternativen.«

Ich starrte auf das dunkle Fenster, ohne es wirklich zu sehen. »Dass er es nicht weiß, nimmt gerade aus vielen Problemen den Druck raus – bloß dass es zwischen uns immer vor allem darum gegangen ist, wie wichtig Ehrlichkeit ist und wie wir das

Vertrauen wiederherstellen. Vor allem mir ist das total wichtig. Wie scheinheilig wäre es da von mir, das einzufordern und ihm dann so etwas nicht zu sagen?«

Ein paar Sekunden lang sagte Evan nichts. »Dann ... kommt ihr gerade wieder zusammen.«

Ich sah zu ihm nach oben und begriff erst jetzt, was meine Worte bedeuteten. Evan hatte immer noch diese Alles-ist-gut-Miene aufgesetzt, aber ich sah eine Spur Enttäuschung in seinen Augen. Es hatte zwischen uns keine Versprechungen gegeben, aber er hatte sich bei meiner Rückkehr immer noch Hoffnungen gemacht.

»Evan, ich –«

Er hielt eine Hand hoch und lächelte mich freundlich an. »Mach dir deswegen keinen Kopf. Es ist das, was du möchtest, und ich freue mich für dich. Es wird sich nicht auf das auswirken, was ich für diese Kinder tue.«

Ich wollte mich immer noch entschuldigen, respektierte seinen Wunsch aber und verkniff

es mir. Immer wieder zu sagen, wie leid es mir tue, und mich entschuldigen ... tja, davon würde es ihm auch nicht besser gehen. Davon würde es nur mir besser gehen. Er musste das in seinem eigenen Tempo verarbeiten.

»Wie lange würdest du sie ihm denn vorenthalten?«, wandte sich Evan wieder meiner Zwickmühle zu.

»Ich weiß nicht. Jahrelang. Vielleicht, bis sie Teenager sind.« Ich ächzte. »Gott, es klingt ja schon grässlich, das nur zu sagen. Was für ein Mensch kommt überhaupt nur auf so eine Idee?«

»Jemand, der seine Kinder liebt«, sagte er geradeheraus.

»Wird er mir das je verzeihen, wenn er es erfährt?«, fragte ich düster. »Würdest *du* das? Du würdest dich doch auch nicht freuen, wenn du erfährst, dass dir deine Freundin so etwas seit Jahren verheimlicht hat.«

»Nein. Ich wäre ganz schön sauer. Aber ich wäre auch heilfroh, zu erfahren, dass meine

Kinder gesund und munter und sicher sind.«

Ich stand auf und ging zu den Wiegen. »Wäre das genug? Würde es die Lüge ausgleichen?«

Er dachte nach. »Das weiß ich nicht.«

Ich sah zwischen den beiden schlafenden Umrissen hin und her, und da ging das mit den Tränen los. Ich weinte nicht oft. Als Pagiel gestorben war und selbst in den hormonelleren Momenten der Schwangerschaft waren kaum Tränen geflossen. Nun schüttelten sie mich richtig, als der ganze Schmerz, den ich so lange für mich behalten hatte, herausbrach. Ich weinte um Dorian, um das Geheimnis, das ich vor ihm bewahren musste. Ich weinte um Isaac und Ivy, die einen großen Teil ihres Lebens verbringen würden, ohne die Wahrheit über ihre Eltern zu wissen. Und ich weinte um mich, weil mich jeder Tag, den ich von meinen Kindern getrennt war, schmerzen würde.

Evan nahm mich in die Arme und ließ mich an seiner Brust weinen. Er sagte mir nicht,

dass schon alles gut werden würde, und dafür war ich dankbar.

»Ich will sie nicht verlassen«, schluchzte ich.

»Ich weiß«, sagte er.

Ich schniefte. »Eine so schwere Entscheidung habe ich noch nie treffen müssen ... und glaub mir, ich hab schon ein paar ziemlich heftige hinter mir.«

Evan nickte. »Das liegt daran, dass sie sich bis jetzt immer bloß um dich selbst gedreht haben. Alles ändert sich, wenn man das Leben von jemand anderem in der Hand hat.«

KAPITEL 29

Meine Königreiche freuten sich über meine Rückkehr, sowohl die Lande an sich als auch die Leute. Überall herrschte gute Stimmung. Der Großteil der Zerstörungen war beseitigt, und dank der Zunahme an eigenen Ernten und an Importen aus den nicht betroffenen Königreichen waren weniger strenge Rationierungen erforderlich. In der Anderswelt wurde die Beziehung zwischen Monarch und Land als heiliges Band angesehen. In vielerlei Hinsicht betrachteten die Leute ihren Monarchen als Erweiterung des Landes – was vielleicht gar nicht so abwegig war. Es bedeutete jedenfalls, dass ein Großteil der Ehre für die Wiedergeburt des Landes mir zufiel. Ich wollte das Lob zurückweisen, zumal ich den Eindruck hatte, dass unser Erfolg vor allem der Umsicht meiner Untergebenen zu verdanken war, aber man machte mir klar, dass ich mir das abschminken konnte.

Ich hatte ein paar freudige, wenn auch bittersüße Wochen in Huntsville verbracht, bevor mich ein kurzer Aufenthalt in Tucson zurück in die Anderswelt führte. Candace hatte mir noch ein Geschenk mitgegeben: ein Babybuch mit Eintragungen zur Entwicklung der Kleinen, Fotos und sogar kleinen, flaumigen Haarlocken (die definitiv rötlich aussahen). Sie hatte versprochen, mir durch ein System, das fast genauso kompliziert war wie meine Reiseroute, regelmäßig Fotos für mein Buch zukommen zu lassen, sodass die Zwillinge keine Fremden sein würden, wenn ich sie wiedersah. Dorian würde zwar vielleicht noch eine Zeit lang nichts von seinem Nachwuchs erfahren, aber ich hatte vor, nach ihnen zu sehen, wenn es sich machen ließ.

Im Dornenland erwähnte ihn niemand, also ergab ich mich schließlich und brachte gegenüber Shaya das Thema auf Dorian, als wir gerade einen Garten voller blühender Kakteen inspizierten. Auch die

Mesquitebäume blühten und erfüllten die Luft mit ihrem süßen, berausenden Duft. In Tucson wurde es allmählich Winter, und der war dort zwar recht mild, aber darum wusste ich das perfekte, immer gleiche Klima des Dornenlandes umso mehr zu schätzen.

»Hat sich, ähm, Dorian nach mir erkundigt?«

Sie begutachtete gerade mit kritischem Blick eine Stützmauer und sah überrascht auf.

»Nein, nicht dass ich wüsste. Ich hatte seit Eurer Abreise nur einmal mit ihm zu tun. Aber jemand hat ihn nach Euch gefragt, und er sagte nur, dass Ihr Euch um wichtige Angelegenheiten kümmern müsstet und schon zurückkehren würdet, wenn Ihr so weit wäret.« Sie zögerte, weil sie mir eigentlich nie Ratschläge zu meinem Privatleben gab. »Ich glaube ... ich glaube, er wartet auf Euch, Majestät.«

Er wartet auf mich. Das hatte er vor meiner Abreise gesagt. Dorian hatte mir alles offen dargelegt. Er hatte seine Liebe und Treue immer wieder bewiesen. Ich hatte Evan

gesagt, dass ich gerade dabei war, wieder mit Dorian zusammenzukommen. Ich hatte es sogar im Kopf einigermaßen akzeptiert. Aber irgendetwas in mir bremste. Ich hatte noch zu handeln und musste es auch. Dorian hatte mir sein Herz geöffnet. Es wurde Zeit, dass ich ihm eine Antwort gab.

Ich übersprang das Protokoll und reiste allein ins Eichenland. Meine Sicherheit stellte vielleicht keine dringliche Sorge mehr dar, aber der Status verlangte, dass ich eine Eskorte hatte. Ich genoss es jedoch, einmal für mich zu sein, und lächelte, als ich sah, dass einige der Bäume des Eichenlands schon mit feurigem Herbstrot betupft waren. Dorian war noch nicht ganz so weit, sein Reich in die Jahreszeit gleiten zu lassen, die er liebte, aber sie rückte näher.

Als ich mich seiner Burg näherte, fragte ich mich für einen Moment, ob ich lieber Feinenkleider hätte anziehen sollen. Ich trug eines meiner Lieblingsoutfits, Jeans und ein Def-Leppard-Shirt. Nein, hätte ich nicht. Das

hier drückte aus, wer ich war. Ich würde nicht versuchen, ein Image zu erschaffen, das darüber hinausging. Kurz bevor ich die Burg betrat, setzte ich jedoch die Krone auf, die er mir einmal geschenkt hatte. Es war ein zartes kleines Etwas, winzige goldene Rosen und Smaragde. Sie gefiel mir, weil sie von ihm war und weil sie nicht zu protzig wirkte.

Ich wurde von den Wachen freundlich empfangen und durch einen der rückwärtigen Ausgänge nach draußen gebracht. Ich rechnete damit, Dorian in einem der vielen Innenhöfe anzutreffen, in denen er seine Zeit verbrachte, wurde aber stattdessen weiter hinaus ins Gelände und schließlich auf eine kleine, hübsche Lichtung geführt, die von den Bäumen umstanden war, die dem Eichenland seinen Namen gegeben hatten. Dorians Hofstaat saß im Gras verteilt auf Decken und machte an dem sonnigen Tag ein Picknick. Alle waren auf die Mitte der Lichtung konzentriert, in der ein recht großer Teich lag. Ein Weg aus sehr kleinen Trittsteinen führte

ungefähr bis zur Teichmitte durch das Wasser. Dort, auf dem vordersten Stein, balancierte Muran. Er schwitzte sichtlich, aber ich bezweifelte, dass das von der Wärme kam.

Dorian stand am Rand wie eine Art verrückter Zirkusdirektor, und das Sonnenlicht ließ sein langes Haar aufgleißen. Mit eleganter Geste ließ er einen Stein durch die Luft schweben und vor Muran im Wasser landen. Der Diener, der bereits schwankte, sprang dankbar mit dem anderen Fuß auf den neuen Stein.

»Eugenie, die Königin von Vogelbeere und Dorn«, verkündete der Herold.

Dorian sah herüber, und seine Überraschung verwandelte sich rasch in Freude. Dass sein normalerweise träges Lächeln einmal eine solche Liebe ausdrückte, kam so selten vor, dass ich weiche Knie bekam.

»Meine Liebe«, sagte er. »Du kommst genau richtig. Ich demonstriere gerade, wie wir auf unserer Reise ins Eibenland diese

unglaubliche Brücke geschaffen haben. Muran assistiert mir dabei.« Wieder landete ein Stein vor Muran, der sofort mit einem Fuß daraufsprang.

Es war so ziemlich das Albernste, was ich Dorian je mit Muran hatte anstellen gesehen – und ich hatte ein paar ziemlich alberne Sachen miterlebt. Ich lachte laut auf. Auf einmal war ich dermaßen glücklich, Dorian zu sehen, dass ich dachte, mein Herz würde gleich platzen. Unser Leben war dermaßen voller Komplikationen gewesen, dass ich mir nicht gestattet hatte, wirklich zu fühlen oder zur Kenntnis zu nehmen, was ich fühlte. Ich liebte ihn seit einer ganzen Weile, wurde mir klar, und ich hatte nicht vor, meine Gefühle weiter zu verleugnen.

Unter Ignorierung der guten Sitten lief ich zu ihm und warf meine Arme um ihn. Ich küsste ihn wild, und er zögerte nicht, den Kuss mit gleicher Leidenschaft zu erwidern. Er legte eine Hand auf meine Hüfte, die andere in meinen Nacken. Er zog mich so nahe an sich

heran, wie man einander bekleidet nur kommen konnte, und mein ganzer Körper entbrannte von diesem Kuss. Ich hatte das Gefühl, davon verschlungen zu werden, und es war mir recht.

Öffentliche Zurschaustellungen von zärtlichen Gefühlen waren für die Feinen völlig normal, aber ich hatte nie einen Hehl daraus gemacht, dass ich das ablehnte. Ich hatte sie stets zurückgewiesen, ganz egal wie sehr Dorian versucht hatte, mich dazu zu bringen. Jetzt war es mir völlig egal, wer zusah. Es kam sogar ziemlich überraschend, als Dorian es war, der sich aus dem Kuss löste, auch wenn er mich weiterhin fest in seinen Armen hielt.

»Das«, sagte er, »dürfte so ziemlich das Erstaunlichste sein, was seit einer ganzen Weile geschehen ist.«

Ich sah zu ihm hinauf und verlor mich einen Moment lang in dem Grün seiner Augen, das unsere Kinder auch bereits entwickelten. »Du hast mir gefehlt«, sagte ich schlicht.

Seine Lippen kräuselten sich zu einem

Lächeln. »Selbst dann bin ich nicht ganz sicher, was ich getan habe, dass mir eine solche Begrüßung vergönnt ist.

»Was hast du nicht getan?«, fragte ich in Anspielung auf seine ständigen rhetorischen Fragen »Was würde ich nicht für dich tun?«.

»Ähm, Eure Majestät ...«

Muran zitterte die Stimme, und als ich hinübersah, war er gefährlich kurz davor, ins Wasser zu fallen. Dorian betrachtete mein Gesicht noch einen Moment länger, bevor er sich schließlich umdrehte, um zu schauen, was sein Diener wollte. »Hä? Ach, das.« Mit einer ungeduldigen Geste schickte Dorian eine ganze Reihe Steine über das Wasser, die den Pfad vervollständigten. Muran rannte ihn hinunter und sackte mit sichtlicher Erleichterung zusammen, sobald er die andere Seite erreicht hatte. Dorian wandte seine Aufmerksamkeit mir zu.

»Ich war mir nicht sicher, ob du zurückkehren würdest«, sagte er. »Ich dachte mir, dass es in der Menschenwelt alles Mögliche gibt, das

dich beschäftigt hält.«

Ich erwiderte sein Lächeln. »Ja. Aber davon gibt es hier auch jede Menge.«

»Ich sehe schon.« Dorian strich meine Wange entlang und berührte dann den Rand meiner Krone. »Jeans und Smaragde. Das nenne ich mal eine modische Aussage.«

»So ist mein Leben«, sagte ich. »Ich glaube nicht, dass ich auf eine der Welten verzichten kann. Und auf dich kann ich auch nicht verzichten.«

»Nun, das versteht sich von selbst«, sagte er hochnäsiger, als hätte ich gerade die größte Absurdität der Welt geäußert. »Wer könnte das schon?«

Weitere geistreiche Bemerkungen à la Dorian verhinderte ich mit dem nächsten Kuss. Sein Hofstaat seufzte selig, als wäre es das Beste, was sie je erlebt hatten. Es war definitiv das Beste, was *ich* seit einer ganzen Weile erlebt hatte. Mein Leben war zwischen zwei Welten gespalten, aber er sorgte dafür, dass ich ganz blieb. In seinen Armen und

seinem Kuss verloren, konnte ich eine komplette strahlende Zukunft mit ihm vor mir sehen. Das Geheimnis von Isaac und Ivy brannte in mir, und ich bedauerte diese Unaufrichtigkeit. Gleichzeitig hatte ich jetzt, wo ich bei ihm war, ernstliche Zweifel, dass es mir wirklich gelingen würde, die Wahrheit vor ihm zu verbergen. Dorian war ziemlich unwiderstehlich.

Aber welche Entscheidungen ich auch treffen würde, es würden *meine* Entscheidungen sein. Es war meine Entscheidung, mit ihm zusammen zu sein. Meine Entscheidung, in Arizona als Schamanin zu arbeiten. Meine Entscheidung, die Königin von Vogelbeere und Dorn zu sein. Meine Zukunft gehörte mir.

Und nicht irgendeiner Prophezeiung.

DANKSAGUNG

Eugenies Geschichte zum Abschluss zu bringen, ist bittersüß. Sie ist meine erste richtige Actionheldin – und obendrein ein Rotschopf wie ich. Das Schreiben ihrer Serie hat mir großen Spaß gemacht, und ich danke allen Freunden und Verwandten, die mich umsorgt und unterstützt und mir beim Ausdenken neuer und schrecklicher Monster geholfen haben, die Eug bezwingen konnte! Mein herzlicher Dank geht an Lektor John Scognamiglio bei Kensington, der es mit Eugenie probieren wollte und dabei geholfen hat, dass ihre Geschichte verlegt wird. Dank auch an meinen tollen Literaturagenten Jim McCarthy dafür, dass er diese Bücher auf jedem Schritt des Weges begleitet hat. Und zu guter Letzt kann ich gar nicht oft genug sagen, wie dankbar ich all den Fans bin, die Eugenies Reisen durch beide Welten verfolgt haben. Eure Begeisterung ist es, die mir das

Schreiben zu einer immerwährenden Freude werden lässt.

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
*Shadow Heir bei Zebra Books, Kensington Publishing
Corp.*

Deutschsprachige Erstausgabe August 2012 bei LYX
verlegt durch EGMONT Verlagsgesellschaften mbH,
Gertrudenstraße 30–36, 50667 Köln

Copyright © 2012 by Richelle Mead

Published by Arrangement with Kensington Publishing
Corp., New York, NY, USA Dieses Werk wurde vermittelt
durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827
Garbsen Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
2012

bei EGMONT Verlagsgesellschaften mbH

Alle Rechte vorbehalten

Konvertiert : von Darkmon

Redaktion: Nicola Härms

Umschlaggestaltung: Birgit Gitschier, Augsburg

Umschlagillustration: Artwork © Max Meinzold unter

Verwendung mehrerer Motive von Shutterstock

(Tereshchenko Dmitry, Lisa A) Satz und eBook: Greiner &
Reichel, Köln ISBN 978-3-80258957-7

www.egmont-lyx.de

Table of Contents

[Titel](#)

[Widmung](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)

[Danksagung](#)

[Impressum](#)